

Friedrich Engels

Schriften der Frühzeit

Aufsätze, Korrespondenzen, Briefe, Dichtungen
aus den Jahren 1838—1844 nebst einigen Karikaturen
und einem unbekanntem Jugendbildnis
des Verfassers

Gesammelt und herausgegeben

von

Gustav Mayer



Springer-Verlag
Berlin Heidelberg GmbH

1920



Friedrich Engels

Eine Biographie

Von

Gustav Mayer

Ergänzungsband zum ersten Bande



Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH 1920

Friedrich Engels

Schriften der Frühzeit

Aufsätze, Korrespondenzen, Briefe, Dichtungen
aus den Jahren 1838—1844 nebst einigen Karikaturen
und einem unbekanntem Jugendbildnis
des Verfassers

Gesammelt und herausgegeben

von

Gustav Mayer



Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH 1920

ISBN 978-3-662-23091-6 ISBN 978-3-662-25059-4 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-662-25059-4

**Alle Rechte, insbesondere das der Über-
setzung in fremde Sprachen, vorbehalten**

Copyright 1920 by Springer-Verlag Berlin Heidelberg

Ursprünglich erschienen bei Julius Springer in Berlin 1920

Dem Andenken

L u d w i g F r a n k s

gefallen in Lothringen

am 3. September

1914

Vorbemerkung.

In diesem Bande findet der Leser Briefe, Aufsätze, Korrespondenzen und Dichtungen von Friedrich Engels aus seinem achtzehnten bis vierundzwanzigsten Jahre vereinigt. Erst durch ihre Auffindung wurde es mir möglich, in dem kürzlich im gleichen Verlage veröffentlichten ersten Bande seiner Biographie die geistige Entwicklung des jungen Engels von ihren Anfängen ab nachzuzeichnen. Diese Zeugnisse einer von starkem innerem Erleben und unermüdlichem Vorwärtsstürmen angefüllten Jugend glaube ich der Öffentlichkeit übergeben zu dürfen, ohne auf wenige einleitende Blätter noch einmal zusammenzudrängen, was dort in einem ganzen Bande zur Darstellung gelangte. Dieser Vorbemerkung liegt nur ob, Rechenschaft abzulegen, wie alle diese mit einer Ausnahme von der Wissenschaft bisher noch nicht beachteten geistigen Äußerungen des jungen Engels zusammenkamen, mit welchem Recht ich sie ihm zuschreibe und unter welchem Gesichtspunkt ich sie auswählte.

Bei einer Durchsicht des der wissenschaftlichen Bearbeitung noch harrenden Briefwechsels Johann Jacobys, den die Enkel Guido Weiss', die ihn erben, der Königsberger Stadtbibliothek überwiesen hatten, stieß ich vor einer Reihe von Jahren auch auf einen Brief, in dem Eduard Flottwell, der demokratisch gesinnte älteste Sohn des preußischen Staatsmanns, im November 1841 dem Verfasser der Vier Fragen von dem Berliner Kreise der „Freien“, in dem er viele Anregungen fände, erzählt. Dabei gedenkt er u. a. des „bekannten Oswald aus dem Telegraphen“, der, eigentlich ein junger Kaufmann aus der Rheinprovinz, soeben sein Militärjahr in Berlin abdiene, um hier Schelling und Werder zu hören. Gleich damals kam mir die Vermutung, daß dieser Oswald Friedrich Engels sein müsse, auf den alle jene Angaben paßten. Bei gründlicherer Nachforschung ergab sich aktenmäßige Gewißheit. Nun hatte freilich schon in seiner 1885 erschienenen Geschichte der ersten sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland Georg Adler einer Jubiläumsnummer der Barmer Zeitung zu ihrem fünfzigjährigen Bestehen die An-

gabe entnommen, daß Engels in früher Jugend im Telegraph Briefe aus dem Wuppertal, später eine gegen Schelling gerichtete Broschüre veröffentlicht habe und daß auch ein Christliches Heldengedicht in vier Gesängen, das 1842 erschien, ihm zugeschrieben wurde. So wenig wie Adler selbst ist jedoch damals oder später irgend einer seiner zahlreichen sozialdemokratischen Kritiker dieser Spur nachgegangen, so leicht es gewesen wäre, die Wahrheit festzustellen, da Engels selbst noch in voller Schaffenskraft unter den Lebenden weilte. Wie es mir dann gelang, den sicheren Beweis zu erbringen, daß Friedrich Oswald niemand anders als Friedrich Engels war, habe ich kurz vor Ausbruch des Krieges in dem von Professor Carl Grünberg in Wien redigierten Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung darlegt. Da der jugendliche Autor dieses zu wiederholten Malen dem Leser des vorliegenden Bandes bestätigen wird, so bedarf es kaum mehr der Erwähnung, daß seit dem Erscheinen jenes Artikels auch noch neue archivalische Funde mir diese Tatsache bekräftigt haben. In den Briefen an die Brüder Wilhelm und Friedrich Graeber bekennt sich Engels klipp und klar sowohl als Friedrich Oswald wie als der Verfasser jener dem Pietismus in dem „Zion der Obskuranten“ scharf ins Gesicht leuchtenden Briefe aus dem Wuppertal.

Diese Briefe, die im März und April 1839 in dem von Gutzkow in Hamburg herausgegebenen Telegraph für Deutschland erschienen, trugen keine Unterschrift. Das Pseudonym, dessen sich Engels, bis er 1844 in den Deutsch-Französischen Jahrbüchern zuerst mit seinem wahren Namen hervortrat, so vielfach bedient hat, tauchte zum ersten Mal im November 1839 in der kleinen Korrespondenz „Aus Elberfeld“ auf, die als eine Ergänzung zu der vorausgegangenen Charakteristik der Literatur des Wuppertals gedacht war. Daß hier statt Friedrich Oswald die Unterschrift S. Oswald lautete, war zweifellos nur ein Druckfehler. Schon der im Telegraph unmittelbar folgende Aufsatz über die Deutschen Volksbücher ist gleich den zahlreichen anderen, die nach ihm erschienen, mit Friedrich Oswald gezeichnet. Desselben Pseudonyms bediente sich Engels für die umfangreiche Besprechung von Alexander Jungs Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen in den Deutschen Jahrbüchern vom 7. bis 9. Juli 1842 und in dem hübschen, aber wegen des Erlöschens des Blattes fragment gebliebenen Reisebericht: Lombardische Streifzüge im Berliner Athenaeum vom 4. und 11. Dezember 1841. Öfter verkürzte er auch das von ihm angenommene und auf Rücksicht auf seine frommen Eltern sorgfältig gehütete Pseudonym. Die Initialen F. O. finden sich unter dem Aufsatz Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen in den von

Georg Herwegh herausgegebenen Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz, unter dem Tagebuch eines Hospitanten, das im Feuilleton der Rheinischen Zeitung vom 14. und 24. Mai 1842 steht, und unter der Kritik von Walesrodes Glossen und Randzeichnungen zu Texten aus unserer Zeit, die am 25. Mai dort erschien. Daneben veröffentlichte Engels aber in der Rheinischen Zeitung auch Beiträge, die bloß mit einem liegenden, ganz selten mit einem stehenden Kreuz und zwei Sternen zur Seite bezeichnet waren. Daß ich dies Zeichen auffand, verdanke ich Herrn Professor Dr. Joseph Hansen in Cöln, der unter den Überresten des Archivs dieser Zeitung das Manuskript eines Beitrages aufbewahrt, auf das Dagobert Oppenheim den Namen Engels gesetzt hatte. Dieser Beitrag ist die Abhandlung Zur Kritik des preußischen Preßgesetzes im Beiblatt der Nummer vom 14. Juli 1842. Wegen des sehr speziellen Inhalts des ziemlich umfangreichen Artikels wurde auf seinen Abdruck hier verzichtet. Nun ist es freilich mit Korrespondenzenzeichen eine eigene Sache. Die Erfahrung lehrt, daß aus irgend welchen Gründen, z. B. um eine Autorschaft zu verschleiern, solche Zeichen gewechselt oder auch auf verschiedene Mitarbeiter verteilt werden. Wir haben deshalb hier nur solche jenes Zeichen führende Beiträge aus der Rheinischen Zeitung aufgenommen, bei denen uns auch aus inneren Gründen Engels Autorschaft als völlig erwiesen erschien.

Einen unmittelbaren Hinweis darauf, daß Engels der Verfasser des Christlichen Heldengedichtes vom Triumph des Glaubens sei, besitzen wir bis jetzt bloß in jenem Artikel der Barmer Zeitung vom 1. Juli 1884, dessen übrige Angaben sich freilich ausnahmslos als richtig erwiesen haben. Sonst erwähnt nur noch ein ziemlich gut unterrichteter, aus der Reaktionszeit der fünfziger Jahre stammender Polizeibericht über Engels, den ich kürzlich bei den Akten des Berliner Polizeipräsidiums fand, daß er als Einjähriger „einige kleine Broschüren“, darunter die gegen Schelling, veröffentlicht habe. Trotzdem erscheint es mir ganz zweifellos, daß niemand anders als Engels der Verfasser der kecken Dichtung sein kann. Bemerkenswert ist auch, daß schon vor siebzehn Jahren Eduard Bernstein der richtigen Spur nahe gewesen und ihr nur deshalb nicht bis ans Ende gefolgt ist, weil er sich damals von der Annahme nicht frei machen konnte, daß nicht Engels, sondern einer seiner Freunde, der wirklich Oswald hieß, die von Ruge Bakunin zugeschriebene Kampfschrift gegen Schelling verfaßt habe. (Vgl. Dokumente des Sozialismus, herausgegeben von Eduard Bernstein, Band I, S. 552 und dazu ebendort Doubleyou [Pappenheim], Schelling und die Offenbarung, auch ein Beitrag zur Geschichte der Berliner „Freien“.)

Auch der Schweizerische Republikaner hat während der kurzen Zeitspanne, die er im Besitz des Literarischen Comptoirs in Zürich und Winterthur der deutschen radikalen Bewegungspartei zur Verfügung stand, einige ungezeichnete Korrespondenzen von Engels veröffentlicht. Dies ergab sich mir, als ich des einzigen in Deutschland vorhandenen Exemplares des seltenen Halbwochenblatts habhaft wurde. Daß die vier Briefe aus London, die hier am 16. und 23. Mai und am 9. und 27. Juni 1843 erschienen, von Engels herrühren, lehrte ein Vergleich ihres Inhalts und ihrer Tendenz mit den einschlägigen Abschnitten des Buches über die Lage der arbeitenden Klasse in England. Auch beachte man, wie ähnlich hier und in Engels bekanntem Essay über Carlyles Past and Present in den Deutsch-Französischen Jahrbüchern über das Schicksal berichtet und geurteilt wird, das damals David Friedrich Strauß Leben Jesu in England widerfuhr. Die einzige der Forschung schon bekannte Arbeit von Engels, die in unserer Sammlung Platz fand, sind die in der Pariser deutschen Zeitung Vorwärts vom 31. August bis zum 16. Oktober 1844 erschienenen Aufsätze über Die Lage Englands. Sie hatte Mehring, als er seine Ausgabe der Gesammelten Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels 1841 bis 1850 zusammenstellte, „dem künftigen Biographen als Nachlese überlassen“. Da es nur auf der Bibliothèque Nationale in Paris und auf der Wiener Stadtbibliothek noch annähernd vollständige Exemplare des Vorwärts gibt, empfahl sich für unsere Sammlung die Aufnahme dieser niemals wieder gedruckten Artikelserie, die als eine Vorstudie gelten muß für die Soziale Geschichte Englands, die Engels lange Zeit hindurch geplant, aber doch nicht zur Ausführung gebracht hat.

Unsere Zusammenstellung möchte ein unmittelbares und anschauliches Bild von dem geistigen Werdegang gewähren, den Engels genommen hatte, bevor er mit Marx in Verbindung trat. Als ich 1913 in der Neuen Rundschau Auszüge aus den erst hier jetzt vollständig wiedergegebenen Jugendbriefen Engels an die Brüder Graeber mitteilte, schrieb ich dazu: „Was wußten wir bisher über die Jugendgeschichte von Friedrich Engels? Ein paar dürre Daten besaßen wir, weiter nichts.“ Dieser Feststellung stimmte auch Max Adler zu, als ihn meine fragmentarischen Mitteilungen ermutigten, eine vorläufige Klarlegung von Friedrich Engels Anfängen zu versuchen. Doch erst die hier vorliegende Sammlung seiner Jugendschriften wird den vormarxistischen Engels völlig lebendig machen. Auf eine restlose Vollständigkeit war es bei ihr nicht abgesehen. Da es sich aus räumlichen Gründen empfahl, eine Auswahl zu treffen, so wurden u. a. der Reisebericht im Athenaeum und

verschiedene Beiträge für die Rheinische Zeitung, deren in der Biographie Erwähnung geschieht, beiseite gelassen, und der für den heutigen Leser nicht mehr hinreichend interessante Aufsatz über den Apostaten Joel Jacoby¹⁾ im Telegraph vom April 1840 unterdrückt. Wir gestehen auch, daß wir die Almanache, bei denen Engels damals einige seiner Gedichte angebracht zu haben scheint, ebensowenig aufgefunden haben, wie den Bremer Stadtboten, mit dem er sich jenen Spaß erlaubte, von dem er in seinem Brief an Wilhelm Graeber vom 27. bis 30. April 1839 berichtet. Ebensowenig ist es uns geglückt, die „gelegentlichen“ Korrespondenzen festzustellen, die Engels, wie er in einem noch ungedruckten Brief an Conrad Schmidt vom 26. September 1887 erzählt, während seiner Berliner Militärzeit an die Königsberger Hartungsche Zeitung gerichtet hat. Schwerer als zu solchen Verzichten, bei denen es sich durchweg nur um Unwesentliches handeln konnte, verstand ich mich dazu, Schelling und die Offenbarung fortzulassen. Aber die eng bedruckten fünfundfünfzig Seiten Großoktav, die diese Broschüre im Original füllt, hätten unter den heutigen Verhältnissen Umfang und Preis einer Publikation, die sich nicht nur einen gelehrten Leserkreis wünscht, über die zulässigen Grenzen hinausgetrieben. In meiner biographischen Darstellung hat die Kampfschrift gegen Schelling eingehende Berücksichtigung gefunden. Der Fachmann wird Exemplare auf Bibliotheken aufreiben, dem Laien aber mag als Ersatz der Aufsatz dienen, den Engels unter dem unmittelbaren Eindruck von Schellings Antrittsvorlesung in Berlin an den Telegraph schickte. Die Karikatur, die der Eröffnung des Vereinigten Landtags gewidmet ist, erschien in der Deutsch-Brüsseler Zeitung vom 6. Mai 1847. Wenn das Blatt bemerkte, sie wäre ihm „von einem geistvollen Dilettanten in der Zeichenkunst“ übersandt worden, so stimmte dies insofern nicht ganz wörtlich, als nicht Engels selbst, sondern Marx, wie dessen Brief an Engels vom 15. Mai beweist, sie der Redaktion zugeschickt hatte. Eine Erläuterung der Lithographie folgte in der Nummer vom 30. Mai: hinter dem Steuer stehe in einer Art Souffleurkasten der General von Thiele, den König umgeben Boyen, Bodelschwingh, der Prinz von Preußen, Fürst Solms-Lych. Den Abgeordneten aber stünden über das, was sie anhören müßten, die Haare zu Berge.

Es erschien mir gerechtfertigt, dem jungen Engels ohne einen weiteren einleitenden Kommentar das Wort zu lassen. Alle notwendigen Erläuterungen findet der Leser in den hinter den Text gesetzten Anmerkungen. Mit Rücksicht auf die der fremden, be-

1) Vgl. über Joel Jacoby H. H. Houben, Gutzkow-Funde, 1901, S. 210 ff.

sonders der alten Sprachen nicht kundigen Leser wurde, da Engels es damals liebte, seine Fingerfertigkeit in fremden Sprachen in seinen Briefen zu erproben, in der Regel die deutsche Übersetzung in Anmerkungen beigefügt. Das dem Werk vorgedruckte Porträt des jungen Engels ist ein Daguerreotyp im Besitz der Familie.

Wenn er diesen Band dem Andenken Ludwig Franks widmet, der in den ersten, hoffnungsvolleren Tagen des Krieges gefallen ist, so gedenkt der Herausgeber dabei mit wehmütiger Erinnerung besonders der warmen Teilnahme, die der hingeschiedene Freund allezeit seinen Studien über die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung entgegenbrachte.

Lankwitz-Berlin, im August 1919.

Gustav Mayer.

Inhalt.

	Seite
Aus der Lehrzeit in Bremen 1838—1841.	
Briefe an die Gebrüder Graeber vom September 1838 bis Februar 1839	3
Briefe aus dem Wupperthal	20
Briefe an Friedrich und Wilhelm Graeber vom April 1839 bis Dezember 1839	39
Die Deutschen Volksbücher	98
Karl Beck	106
Retrograde Zeichen der Zeit	110
Platen	115
Requiem für die Deutsche Adelszeitung	117
Landschaften	121
Ein Abend	127
St. Helena	131
Brief an Wilhelm Graeber vom 20. November 1840	132
Siegfrieds Heimat	134
ErnstMoritz Arndt	139
Brief an Friedrich Graeber vom 22. Februar 1841	152
Immermanns Memorabilien	155
Aus der Militärzeit in Berlin 1841—1842.	
Schelling über Hegel	167
Nord- und süddeutscher Liberalismus	174
Rheinische Feste	177
Tagebuch eines Hospitanten	179
Glossen und Randzeichnungen zu Texten aus unserer Zeit	185
Alexander Jung und das Junge Deutschland	187
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen	200
Die frechbedräute und doch wunderbar befreite Bibel oder der Triumph des Glaubens. Das ist: Schreckliche und doch wahrhafte Historia von dem weiland Licentiaten Bruno Bauer; wie selbiger vom Teufel verführet, vom reinen Glauben abgefallen, Oberteufel geworden und endlich kräftiglich entsetzt ist. Christliches Helden-gedicht in vier Gesängen. Neumünster bei Zürich, Truckts und verlegt Johann Friedrich Heß Anno 1842	209

Aus der Zeit des ersten Aufenthalts in England 1842—44.

Korrespondenzen an die Rheinische Zeitung	243
I. London, 30. November 1842, II. London, 3. Dezember, III. Aus Lancashire, 19. Dezember, IV. Aus Lancashire, 20. Dezember, V. Aus Lancashire, 22. Dezember.	
Briefe aus London an den Schweizerischen Republikaner . . .	254
I. 16. Mai 1843, II. 23. Mai, III. 9. Juni, IV. 27. Juni.	
Die Lage Englands. (Pariser Vorwärts)	266
Erläuterungen und Anmerkungen	304

**Aus der Lehrzeit
in Bremen
1838—1841**

Briefe an die Brüder Graeber

September 1838 bis Februar 1839.

An Friedrich und Wilhelm Graeber.

[1. September 1838]

Den 1. September. Herren Gebrüder Graeber aus Barmen, derzeit in Elberfeld. Indem ich mich zum Empfange des geehrten Schreibens Ihres Herrn F. Graeber bekenne, erlaube ich mir, ein paar Zeilen an Sie zu richten. Hol mich der Donner, das macht sich. Nun wollen wir gleich mit der bildenden Kunst anfangen. Nämlich mein Hausgenosse, namens George (engl. ausgesprochen) Gorrissen, der erste Hamburger Geck, der je existiert hat; nehmt das Mittel [*hier stehen zwei Zeichnungen am Rande von G.'s Kopf*] von den beiden Bildern, die da stehen, setze es auf einen schmalen Rumpf und lange Beine, gebt den Augen einen recht geflappten Blick, eine Sprache, präzise wie Kirchner spricht, nur Hamburger Dialekt, und Ihr habt das kompletteste Bild von diesem Flegel, das es gibt. Ich wollte, ich könnte ihn nur so gut treffen, wie gestern Abend, wo ich ihn auf eine Tafel malte, und so präzise, daß ihn alle, sogar die Mägde, erkannten. Sogar ein Maler, der hier im Hause wohnt und es sah, der sonst nichts gut findet, fand es sehr gut. — Es ist dieser G. Gorrissen, der geflappteste Kerl, den die Erde trägt; alle Tage hat er neuen Unsinn vor, er ist unerschöpflich in abgeschmackten und langweiligen Ideen. Der Kerl hat mindestens schon zwanzig Stunden auf seinem Gewissen, die er mich gelangweilt hat. —

Ich habe neulich Jakob Grimms Verteidigungsschrift mir gekauft, sie ist ausgezeichnet schön, und eine Kraft darin, wie man sie selten findet. An einem Buchladen habe ich neulich nicht weniger als sieben Broschüren über die Kölner Geschichte gelesen — NB. hier habe ich schon Redensarten und Sachen gelesen, besonders in der Literatur bin ich in Übung, die man bei uns nie drucken dürfte, ganz liberale Ideen etc., Raisonnements über den alten Hannoverschen Lause-Bock, ganz herrlich. —

Hier sind sehr schöne satirische Bilderbogen. — Einen sah ich schlecht gemalt, aber sehr bezeichnende Gesichter. Ein Schneider

auf einem Bock wird von dem Meister aufgehalten, und die Schuster sehen zu. Was noch mehr darauf passiert, ist in der Unterschrift ausgedrückt:

Altmeister, halten Sie mein Roß nicht auf!¹⁾

Entschuldige, daß ich so schlecht schreibe, ich habe drei Flaschen Bier im Leib, hurrah, viel kann ich auch nicht mehr schreiben, denn gleich muß der Brief auf die Post. Es schlägt schon $\frac{1}{2}4$ und um 4 Uhr müssen die Briefe da sein. Potz Donnerwetter, merkst Du, daß ich Bier im Leibe habe. —²⁾

Ihr werdet die Güte haben, mir gleich wieder was zu schmieren, meine Adresse weiß der Wurm, dem könnt Ihr's auch geben. Oh je, was soll ich schreiben? oh je, oh je, oh je, Jammer und Elend! Der Alte, d. h. der Prinzipal, geht eben heraus und ich bin ganz konfuse, ich weiß nicht was ich schreibe, mir dröhnen allerlei Töne ins Ohr. Grüßt den P. Jonghaus und den F. Plümacher, sie sollen mir schreiben und nächstens werde ich sie auch mit Signaturen langweilen. Könnt Ihr's lesen, was ich dahin saue?

Was gibst Du mir für das Pfund Konfusion? ich hab' grade eine Masse Vorrat. O Je.

Dein ergebener

Euer hochwohlgeboren ergebener

F. Engels.³⁾

An Friedrich und Wilhelm Graeber.

... den 17. September. Die schwarze Tinte zuerst, dann fängt die rote wieder von vornen an. —

Carissimi!⁴⁾ In vostras epistolas haec vobis sit respondentia. Ego enim quum longiter latine non scripsi, vobis paucum scribero, sed in germanico-italiano-latino. Quae quum ita sint, so sollt Ihr auch kein Wort Latein mehr kriegen, sondern pures, lauterer, reines, vollkommenes Deutsch. Um nun gleich von einer bedeutend wichtigen Sache zu reden, will ich Euch erzählen, daß meine spa-

¹⁾ Das Folgende ist nicht mehr zu lesen; soweit erkennbar, ist der Inhalt nicht besonders wichtig.

²⁾ Das gleiche gilt an dieser Stelle.

³⁾ Dieser Brief ist sehr schlecht erhalten. Einige Teile sind mit ganz verblichener, streckenweise nicht mehr lesbarer roter Tinte geschrieben. An den Schluß des Briefes hat Engels mit schwarzer Tinte einen Roland gezeichnet.

⁴⁾ Ihr Lieben! Auf Eure Briefe dies die Antwort! Da ich nämlich lange nicht lateinisch geschrieben habe, so werde ich Euch wenig schreiben, aber nur auf deutsch-italienisch-lateinisch. Da dies sich so verhält...

nische Romanze durchgefallen ist; der Kerl scheint ein Antroman-
tiker zu sein, so sieht er auch aus; aber ein Gedicht von mir selbst, die Beduinen, welches in Abschrift beifolgt, wurde eingerückt in ein anderes Blatt; nur veränderte mir der Kerl die letzte Strophe und richtete dadurch eine heillose Konfusion ein, nämlich er scheint das: „Zu unserm Frack, Pariser Schnitt, Paßt nicht der Wüste schlichtes Hemd, noch in die Lit'ratur Eur' Lied“ weil es barock erscheint, nicht verstanden zu haben. Der Hauptgedanke ist die Entgegenstellung der Beduinen, selbst in ihrem jetzigen Zustande, und des Publikums, welches diesen Leuten ganz fremd ist. Deshalb darf dieser Gegensatz nicht bloß durch die nackte Beschreibung, die in den beiden scharf geschiedenen Teilen gegeben ist, ausgedrückt werden, sondern er erhält am Schluß erst rechtes Leben durch die Entgegenstellung, und die Schlußfolgerung in der letzten Strophe. Nebenbei sind noch Einzelheiten darin ausgedrückt: 1. leise Ironie über den Kotzebue und seine Anhänger, mit Entgegenstellung Schillers, als des guten Prinzips für unser Theater; 2. Schmerz über den jetzigen Zustand der Beduinen, mit Entgegenstellung ihres früheren Zustandes; diese beiden Nebensachen laufen parallel in den beiden Hauptgegensätzen. Nun nimm die letzte Strophe weg, und alles fällt auseinander; wenn aber der Redakteur den Schluß weniger auffallend machen will und schließt: „Jetzt springen sie für Geld herum — nicht der Natur urkräft'ger Drang, das Aug' erloschen, alle stumm, nur einer singt 'nen Klaggesang“, so ist der Schluß erstens matt, weil er aus früher schon gebrauchten Floskeln besteht, und zweitens vernichtet er mir den Hauptgedanken, indem er den Nebengedanken: Klage um den Zustand der Beduinen und Gegensatz des früheren Zustands, an dessen Stelle setzt. Also hat er folgendes Unheil gestiftet: 1. den Hauptgedanken, 2. den Zusammenhang des Gedichts ganz und gar vernichtet. Übrigens kostet das dem Kerl wieder einen Groten (= $\frac{1}{2}$ Sgr.), denn er wird Antwort von mir erhalten in einer Predigt. Ich wollte übrigens, ich hätte das Gedicht nicht gemacht, das Ausdrücken des Gedankens in klarer, anmutiger Form ist mir ganz mißlungen; die Floskeln von Str. — sind eben nur Floskeln, Dattelland und Bileduldscherid sind ein und dasselbe, also ein Gedanke zweimal mit denselben Worten, und welcher Mißklang: „schallend Lachen zollt!“ und „Mund gewandt“! Es ist ein eigentümliches Gefühl, wenn man seine Verse so gedruckt sieht, sie sind einem fremd geworden, und man sieht sie mit viel schärferen Augen an, als wenn sie geschrieben sind.

Ich mußte tüchtig lachen, als ich mich so aufs Öffentliche transferiert sah, aber bald verging mir das Lachen; als ich das Ver-

ändern merkte, bekam ich die Wut und tobte barbarisch -- Satis autem de hac re locuti sumus!¹⁾)

Ein ganz eigentümliches Buch fand ich heute morgen bei einem Antiquar, einen Auszug der acta Sanctorum, leider nur für die erste Hälfte des Jahrs, mit Porträts, Lebensbeschreibungen der Heiligen und Gebeten; aber alles sehr kurz. Es kostete mich 12 Grote, 6 Sgr., und dasselbe gab ich für Wielands Diogenes von Sinope, oder *Σωκράτης μαινόμενος*.²⁾) —

An meiner Poesie und deren Produktionskraft verzweifle ich alle Tage mehr, seitdem ich in Goethe die beiden Aufsätze „Für junge Dichter“ gelesen habe, in denen ich mich so trefflich bezeichnet finde, wie es nur möglich ist, und aus dem es mir klar geworden, daß durch meine Reimereien nichts für die Kunst getan ist; ich werde aber nichts destoweniger fortreiben, weil dies eine „angenehme Zugabe“, wie Goethe sagt, ist, auch wohl ein Gedicht in ein Journal einrücken lassen, weil andere Kerls, die ebensolche, auch wohl noch größere Esel sind, als ich bin, es auch tun, und weil ich dadurch die deutsche Literatur weder heben noch senken werde; aber wenn ich ein tüchtiges Gedicht lese, dann fährt mir allemal ein Grimm durch die Seele: daß du das nicht hast machen können! Satis autem de hac re locuti sumus!

Meine cari amici, man vermißt Euch doch sehr! Wenn ich dran denke, wie ich oft in Eure Kammer trat, und da saß der Fritz so behaglich hinterm Ofen mit seiner kurzen Pfeife im Munde, und der Wilm in seinem langen Schläfer rauschte durch die Kammer und konnte nichts rauchen als 4-Pfennigs-Zigarren, und riß Witze, daß das Zimmer bebte, und dann rührte sich der gewaltige Feldman gleich dem *ξανθὸς Μενελάος*³⁾, und trat herein, und dann kam der Wurm im langen Rock, mit dem Stock in der Hand, und es wurde gezecht, dann ist der Teufel los, und jetzt muß man sich mit Briefen abfinden — es ist infam. Daß Ihr mir aber auch von Berlin aus tüchtig schreibt, ist constat und naturaliter⁴⁾; die Korrespondenz dahin bleibt auch nur einen Tag länger unterwegs als nach Barmen. Meine Adresse wißt Ihr, sonst ist es auch einerlei, denn ich habe mit unserm Briefträger schon so genaue Bekanntschaft gemacht, daß er mir die Briefe immer aufs Kontor bringt. Honoris causa könnt Ihr aber doch allenfalls draufschreiben: St. Martini Kirchhof No. 2. Diese Freundschaft mit dem Briefträger rührt daher, daß unsere Namen ähnlich sind, er heißt Engelke.

1) Aber davon haben wir nun genug gesprochen!

2) Der rasende Sokrates.

3) Der blonde Menelaos.

4) steht fest und ist natürlich.

— Das Briefschreiben wird mir heute etwas schwer; ich habe vorgestern einen Brief an Wurm nach Bilk und heute einen an den Strücker expediert, den ersten von 8, den zweiten von 7 Seiten, und jetzt wollt Ihr auch Eure Ration haben. — Wenn Ihr diesen Brief bekommt, ehe Ihr nach Cöln geht, so befolgt folgenden Auftrag: kommt Ihr hin, so sucht die Streitzeuggasse, geht in die Everaertsche Buchdruckerei, Numero 51 und kauft für mich Volksbücher; Siegfried, Eulenspiegel, Helena habe ich; am wichtigsten sind mir Octavian, die Schildbürger (unkomplet in der Leipziger Ausgabe), Haimonskinder, Dr. Faust, und was von den übrigen mit Holzschnitten versehen; sind mystische da, so kaufe sie auch, besonders die Sibyllenweissagungen. Bis zwei, drei Thaler mögt Ihr immerhin gehen, dann schickt sie mir per Schnellpost, gebt mir den Betrag an, so will ich Euch einen Wechsel auf meinen Alten schicken, der es gerne bezahlen wird. Oder noch mehr, Ihr könnt die Bücher meinem Alten schicken, dem ich die ganze Geschichte auseinander setzen werde, und der mag sie mir zu Weihnachten schenken, oder wie er will. — Ein neues Studium für mich ist Jacob Böhme; es ist eine dunkle, aber eine tiefe Seele. Das meiste aber muß entsetzlich studiert werden wenn man etwas davon kapiert will; er ist reich an poetischen Gedanken, und ein ganz allegorischer Mensch; seine Sprache ist ganz eigentümlich, alle Wörter haben eine andre Bedeutung als gewöhnlich; statt Wesen, Wesenheit sagt er Qual; Gott nennt er einen Ungrund und Grund, da er keinen Grund noch Anfang seiner Existenz hat, sondern selbst der Grund seines und alles andern Lebens ist. Bis jetzt habe ich erst drei Schriften von ihm auftreiben können, fürs erste freilich genug. — Doch hier will ich mein Gedicht von den Beduinen hinsetzen.

Die Glocke tönet, und empor
 Der seidne Vorhang rauscht alsbald;
 Aufmerksam lauschet jedes Ohr
 Jedwedem Wort, das dort erschallt.
 Doch heut ist's nicht Kotzebue,
 Dem sonst Ihr schallend Lachen zollt,
 Auch tritt nicht Schiller ernst hervor,
 Ausgießend seiner Worte Gold.
 Der Wüste Söhne, stolz und frei,
 Sie treten still zu Euch heran;
 Der edle Stolz — er ist vorbei,
 Die Freiheit — sie ist abgetan.
 Da springen sie für Geld herum —
 Der Knab' so in der Wüste sprang,

In Jugendlust — doch alle stumm,
 Nur einer singt 'nen Klaggesang.
 Man wundert sich ob ihrer Kraft;
 Ja, wie man sonst dem Kotzebue
 Geklatscht, wenn er sein Krämchen pfiß
 Also klatscht ihnen jetzt man zu!
 Ihr Wüstensöhne, flink und stark!
 Ihr zogt wohl sonst im Mittagsstrahl
 Hin durch Marokko's sand'ge Mark
 Und durch das milde Datteltal!
 Ihr streiftet durch die Gärten hin
 Des Landes Bileduldscherid,
 Zum Raube stand der mut'ge Sinn,
 Zum Kampfe ging der Rosse Schritt!
 Ihr saßt wohl sonst im Mondenglanz
 Am Palmenquell im dürren Land
 Und holder Märchen bunten Kranz
 Flocht Euch ein schöner Mund gewandt.
 Ihr schlummertet im engen Zelt
 Im Arm der Liebe, träumevoll
 Bis Morgenlicht den Himmel hellt'
 Und der Kameele Brüllen scholl!
 Zieht wieder heim, Ihr Gäste fremd,
 Zu unserm Frack, Pariser Schnitt,
 Paßt nicht der Wüste schlichtes Hemd,
 Noch in die Lit'ratur Eu'r Lied!

den 18ten.¹⁾

Cur me poematibus exanimas tuis²⁾, werdet Ihr ausrufen! Aber ich quäle Euch jetzt noch viel mehr damit oder vielmehr darum. Der Guilelmus³⁾ hat noch ein Heft Verse von mir, wie ich sie hinschrieb. Dieses Heft bitte ich mir aus und zwar so: Ihr könnt alles unbeschriebene Papier davon schneiden und mir sodann bei jedem Eurer Briefe ein Quartblatt beilegen, das erhöht das Porto nicht. Zur Not auch noch sonst einen Fetzen; wenn Ihr es pfißig verpackt und Ihr den Brief vor der Absendung gut preßt, etwa eine Nacht zwischen ein paar Lexika legt, so merken die Kerls nichts. — Das einliegende Blatt für Blank besorgt Ihr wohl. Ich kriege eine furchtbar ausgedehnte Korrespondenz, mit Euch nach Berlin, mit Wurm nach Bonn, nach Barmen und Elberfeld desgleichen, aber wenn ich

¹⁾ Von hier an ist der Brief mit einer roten, heute sehr verblichene Tinte quer durch den vorhergehenden Text geschrieben.

²⁾ Warum quälst Du mich mit Deinen Gedichten?

³⁾ Wilhelm.

das nicht hätte, wie sollte ich die unendliche Zeit totschiagen, die ich auf dem Comptoir, ohne doch lesen zu dürfen, zubringen muß? — Vorgestern war ich bei meinem Alten id est principalis¹⁾, seine Frau wird genannt die Altsche (italienisch alce, das Elentier geredeso ausgesprochen) auf dem Lande, wo seine Familie wohnt, und viel Pläsir gehabt habe. Der Alte ist ein köstlicher Kerl, er schimpft seine Jungens immer polnisch aus. Ihr Ledschiaken, Ihr Kaschuben! Auf dem Rückwege habe ich mich bemüht, einem Philister, der mit da war, einen Begriff von der Schönheit der plattdeutschen Sprache zu geben, habe aber gesehen, daß dies unmöglich ist. Solch ein Philister ist doch eine unglückliche Seele, aber dabei doch überglücklich in seiner Dummheit, die er für die größte Weisheit hält. Neulich Abend war ich im Theater, sie gaben den Hamlet, aber ganz schauderhaft. Doch darum will ich lieber ganz davon schweigen. — Daß Ihr nach Berlin geht, ist ganz gut, an Kunst wird Euch da wohl so viel geboten, wie sonst auf keiner Universität, ausgenommen München; dagegen die Poesie der Natur, die fehlt: Sand, Sand, Sand! Hier ist es weit besser; die Straßen außer der Stadt sind meistens sehr interessant, und durch die mannigfaltigen Baumgruppen sehr anmutig; aber die Berge, ja die Berge, das ist der Donnerwetter. Ferner fehlt in Berlin die Poesie des Studentenlebens, die in Bonn am größten ist, wozu dann das Herumschweifen in der poetischen Umgegend nicht am wenigsten beiträgt. Nun, Ihr kommt ja auch noch nach Bonn. Mein lieber Wilhelm, ich würde Dir rasend gern auf Deinen witzigen Brief ebenso witzig antworten, wenn mir nicht überhaupt aller Witz, und im besonderen jetzt gerade die Lust fehlt, die man sich nicht geben kann, und ohne die alles erzwungen ist. Aber ich fühle, es geht mit mir zu Ende, es ist mir, als ob mir verschwände jeder Gedanke aus meinem Haupt, als wenn mir das Leben würde geraubt. Der Stamm meines Geistes ganz entlaubt, denn alle meine Witze sind geschraubt, und der Kern aus der Schale herausgeklaut. Und meine Makamen, die verdienen kaum den Namen, während die Deinen Rückert den Ruhm nahmen, diese hier, die ich schreibe, die haben die Gicht im Leibe, sie hinken, sie wanken, sie sinken, ja sie schon sanken in in den Abgrund der Vergessenheit, nicht stiegen in die Höhe der Gelesenheit. Oh Jammer, da sitz' ich in der Kammer, und pochte ich an mein Haupt mit einem Hammer, es flösse doch nur Wasser heraus, mit großem Gebraus. Doch das hilft nicht einer Laus, der Geist ist drum doch nicht drin zu Haus. Gestern Abend, als ich zu Bette ging, stieß ich an meinen Kopf, und es läutete, wie wenn

¹⁾ Das ist der Prinzipal.

man an ein Gefäß mit Wasser stößt, und das Wasser an der andern Seite ans Gefäß klatscht. Ich mußte lachen, als mir die Wahrheit so derb unter die Nase gerieben wurde. Ja Wasser, Wasser! In meiner Stube spukt's überhaupt; gestern Abend hörte ich eine Totenuhr in der Wand klopfen, in der Gasse neben mir rumoren Enten, Katzen, Hunde, Dirnen und Menschen. Übrigens verlange ich von Euch einen ebenso langen, wenn nicht noch längeren Brief, et id post notas und das nach Noten.

Das ausgezeichnetste Kirchengesangbuch, das es gibt, ist unstreitig das hiesige; es enthält alle berühmten Namen deutscher Poesie: Goethe (das Lied: der Du von dem Himmel bist), Schiller (drei Worte des Glaubens), Kotzebue und viele andre. Auch Kuhpockenlieder, und was des Unsinnns mehr ist. Es ist eine Barbarei ohne gleichen; wer's nicht sieht, glaubt's nicht; dabei ein schauderhaftes Verderben aller unsrer schönen Lieder, ein Verbrechen, was sich auch Knapp im Liederschatz hat zu Schulden kommen lassen. — Bei Gelegenheit, daß wir eine Expedition Schinken nach Westindien machen, fällt mir folgende höchst interessante Geschichte ein: Es schickte einmal einer Schinken nach Havanna; der Brief mit der Berechnung kommt erst später an, und der Empfänger, der schon gemerkt hat, daß zwölf Stück fehlten, sieht nun in der Rechnung aufgeführt: Rattenfraß 12 Stück. Diese Ratten aber waren die jungen Leute auf dem Comptoir, die sich diese Schinken zu Gemüte geführt hatten; jetzt ist die Geschichte aus. — Indem ich mir erlaube, den noch übrigen Raum mit Aufgreifung und malerischer Darstollung von Äußerlichkeiten (Dr. He) auszufüllen, bekenne ich Euch, daß ich von meiner Reise Euch schwerlich werde viel können zugehen lassen, weil ich's dem Strücker und dem Wurm zu allererst versprochen; ich fürchte schon, daß ich's denen werde zweimal schreiben müssen, und dreimal die ganze Saalbaderei, mit vielem Unsinn vermischt, das wäre doch etwas zu viel. Will Euch aber der Wurm das Heft, das er freilich schwerlich vor Ende dieses Jahres bekommen wird, schicken, so ist mir's recht, sonst kann ich Euch nicht helfen, bis Ihr selbst nach Bonn geht. —

Dero ergebenster Diener
Friedrich Engels.

Grüßt den P. Jonghaus, er kann Euch einen Brief beilegen, ich hätte ihm auch geschrieben, aber der Kerl ist gewiß verrissen. Baldige Antwort. Eure Berliner Adresse!!!!!!

[Hier folgen zwei Karikaturen: Ein Genie à la mode, ein Dummkopf à la mode.]

An Friedrich Graeber.

[Bremen] 20. I. 39.

Florida.

I.

Der Geist der Erde spricht:

Dreihundert Jahre sind's, da kam gefahren
 Das trotz'ge, weiße Volk von jener Seite
 Des Ozeans, da ihre Städte waren.
 Die Inseln wurden bald der Starken Beute,
 Da hob die Faust ich aus dem Meer empor,
 Ob diese auch ihr kecker Fuß beschreite.
 Mit Wald war sie bedeckt und Blumenflor,
 Und durch die tiefen Tälerfurchen streifte
 Mein treu Geschlecht, der braunen Männer Chor.
 Der ew'ge Vater mild hernieder träuſte
 Des Segens Fülle — da die Weißen kamen,
 Es naht' ihr Schiff, das irr im Meere schweifte.
 Und ihrem Sinn gefiel das Land, sie nahmen
 Es weg, wie sie die Inseln sich geeignet,
 Für mein Volk brachten sie der Knechtschaft Samen.
 Den Furchen Gränze haben sie verleugnet,
 Sie maßen mit Quadranten meine Hand,
 Sie haben fremde Linien drein gezeichnet.
 Bald überschwemmten sie das ganze Land,
 Ein Finger ist's, den sie noch nicht bedeckt,
 Wer dahin kommt, ist in den Tod gerannt.
 Auf diesen Finger hab' ich mir gesteckt
 Jetzt einen Ring, den meine Braunen bilden;
 Sie haben ihre Speere vorgestreckt,
 Und schützen sie mich nicht mit ihren Schilden,
 Zerfeilt den Ring der Weißen Übermut,
 Dann ziehe ich samt den Weißen und den Wilden
 Die Hand herab in die empörte Flut.

II.

Der Seminole spricht:

Nicht Frieden will ich meinen Brüdern künden,
 Krieg sei mein erstes Wort, mein letztes Schlacht,
 Und wenn sich Eure Blicke dann entzünden,
 Wie Waldbrand, vom Orkane angefacht,

Dann sag' ich, daß ihr einst mit Recht mich nanntet
 Des Wortes Sonne, der entweicht die Nacht!
 Wie Ihr in wilder Jagdlust sonst entbranntet,
 Unschuld'ge Tiere, die Euch flohn zu jagen,
 Wie Ihr verfolgend Pfeil auf Pfeil entsandtet,
 So meint das Volk der Weißen Euch zu jagen —
 Daß sie das Wild, daß Ihr die Jäger seid,
 Das lasset ihnen Eure Pfeile sagen.
 Auf uns, die Roten, schauen sie mit Neid,
 Und daß sich ihr verhaßtes Weiß nicht zeige,
 Verhüllen sie sich ganz mit buntem Kleid.
 Sie nannten unser Land das blumenreiche,
 Weil mannigfache Blumen hier erblühen,
 Die sollen alle, blaue, gelbe, bleiche,
 Ein rotes Kleid sich alle überziehen
 Besprenget von der Weißen rotem Blut,
 Und der Flamingo soll nicht roter glühen.
 Zu ihren Sklaven waren wir nicht gut,
 Drum brachten sie die feigen Schwarzen her,
 Sie sollen kennen unsre Kraft und Mut!
 Kommt nur, Ihr Weißen, lüset's Euch so sehr,
 Ihr mögt die Huldigung Euch selber holen,
 Aus jedem Schilf, von jedem Baume her
 Erwartet Euch der Pfeil des Seminolen!

III.

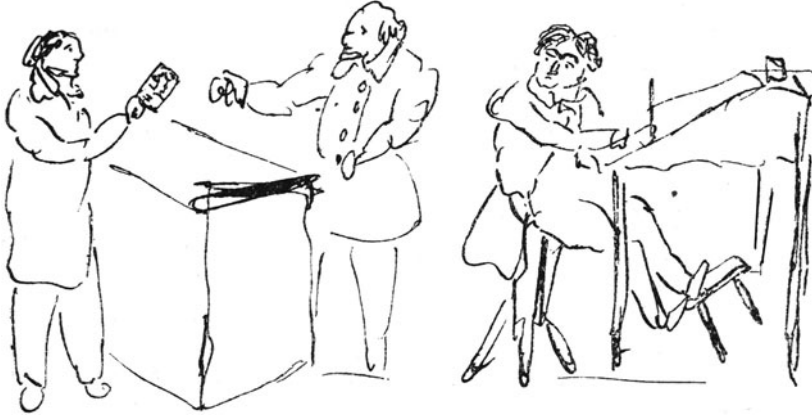
Der Weiße spricht:

Wohlan! so will ich denn zum letzten Male
 Dem rauhen Schicksal kühn die Stirne bieten,
 Will frei entgegenschauen dem Mörderstahl!
 Du bist mir wohl bekannt, Du Schicksalswüten!
 Du hast mir stets des Lebens Lust verbittert —
 Meint Ihr, daß mir der Liebe Freuden blühten?
 Die hat durch Spott mein armes Herz zersplittert,
 Die ich geliebt; ich suchte Trost im Streben
 Nach Freiheit, und vor unserm Bund gezittert
 Hat mancher König, Fürsten sahn mit Beben,
 Wie deutsche Jünglinge zusammen standen —
 Drauf hab' ich sieben Jahr von meinem Leben
 Gebüßet für die Schuld in ehrnen Banden.
 Da brachte man mich hin zum schnellen Schiffe,
 Frei sollt' ich werden, doch in fernen Landen. —

Die Küste winkt! Da auf dem Felsenriffe
 Zerbirst das Schiff, und in die wilde Brandung,
 Stürzt alles Volk; daß ich allein ergriffe
 Ein Brett, das sich mir bot, zur schweren Landung,
 Das war das erste Glück, das mir geschehen,
 Die andern ruhen in der Flut Versandung.
 Doch kann ich je dem Unheil wohl entgehen?
 Die Wilden stürzen auf mich los, und binden
 Mich, den zum Tod, der Rache sie ersehen.
 Die Freiheit dacht' ich wieder hier zu finden,
 Und Freiheitskämpfer grüßen mich mit Mord,
 So muß ich büßen meiner Brüder Sünden!
 Doch sieh, was schwimmt heran zum Ufer dort?
 Ein Kruzifix! Wie schaun so mild die Züge
 Mich an des Heilands! Ach, mir fehlt sein Wort,
 Wenn sterbend ich auf heißem Sande liege,
 Da kommt er selbst zu mir, der Gnadenreiche!
 Ich murre hier, und für mich wird im Kriege
 Mit Höllenwut Gott selber eine Leiche!

Da hast Du meinen Beitrag fürs nächste Kränzchen, ich habe gesehen, daß es wieder bei uns gewesen ist, und es tat mir sehr leid, daß ich nichts dazu eingeschickt hatte. Jetzt zur Beantwortung deines Briefes. — Aha! Warum liest du die Zeitung nicht! Da hättest Du bald gesehen, was von der Geschichte in der Zeitung stand und was nicht. Das ist meine Schuld nicht, wenn Du Dich blämierst. In der Zeitung haben bloß offizielle Berichte des Senats gestanden, die freilich auch danach gewesen sind. Die Komödie von Plümacher muß sehr schön sein, ich habe zweimal darum geschrieben und er hat kein Wort davon verlauten lassen. Was den Jonghaus und seine Liebe anbetrifft, so habe ich mit dem noch ein besonderes Kapitel drüber abzumachen. Ihr Menschen laßt Euch immer durch „Dieses und Jenes“ vom Schreiben abhalten, sage einmal, kannst Du mir nicht alle Tage, von dem an, [?] daß Du meinen Brief bekommst, eine halbe Stunde schreiben?, so bist Du in drei Tagen fertig. Ich muß alle diese Briefe schreiben, fünf Stück, schreibe viel enger als Ihr, und bin doch in 4 à 5 Tagen fertig. Ja es ist schrecklich. Acht Tage sollt Ihr Zeit haben, aber am neunten Tage nach Empfang meines Briefes müßt Ihr den Eurigen auf die Post geben, das geht nicht anders; sollte ich bei Wurm andre Bestimmungen gemacht haben, so ändere ich sie hiermit um, acht Tage Zeit habt

Ihr, sonst treten die bei Wurm angedrohten Strafen ein; keine Verse und ebenso langes Wartenlassen.



Briefträger: „Herr Konsul, ein Brief!“ Konsul Leupold: „Aha! Gut.“
Engels: „Nichts für mich?“ Briefträger: „Nein.“

Da hast Du einen Holzschnitt à la Volksbücher, der Dir klar darstellt, wie ich auf Euch passe, das heißt auf Eure Briefe. Ich dachte, ich hätte heute die Briefe noch weggekriegt (Sonntag, den 20. Januar). Aber es schlägt halb fünf und heute geht die Post schon um fünf, wieder ein Strich durch die Rechnung. Für Peter J. habe ich noch keinen Brief anfangen können. . . .

Es ist merkwürdig, daß, wenn wir unsre größten Dichter zusammennemen, immer zwei und zwei sich ergänzen, so Klopstock und Lessing, so Goethe und Schiller, so Tieck und Uhland. Jetzt aber steht Rückert ganz allein da, soll mich einmal verlangen, ob der noch einen bekommt, oder ob er so abstirbt; es hat fast den Anschein. Als Liebesdichter könnte man ihn mit Heine zusammensetzen, aber leider Gottes sind die zwei sonst so heterogen, daß man sie gar nicht vereinen kann. Klopstock und Wieland sind doch noch Gegensätze, aber Rückert und Heine haben nicht die mindeste andere Ähnlichkeit, und stehen beide absolut da. Die Berliner Partei des jungen Deutschlands ist doch eine saubere Compagnie! Da wollen sie unsere Zeit umstempeln zu einer Zeit der „Zustände und feinen Bezüge“, welches so viel bedeutet als: wir schreiben was in die Welt hinaus, und um die Seiten voll zu kriegen, schildern wir Dinge, die nicht da sind, und das nennen wir Zustände, oder wir bringen das Hundertste mit dem Tausendsten zusammen und das geht unter dem Namen der „feinen Bezüge“. Dieser Theodor Mundt sudelt da was in die Welt hinein von der Demoiselle

Taglioni, die „Goethe tanzt“, schmückt sich mit Floskeln aus Goethe, Heine, der Rahel und der Stieglitz, sagt den köstlichsten Unsinn über Bettina, aber alles so modern, so modern, daß es eine Lust sein muß für einen Schnipulanten, oder für eine junge, eitle, lüsterne Dame, dergleichen zu lesen. Dieser Kühne, Mundt's Agent in Leipzig, redigiert die Zeitung für die elegante Welt, und die sieht jetzt aus, wie eine Dame, deren Körperbau für einen Reifrock eingerichtet, und die jetzt in ein modernes Kleid gesteckt wird, daß bei jedem Schritt die holdselige Krümmung der Beine durch das schmiegsame Kleid sichtbar wird. Es ist köstlich! Und dieser Heinrich Laube! Der Kerl schmiert in Einem fort, Charaktere, die nicht existieren, Reisenovellen, die keine sind, Unsinn über Unsinn, es ist schrecklich. Wie es mit der deutschen Literatur werden soll, weiß ich nicht. Drei Talente haben wir: Karl Beck, Ferdinand Freiligrath und Julius Mosen; der dritte ist wohl ein Jude und läßt in seinem Ahasver den ewigen Juden an allen Enden dem Christentume trotzen; Gutzkow, der noch mit der Vernünftigste ist, tadelt ihn deshalb, weil Ahasveros eine gemeine Natur sei, ein wahrer Schacherjude; Theodor Creizenach, ebenfalls ein juif, packt nun in der Zeitung für die elegante Welt den Gutzkow auf eine wütende Weise an, aber Gutzkow steht ihm zu hoch. Dieser Creizenach, ein gewöhnlicher Tagesschreiber, erhebt Ahasver in alle Himmel, als einen getretenen Wurm, und schimpft auf Christus, als einen eigenmächtigen, stolzen Herrgott, meint auch, freilich sei im Volksbuch Ahasver eben nur ein gemeiner Kerl, aber im Löschpapier der Jahrmarktsbuden sei Faust auch nicht viel mehr als ein gemeiner Hexenmeister, während doch Goethe die Psychologie mehrerer Jahrhunderte in ihn gelegt habe. Letzteres ist klar, Unsinn zu sein (wenn ich nicht irre, ist das eine ganz lateinische Konstruktion), aber mich rührt nur das wegen der Volksbücher. Freilich, wenn Theodor Creizenach darauf schimpft, so müssen sie wohl sehr, sehr schlecht sein, indessen wage ich zu bemerken, daß im Volksahasver mehr Tiefe und Poesie ist, als in dem ganzen Theodor Creizenach benebst seinen löblichen Konsorten. Ich habe jetzt einige Xenien in Arbeit, von denen ich Dir, so viel davon fertig, hersetze.

Die Journale.

1. Telegraph.

Nennst Du Dich selbst Schnellschreiber, wer wird dann Zweifel
noch hegen,
Schnellgeschriebenes sei, was Dir die Blätter erfüllt?

2. Morgenblatt.

Liest Du am Morgen mich durch, so hast Du vergessen am Abend,
Ob Du auf leeres Papier oder bedrucktes gesehn.

3. Abendzeitung.

Fehlt Dir am Abend der Schlaf, so nimm dies Blatt in die Hände,
Lieblicher Schlummer erfüllt sicherlich Dich alsobald.

4. Literaturblatt.

Dies ist das krittlichste Blatt in dem ganzen Literaturwald,
Aber wie ist es so dürr! weht es der Wind doch herab!

Andre fallen mir gerade nicht ein, ich muß also wohl aufhören. Ich muß mich, wie ich eben vermerke, noch bedeutend eilen, wenn ich Schächer noch morgen die Briefe wegbekommen soll; gleich haben wir Gesellschaft, dann morgen große Rennerei und Kopiererei, so daß es nicht unzumutbar sein wird, sehr schnell zu schreiben.

Von Duller lese ich jetzt Kaiser und Papst, einen vierbändigen Roman. Duller hat einen übermäßigen Ruf, seine Wittelsbacher — Romanzen, von denen viele in Hüllstett stehen, — sind entsetzlich schlecht; er wollte Volkstöne nachahmen und wurde familiär; sein Loyola ist ein scheußliches Konfusorium aller guten und schlechten Elemente eines historischen Romans, mit einer schlechten Stilsauce aufgewärmt; sein Leben Grabbes ist entsetzlich entsetzt und einseitig; der vorliegende Roman ist schon besser, einzelne Charaktere sind gut, andre wenigstens nicht schlecht gezeichnet, einzelne Situationen sind ziemlich gut aufgefaßt, und die erfundenen Personen sind interessant. Aber das Maß¹⁾ der [sic!] und des Hervortretens der Nebenpersonen, neue, kühne Ansichten der Geschichte fehlen ihm, nach dem ersten Bande zu urteilen, gänzlich. Es ist ihm nichts, den am besten gezeichneten Charakter am Ende des ersten Bandes zu töten; auch hat er eine große Vorliebe für absonderliche Todesarten; so stirbt einer vor Wut, als er eben seinem Feinde den Dolch in die Brust stoßen will, und dieser Feind steht am Krater des Aetna, wo er sich eben vergiften will, als eine Spalte des Berges ihn im Lavastrome begräbt. Dann schließt der Band, nachdem diese Szene geschildert: Die Wogen des Ozeans schlagen über dem Scheitel des Sonnenhauptes zusammen. Ein sehr pikanter, im Grunde aber abgedroschener und alberner Schluß. Der soll auch meinen Brief schließen. Addio, adieu, á dios, a deos,

Dein Friedrich Engels.

¹⁾ Ursprünglich stand „die liebe Breite“; das ist durchgestrichen.

An Friedrich Graeber.

(19. Februar 1839.)

Et¹⁾ Tu, Brute? Friderice Graeber, hoc est res quam nunquam de te crediderim! Tu jocas ad cartas? passionaliter? O Tempores o moria! Res dignissima memoria! Unde est tua gloria? Wo ist Dein Ruhm, und Dein Christentum? Est itum ad Diabolum! Quis est, qui te seduxit? Nonne verbum meum fruxit (hat gefruchtet)? O fili mi, verte, sonst schlag ich Dich mit Rute und Gerte, cartas abandona²⁾, fac multa bona, et vitam agas integram, partem recuperabis optimam! Vides amorem meum, ut spiritum faulenzendeum egi ad linguam latinam et dic obstupatus: quinam fecit Angelum ita tollum, nonsensitatis vollum, plenum et, plus ancora viel: hoc fecit enorme Kartenspiel! Geh in Dich, Verbrecher, bedenke, was der Zweck Deines Daseins ist! Räuber, bedenke, wie Du Dich an allem ver-sündigst, was selig und unselig ist! Karten! Die sind aus des Teufels Haut geschnitten! O Ihr Schrecklichen! ich gedenke Eurer nur noch in Tränen oder Zähneknirschen! Ha, mich faßt die Begeisterung! Am neunzehnten Tage des zweiten Monats 1839, am Tage, da Mittag um 12 Uhr ist, faßte mich der Sturm und trug mich in die Ferne und da sah ich, wie sie Karten spielten, und da war es Zeit zu essen. Fortsetzung folgt. Und siehe, es erhob sich von Morgen ein greuliches Donnerwetter, also, daß die Fenster klirrten, und die Schlossen herniederschmetterten, sie aber spielten weiter. Darob erhob sich ein Streit und der König von Morgen zog wider den Fürsten aus Abend, und die Mitternacht hallte wieder vom Geschrei der Streiter. Und der Fürst des Meeres machte sich auf wider die Lande im Morgen, und ein Schlagen geschah vor seiner Stadt, desgleichen die Menschheit nicht gesehen. Sie aber spielten weiter. Und vom Himmel herab stiegen sieben Geister. Der erste trug einen langen Rock, und sein Bart reichte ihm auf die Brust. Den nannten sie Faust. Und der zweite Geist hatte greises Haar um das kahle Haupt, und er rief: Wehe, wehe, wehe! Den nannten sie Lear. Und der dritte Geist war hohen Leibes und gewaltig

¹⁾ Dieses wie das folgende ist natürlich das reinste Küchenlatein im Stil der Kapuzinerpredigt in Wallensteins Lager: Und Du, Brutus? Friedrich Graeber, dies ist eine Sache, die ich nie von Dir geglaubt hätte! Du spielst Karten? Leidenschaftlich? O Zeiten, o Sitten! Eine Sache, die verdient, daß man sich ihrer erinnert! . . . Er ist zum Teufel gegangen! Wer ist es, der Dich verführt hat? Hat mein Wort nicht gefruchtet?

²⁾ Laß die Karten im Stich, tue viel Gutes und führe ein reines Leben, dann wirst Du den besten Teil wiedererlangen! Du siehst meine Liebe darin, wie ich den faulenzenden Geist zum Lateinischen getrieben habe und sage: wer hat den Engels so toll gemacht, so voll von Unsinn und noch mehr viel, das tat das enorme Kartenspiel!

anzuschauen, des Name war Wallenstein. Und der vierte Geist war wie die Kinder Enaks, und trug eine Keule, gleichwie die Cedern auf dem Libanon. Den nannten sie Herakles. Und der fünfte Geist war von Eisen über und über, und sein Name stand geschrieben auf seiner Stirn: Siegfried, und an seiner Hand ging ein gewaltiger Streiter, des Schwert leuchtete wie der Blitz, das war der sechste und hieß Roland. Und der siebente Geist trug einen Turban auf der Spitze seines Schwertes und schwang eine Fahne ob seinem Haupte, darauf stand geschrieben: Mio Cid. Und die sieben Geister pochten an der Türe der Spieler, aber sie hörten nicht darauf. Und siehe, da kam von Mitternacht eine große Helle, die flog dahin über das Erdreich, wie ein Adler, und da sie vorbei war, sahe ich die Spieler nicht mehr. Aber mit schwarzen Zeichen stand geschrieben auf der Türe: *וי! קרלי*) Und ich verstummte.

Wenn mein Brief an Wilhelm noch nicht Beweis genug für meine Unsinnigkeit ist, so fällt es jetzt hoffentlich keinem von Euch mehr ein, daran zu zweifeln. Wo nicht, so will ich Euch noch triftiger davon überzeugen. [*Hier folgt eine Karikatur mit der Unterschrift: Zukunft der fünf Kartenspieler!*]

Eben sehe ich im Telegraphen eine Rezension der Gedichte des Missionars Winkler in Barmen. Sie werden furchtbar heruntergemacht; es gibt eine Masse Proben, die eben einen Missionarsgeschmack verraten. Kommt das Blatt nach Barmen, so ist es um Gutzkows Reputation daselbst, die schon sehr gering ist, getan. Diese Proben sind schauerhaft, ganz unendlich ekelhafte Bilder — Pol ist ein Engel dagegen. Herr Jesu, heile du den Blutfluß meiner Sünden (Anspielung auf die bekannte Geschichte im Evangelium) und dergl. mehr. Ich verzweifle immer mehr an Barmen, es ist alles aus in literarischer Beziehung. Was da gedruckt wird, ist, mit Ausnahme der Predigten, zum wenigsten dummes Zeug; religiöse Sachen sind gewöhnlich Unsinn. Barmen und Elberfeld sind wahrhaftig nicht mit Unrecht als obskur und mystisch verschrien; Bremen steht in demselben Ruf, und hat viel Ähnlichkeit damit; die Philisterei verbunden mit religiöser Zelotenwirtschaft, wozu in Bremen noch eine niederträchtige Verfassung kommt, verhindern jeden Aufschwung des Geistes, und eines der vorzüglichsten Hindernisse ist F. W. Krummacher. — Blank klagt so entsetzlich über die Elberfelder Prediger, besonders Kohl und Hermann, ich möchte wissen ob er recht hat; vor allem wirft er ihnen Dürre vor, nur Krummacher sei eine Ausnahme. — Höchst komisch ist, was der Missionar über die Liebe sagt. Paß mal auf, ich will ein derartiges Ding machen.

1) Berlin.

Liebeserklärung eines Pietisten.

Ehrbare Jungfrau! Ich, nach viel und schwerem Ringen,
 Gegen die Lust der Welt, die gegen mich tat dringen,
 Komm ich mit dem Gesuch, ob sie mich wollte nicht
 Nehmen zu ihrem Mann, in Ehrbarkeit und Pflicht.
 Zwar liebe ich Sie nicht, das wär' zu viel verlangt,
 Ich lieb in ihr den Herrn, der —

nein, es geht nicht, man kann so was nicht satirisieren, ohne das Heiligste mit in diesen Kreis zu ziehen, wo hinter sich dieses Volk versteckt. Ich möchte einmal solche Ehe sehen, wo der Mann nicht seine Frau, sondern Christum in seiner Frau liebt, und liegt da die Frage nicht auf der Hand, ob er auch Christum in seiner Frau beschläft? Wo steht denn was in der Bibel von dieser unsinnigen Wirtschaft? Im Hohen Liede steht: wie süß bist du, Liebe in Wollüsten; aber freilich schimpft man jetzt auf alles Verteidigen der Sinnlichkeit trotz David und Salomo und Gott weiß wem. Über sowas kann ich mich entsetzlich ärgern. Diese Kerls rühmen sich noch obendrein, die wahre Lehre zu haben, und verdammen jeden, der nicht etwa an der Bibel zweifelt, sondern der sie anders auslegt wie sie. Es ist eine saubre Wirtschaft. Komme einmal Einem damit, der oder der Vers sei untergeschoben, die werden Dich schon fuchsen. Gustav Schwab ist der bravste Kerl von der Welt, sogar orthodox, aber die Mystiker halten nichts auf ihn, weil er ihnen nicht immer geistliche Lieder in der Weise: Du sagst, ich bin ein Christ vorleiert, und in einem Gedicht auf möglichste Ausgleichung zwischen Rationalisten und Mystikern hindeutet. Mit der religiösen Poesie ist es fürs Erste am Ende, bis Einer kommt, der ihr neuen Schwung gibt. Bei Katholiken wie Protestanten geht alles den alten Schlendian, die Katholiken machen Marienlieder, die Protestanten singen die alte Leier in den prosaischsten Ausdrücken von der Welt. Diese gräßlichen Abstrakta: Heiligung, Bekehrung, Rechtfertigung, und weiß Gott was für loci communes und breitgetretene Floskeln mehr sind. Man sollte aus Ärger über die jetzige Poesie, also aus Frömmigkeit, des Teufels werden. Ist denn unsre Zeit so schofel, daß nicht einmal Einer neue Wege für religiöse Poesie bahnen kann? Übrigens halte ich dafür, daß die zeitgemäße Art die ist, die ich in Sturm und Florida, über welches ich mir ausführlichere Rezension erbitte, bei Strafe des Nichtmehrgedicht-habensollens, angewandt habe. Daß der Wurm die Briefe zurückbehalten, ist nicht verzeihlich.

Dein Friedrich Engels.

Briefe aus dem Wuppertal.

I.

Bekanntlich begreift man unter diesem bei den Freunden des Lichtes sehr verrufenen Namen die beiden Städte Elberfeld und Barmen, die das Tal in einer Länge von fast drei Stunden einnehmen. Der schmale Fluß ergießt bald rasch, bald stockend seine purpurnen Wogen zwischen rauchigen Fabrikgebäuden und garnbedeckten Bleichen hindurch; aber seine hochrote Farbe rührt nicht von einer blutigen Schlacht her, denn hier streiten nur theologische Federn und wortreiche alte Weiber, gewöhnlich um des Kaisers Bart; auch nicht von Scham über das Treiben der Menschen, obwohl dazu wahrlich Grund genug vorhanden ist, sondern einzig und allein von den vielen Türkischrot-Färbereien. Kommt man von Düsseldorf her, so tritt man bei Sonnborn in das heilige Gebiet; die Wupper kriecht träg und verschlammt vorbei und spannt durch ihre jämmerliche Erscheinung, dem eben verlassenen Rheine gegenüber, die Erwartungen bedeutend herab. Die Gegend ist ziemlich anmutig; die nicht sehr hohen, bald sanft steigenden, bald schroffen Berge, über und über waldig, treten keck in die grünen Wiesen hinein, und bei schönem Wetter läßt der blaue, in der Wupper sich spiegelnde Himmel ihre rote Farbe ganz verschwinden. Nach einer Biegung um einen Abhang sieht man die verschrobene Türme Elberfelds (die demütigen Häuser verstecken sich hinter den Gärten) dicht vor sich und in wenigen Minuten ist das Zion der Obskuranten erreicht. Fast noch außerhalb der Stadt stößt man auf die katholische Kirche; sie steht da, als wäre sie verbannt aus den heiligen Mauern. Sie ist im Byzantinischen Stil nach einem sehr guten Plan von einem sehr unerfahrenen Baumeister sehr schlecht ausgeführt; die alte katholische Kirche ist abgebrochen, um dem linken, noch nicht gebauten Flügel des Rathauses Platz zu machen; nur der Turm ist stehen geblieben und dient dem allgemeinen Wohl auf seine Art, nämlich als Gefängnis. Gleich darauf kömmt man an ein großes Gebäude — auf Säulen ruht sein Dach, aber seine Säulen sind von ganz merkwürdiger Beschaffenheit; ihrer Dicke nach sind sie unten ägyptisch, in der Mitte dorisch und oben jonisch, und außerdem verachten sie alles überflüssige Beiwerk, als Piedestal und Kapitäl, aus sehr triftigen Gründen. Dieses Gebäude hieß früher das Museum; die Musen aber blieben weg und eine große Schuldenlast blieb da, so daß vor einiger Zeit das Gebäude verauktioniert wurde und den Namen Kasino annahm, der auch, um alle Erinnerungen an den ehemaligen poetischen Namen zu entfernen, auf das leere Frontispice gesetzt wurde.

Übrigens ist das Gebäude so plump in allen Dimensionen, daß man es abends für ein Kamel hält. Von nun an beginnen die langweiligen, charakterlosen Straßen; das schöne, neue Rathaus, erst halb vollendet, ist aus Mangel an Raum so verkehrt gesetzt, daß die Front nach einer engen, häßlichen Gasse geht. Endlich gelangt man wieder an die Wupper, und eine schöne Brücke zeigt, daß man nach Barmen kommt, wo wenigstens auf architektonische Schönheit mehr gegeben wird. So wie die Brücke passiert ist, nimmt alles einen freundlichen Charakter an; große, massive Häuser in geschmackvoller, moderner Bauart, vertreten die Stelle jener mittelmäßigen Elberfelder Gebäude, die weder altmodisch, noch modern, weder schön noch karikiert sind; überall entstehen neue, steinerne Häuser, das Pflaster hört auf, und ein grader chaussierter Weg, an beiden Seiten bebaut, setzt die Straße fort. Zwischen den Häusern sieht man die grünen Bleichen; die hier noch klare Wupper und die sich dicht herandrängenden Berge, welche durch leicht geschwungene Umrisse und durch mannichfaltige Abwechslung von Wäldern, Wiesen und Gärten, aus denen überall rote Dächer hervorschauen, die Gegend immer anmutiger machen, je weiter man kommt. Halbweg der Allee sieht man gegen die Front der etwas zurückliegenden Unterbarmer Kirche; sie ist das schönste Gebäude des Tales, im edelsten Byzantinischen Stil sehr gut ausgeführt. Bald aber tritt das Pflaster wieder ein, die grauen Schieferhäuser drängen sich eines an das andere; doch herrscht hier weit mehr Abwechslung als in Elberfeld, indem bald eine frische Bleiche, bald ein modernes Haus, bald ein Stückchen vom Fluß, bald eine Reihe Gärten dicht an der Straße das ewige Einerlei unterbrechen. Dadurch bleibt man im Zweifel, ob man Barmen für eine Stadt oder für ein bloßes Konglomerat von allerlei Gebäuden halten soll; auch ist es nur eine Vereinigung vieler Ortschaften, die durch das Band städtischer Institutionen zusammengehalten werden. Die bedeutendsten dieser Ortschaften sind: Gemark, von jeher der Mittelpunkt reformierter Konfession; Unterbarmen, nach Elberfeld zu, unweit Wupperfeld, oberhalb Gemark, und noch weiter Rittershausen, welches links Wichlingshausen und rechts Hekinghausen mit dem wunderschönen Rauhental neben sich hat; alle lutherisch in zwei Kirchen; die Katholiken, zwei bis drei Tausend höchstens, sind im ganzen Tal zerstreut. Nachdem der Durchreisende nun Rittershausen passiert hat, verläßt er am Ende der Welt das Bergische und tritt durch den Schlagbaum in das alt-preußische, westfälische Gebiet ein.

Das ist die äußere Erscheinung des Tales, die im allgemeinen, mit Ausnahme der trübseligen Straßen Elberfelds, einen sehr freund-

lichen Eindruck macht; daß dieser aber für die Bewohner verloren gegangen ist, zeigt die Erfahrung. Ein frisches, tüchtiges Volksleben, wie es fast überall in Deutschland existiert, ist hier gar nicht zu spüren; auf den ersten Anblick scheint es freilich anders, denn man hört jeden Abend die lustigen Gesellen durch die Straßen ziehen und ihre Lieder singen, aber es sind die gemeinsten Zotenlieder, die je über branntweinentflammte Lippen gekommen sind; nie hört man eins jener Volkslieder, die sonst in ganz Deutschland bekannt sind, und auf die wir wohl stolz sein dürfen. Alle Kneipen sind, besonders Sonnabend und Sonntag, überfüllt und abends um elf Uhr, wenn sie geschlossen werden, entströmen ihnen die Be-trunkenen und schlafen ihren Rausch meistens im Chausseegraben aus. Die gemeinsten unter ihnen sind die sogenannten Karrenbinder, ein gänzlich demoralisiertes Volk, ohne Obdach und sicheren Erwerb, die mit Tagesanbruch aus ihren Schlupfwinkeln, Heuböden, Ställen etc. hervorkriechen, wenn sie nicht auf Düngerhaufen oder den Treppen der Häuser die Nacht überstanden hatten. Durch Beschränkung ihrer früher unbestimmten Zahl ist diesem Wesen von der Obrigkeit jetzt einigermaßen ein Ziel gesetzt worden.

Die Gründe dieses Treibens liegen auf der Hand. Zuvörderst trägt das Fabrikarbeiten sehr viel dazu bei. Das Arbeiten in den niedrigen Räumen, wo die Leute mehr Kohlendampf und Staub einatmen, als Sauerstoff, und das meistens schon von ihrem sechsten Jahre an, ist gerade dazu gemacht, ihnen alle Kraft und Lebenslust zu rauben. Die Weber, die einzelne Stühle in ihren Häusern haben, sitzen vom Morgen bis in die Nacht gebückt dabei, und lassen sich vom heißen Ofen das Rückenmark ausdörren. Was von diesen Leuten dem Mystizismus nicht in die Hände gerät, verfällt ins Branntweintrinken. Dieser Mystizismus muß in der frechen und widerwärtigen Gestalt, wie er dort herrscht, notwendig das entgegengesetzte Extrem hervorrufen, und daher kommt es hauptsächlich, daß das Volk dort nur aus „Feinen“ (so heißen die Mystiker) und liederlichen Gesellen besteht. Schon diese Spaltung in zwei feindselige Parteien wäre, abgesehen von der Beschaffenheit derselben, allein im Stande, die Entwicklung alles Volksgeistes zu zerstören, und was ist da zu hoffen, wo auch das Verschwinden der einen Partei nichts helfen würde, weil beide gleich schwindsüchtig sind? Die wenigen kräftigen Gestalten, die man dort sieht, sind fast nur Schreiner oder andere Handwerker, die alle aus fremden Gegenden her sind; unter den eingeborenen Gerbern sieht man auch kräftige Leute, aber drei Jahre ihres Lebens reichen hin, sie körperlich und geistig zu vernichten; von fünf Menschen sterben drei an der Schwindsucht. und alles das kommt vom Branntweintrinken.

Dies aber hätte wahrscheinlich nicht auf eine so furchtbare Weise Oberhand genommen, wenn nicht der Betrieb der Fabriken auf eine so unsinnige Weise von den Inhabern gehandhabt würde, und wenn der Mystizismus nicht in der Art bestände, wie er besteht, und wie er immer mehr um sich zu greifen droht. Aber es herrscht ein schreckliches Elend unter den niedern Klassen, besonders den Fabrikarbeitern im Wuppertal; syphilitische und Brustkrankheiten herrschen in einer Ausdehnung, die kaum zu glauben ist; in Elberfeld allein werden von 2500 schulpflichtigen Kindern 1200 dem Unterricht entzogen und wachsen in den Fabriken auf, bloß damit der Fabrikherr nicht einem Erwachsenen, dessen Stelle sie vertreten, das Doppelte des Lohnes zu geben nötig hat, das er einem Kinde gibt. Die reichen Fabrikanten aber haben ein weites Gewissen, und ein Kind mehr oder weniger verkommen zu lassen, bringt keine Pietistenseele in die Hölle, besonders wenn sie alle Sonntage zweimal in die Kirche geht. Denn das ist ausgemacht, daß unter den Fabrikanten die Pietisten am schlechtesten mit ihren Arbeitern umgehen, ihnen den Lohn auf alle mögliche Weise verringern, unter dem Vorwande, ihnen Gelegenheit zum Trinken zu nehmen, ja bei Predigerwahlen immer die ersten sind, die ihre Leute bestechen.

In den niedern Ständen herrscht der Mystizismus am meisten unter den Handwerkern (zu denen ich die Fabrikanten nicht rechne). Es ist ein trauriger Anblick, wenn man solch einen Menschen, gebückten Ganges, in einem langen, langen Rock, das Haar auf Pietistenart gescheitelt, über die Straßen gehen sieht. Aber wer dies Geschlecht wahrhaft kennen will, der muß in eine pietistische, Schmiede- und Schusterwerkstatt eintreten. Da sitzt der Meister, rechts neben ihm die Bibel, links, wenigstens sehr häufig — der Branntwein. Von Arbeit ist da nicht viel zu sehen; der Meister liest fast immer in der Bibel, trinkt mitunter eins, und stimmt zuweilen mit dem Chore der Gesellen ein geistlich Lied an; aber die Hauptsache ist immer das Verdammn des lieben Nächsten. Man sieht, diese Richtung ist hier dieselbe wie überall. Ihre Bekehrungswut bleibt auch nicht ohne Früchte. Besonders werden viele gottlose Säufer etc. bekehrt, meist auf wunderbare Weise. Aber das hat sich wohl; diese Proselyten sind alle entnervte, geistlose Menschen, die zu überzeugen eine Kleinigkeit ist; diese bekehren sich, lassen sich jede Woche mehrere Male zu Tränen rühren, und treiben ihr ehemaliges Leben im geheimen fort. Vor mehreren Jahren kam diese Wirtschaft einmal ans Tageslicht, zum Schrecken aller Mucker. Es fand sich nämlich ein amerikanischer Spekulant unter dem Namen Pastor Jürgens ein; er predigte mehrere Male und hatte sehr viel Zulauf, weil die meisten Leute glaubten, er müsse als

Amerikaner notwendig braun oder gar schwarz sein. Aber wie erstaunten sie, als er nicht nur ein Weißer war, sondern auch dergestalt predigte, daß die ganze Kirche in Tränen zerfloß. Das hatte übrigens seinen Grund darin, daß er selbst, wenn alle Mittel der Rührung fehlschlügen, zu wimmern anfing. Nun war eine Stimme des Staunens unter den Gläubigen, zwar opponierten einige Vernünftige, aber da wurden sie recht als Gottlose verschrien; bald hielt Jürgens Konventikel, bekam reiche Geschenke von seinen angesehenen Freunden und lebte herrlich und in Freuden. Seine Predigten wurden so stark besucht wie keine andern; seine Konventikel waren überfüllt, jedes seiner Worte ließ Männer und Weiber weinen. Jetzt glaubten alle, er sei zum wenigsten ein Prophet und werde das neue Jerusalem bauen, aber auf einmal war der Spaß vorbei. Es wird plötzlich offenbar, was für Dinge in diesen Konventikeln getrieben werden; Herr Jürgens wird festgesetzt und hat ein paar Jahre in Hamm auf dem Inquisitoriat Buße getan für seine Frömmigkeit. Nachher ist er mit dem Versprechen der Besserung entlassen und wieder nach Amerika speditiert worden. Auch erfuhr man, daß er seine Künste schon in Amerika angewandt, deshalb von da weitergeschickt, in Westfalen schon, um nicht aus der Übung zu kommen, eine Repetition angestellt, wo er aus Gnade oder vielmehr Schwachheit der Behörden ohne weitere Nachforschungen entlassen und sodann in Elberfeld seinem liederlichen Leben durch nochmalige Wiederholung die Krone aufgesetzt. Als nun offenbar wurde, was da war geschehen in den Versammlungen dieses Edlen, siehe, da erhob sich wider ihn alles Volk, und war keiner, der etwas von ihm wissen wollte; sie sind alle von ihm abgefallen, vom Libanon bis an das Salzmeer, das heißt vom Rittershauser Berg bis an das Wehr zu Sonnborn in der Wupper.

Der eigentliche Mittelpunkt alles Pietismus und Mystizismus ist aber die reformierte Gemeinde in Elberfeld. Von jeher zeichnete sie sich durch streng calvinistischen Geist aus, der in den letzten Jahren durch die Anstellung der bigottesten Prediger — jetzt wirtschaften ihrer viere zugleich dort — zur schroffsten Intoleranz geworden ist, und dem papistischen Sinn wenig nachsteht. Da werden komplette Ketzergerichte in den Versammlungen gehalten; da wird der Wandel eines jeden, der diese nicht besucht, rezensiert, da heißt es: der und der liest Romane, auf dem Titel steht zwar christlicher Roman, aber der Pastor Krummacher hat gesagt, Romanenbücher seien gottlose Bücher; und der und der schiene doch auch vor dem Herrn zu wandeln, aber er ist vorgestern im Konzert gesehen, und sie schlugen die Hände über dem Kopf zusammen vor Schreck über die greuliche Sünde. Und steht nun erst ein Prediger im Rufe

eines Rationalisten (darunter verstehen sie jeden, der nicht mit ihrer Ansicht aufs Haar übereinstimmt), so wird der hergenommen, und sie sehen genau zu, ob sein Rock auch ganz schwarz und seine Hose recht von orthodoxer Farbe war; und wehe ihm, wo er sich in einem etwas ins Blaue fallenden Rock oder mit einer rationalistischen Weste betreten läßt! Kommt nun gar einer, der die Prädestination nicht glaubt, so heißt's gleich: der ist beinahe so schlimm als ein Lutheraner, ein Lutheraner ist nicht viel besser als ein Katholik, ein Katholik und ein Götzenanbeter aber ist von Natur verdammt. Und was sind das für Leute, die so reden? Unwissendes Volk, die kaum wissen, ob die Bibel chinesisch, hebräisch oder griechisch geschrieben und nach den Worten eines einmal als orthodox anerkannten Predigers alles beurteilen, es mag dahin gehören oder nicht.

Dieser Geist ist vorhanden, seit die Reformation hier die Oberhand bekam, blieb aber unbeachtet, bis der vor einigen Jahren verstorbene Prediger G. D. Krummacher an eben dieser Gemeinde anfang, ihn recht zu hegen und zu pflegen, bald war der Mystizismus in der schönsten Blüte, aber Krummacher starb, ehe die Frucht reif wurde; dies ist erst geschehen, seit sein Bruderssohn, Dr. Friedrich Wilhelm Krummacher, die Lehre so scharf ausgebildet und bestimmt hat, daß man nicht weiß, ob man das Ganze für Unsinn oder für Blasphemie halten soll. Nun, die Frucht ist reif; es wird sich keiner verstehen, sie zu pflücken, und so wird sie wohl mit der Zeit elendiglich faul abfallen müssen.

Gottfried Daniel Krummacher, Bruder des durch seine Parabeln bekannten Dr. F. A. Krummacher in Bremen, starb vor etwa drei Jahren in Elberfeld nach einer sehr langen Amtstätigkeit. Als vor mehr als zwanzig Jahren in Barmen ein Prediger die Prädestination nicht ganz so scharf wie er von der Kanzel lehrte, fingen sie, unter dem Vorwande, solch eine ungläubige Predigt sei gar keine, an, in der Kirche zu rauchen, Lärm zu machen, und ihn am Predigen zu verhindern, so daß die Obrigkeit sich genötigt sah, einzuschreiten. Da schrieb Krummacher einen entsetzlich groben Brief an den Barmer Magistrat, wie Gregor VII. an Heinrich IV. geschrieben haben würde, und befahl, die Mucker ungeschoren zu lassen, da sie nur ihr teures Evangelium verteidigten; auch predigte er davon. Er wurde aber nur verlacht. Dies bezeichnet seinen Geist, den er bis an sein Ende bewahrt hat. Übrigens war er von so merkwürdigen Sitten, daß tausend Anekdoten von ihm zirkulieren, nach denen man ihn entweder für einen kuriosen Sonderling oder einen herzlich groben Menschen halten muß.

Dr. Friedrich Wilhelm Krummacher, ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, groß, stark, von imposanter Gestalt, doch nimmt er,

seitdem er in Elberfeld ist, einen nicht unbedeutenden körperlichen Umfang an. Sein Haar trägt er auf ganz absonderliche Weise, worin ihm alle seine Anhänger nachahmen. Wer weiß, vielleicht wird es noch einmal Mode, die Haare à la Krummacher zu tragen; doch würde diese Mode alle frühern, sogar die Puderperücken, an Abgeschmacktheit übertreffen. —

Als Student war er Mitarbeiter an der turnenden Demagogie, schrieb Freiheitslieder, trug auf dem Wartburgfeste eine Fahne und hielt eine Rede, die großen Eindruck gemacht haben soll. Dieser flotten Jahre gedenkt er noch häufig auf der Kanzel mit den Worten: als ich noch unter den Hethitern und Kananitern war. Später wurde er in Barmen von der reformierten Gemeinde zum Pfarrer gewählt, und seine eigentliche Reputation datiert sich erst von dieser Zeit. Kaum war er da, so rief er schon durch seine Lehre der strengen Prädestination eine Spaltung, nicht nur zwischen Lutheranern und Reformierten, sondern auch untern letztern zwischen strengen und gelinden Prädestinatianern hervor. Einmal kam ein alter steifer Lutheraner ein wenig angetrunken aus einer Gesellschaft und mußte über eine baufällige Brücke gehen. Das mochte ihm in seinem Zustande doch etwas gefährlich dünken, und so begann er zu reflektieren: Gehst du hinüber und es geht gut, so ist's gut, geht es aber nicht gut, dann fällst du in die Wupper und dann sagen die Reformierten, es hätte so sein sollen; nun soll es aber nicht so sein. Er kehrte also um, suchte eine seichte Stelle und an dieser watete er, bis an den Leib im Wasser, hindurch mit dem seligen Gefühl, die Reformierten eines Triumphes beraubt zu haben.

Als in Elberfeld eine Stelle vakant wurde, wählte man Krummacher dahin, und in Barmen schwand alsbald aller Zwist, während er in Elberfeld noch weit stärker erregt wurde. Schon Krummachers Antrittspredigt erzürnte die einen und begeisterte die andern; der Zwist steigerte sich immer mehr, besonders da bald jeder Prediger, wenn auch alle dieselben Ansichten hatten, eine eigene Partei bekam, die sein einziges Auditorium ausmachte. Später wurde man der Sache überdrüssig, und das ewige Schreien: ich bin krummacherisch, ich bin kohlisch etc. fiel weg, nicht aus Liebe zum Frieden, sondern weil die Parteien sich immer bestimmter schieden.

Krummacher ist unleugbar ein Mann von ausgezeichnetem rhetorischen, auch poetischem Talent; seine Predigten sind nie langweilig, ihr Zusammenhang ist sicher und natürlich; vorzüglich stark ist er in dunkelschattigen Schilderungen — seine Schilderung der Hölle ist stets neu und kühn, wie oft sie auch vorkommt — und in Antithesen. Dagegen hält er sich wieder sehr häufig an der

biblischen Phraseologie und an den darin gegebenen Bildern, die, wenn auch ihre Anwendung meistens geistreich ist, zuletzt doch sich wiederholen müssen; dazwischen trifft man denn wieder ein höchst prosaisches Bild aus dem gewöhnlichen Leben oder eine Erzählung aus seinen eigenen Schicksalen und seinen unbedeutendsten Erfahrungen. Alles bringt er auf die Kanzel, es mag passen oder nicht; eine Reise nach Württemberg und der Schweiz hat er neulich in zwei Predigten seinen andächtigen Zuhörern zum besten gegeben; darin sprach er von seinen siegreichen vier Disputationen mit Paulus in Heidelberg und Strauß in Tübingen, freilich ganz anders, als Strauß sich in einem Brief darüber ausdrückt. — Seine Deklamation ist stellenweise sehr gut und seine gewaltsame, handgreifliche Gestikulation oft ganz passend angebracht; zuweilen aber über alle Begriffe maniriert und abgeschmackt. Dann rennt er in allen Richtungen auf der Kanzel umher, beugt sich nach allen Seiten, schlägt auf den Rand, stampft wie ein Schlachtroß und schreit dazu, daß die Fenster klirren und die Leute auf der Straße zusammenfahren. Da beginnen denn die Zuhörer zu schluchzen; zuerst weinen die jungen Mädchen, die alten Weiber fallen mit einem herzschneidenden Sopran ein, die entnervten Brantweinpietisten, denen seine Worte durch Mark und Bein gehen würden, wenn sie noch Mark in den Knochen hätten, vollenden die Dissonanz mit ihren Jammertönen, und dazwischen tönt seine gewaltige Stimme durch das Heulen hin, mit der er der ganzen Versammlung unzählige Verdammungsurteile oder diabolische Szenen vormalt.

Und nun gar seine Lehre! Man begreift nicht, wie ein Mensch dergleichen, was mit der Vernunft und der Bibel im direktesten Widerspruch steht, glauben kann. Demungeachtet hat Krummacher die Doktrin so scharf ausgeprägt und in allen Konsequenzen verfolgt und festgehalten, daß man nichts verwerfen kann, sobald die Grundlage zugegeben ist, nämlich die Unfähigkeit des Menschen, aus eigener Kraft das Gute zu wollen, geschweige zu tun. Daraus folgt die Notwendigkeit einer Befähigung von außen, und da der Mensch das Gute nicht einmal wollen kann, so muß ihm Gott diese Befähigung aufdringen. Aus dem freien Willen Gottes folgt nun die willkürliche Verleihung derselben, die sich auch, wenigstens scheinbar, auf die Schrift stützt. — Auf solcher Konsequenzmacherei beruht die ganze Lehre; die wenigen Erwählten werden nolentes, volentes selig, die andern werden also verdammt, auf ewig. „Auf ewig? — Ja, auf ewig!!“ (Krummacher). Ferner steht geschrieben: Niemand kommt zum Vater, denn durch mich; die Heiden können aber nicht durch Christum zum Vater kommen, weil sie Christum nicht kennen, also sind sie alle bloß da, um die

Hölle zu füllen. — Unter den Christen sind viele berufen und wenige auserwählt; die vielen Berufenen sind aber nur zum Schein berufen, und Gott hütete sich wohl, sie so stark zu berufen, daß sie Folge leisteten, alles zur Ehre Gottes, auf daß sie keine Entschuldigung haben. Dann steht auch geschrieben: Die Weisheit Gottes ist den Klugen dieser Welt eine Torheit; dies ist für die Mystiker ein Befehl, ihren Glauben recht unsinnig auszubilden, damit doch ja dieser Spruch in Erfüllung gehe. Wie das alles mit der Lehre der Apostel stimmt, die vom vernünftigen Gottesdienst und vernünftiger Milch des Evangeliums sprechen, das ist ein Geheimnis, das der Vernunft zu hoch ist.

Solche Lehren verderben alle Krummacherschen Predigten; die einzigen, in denen sie nicht so stark hervortreten, sind die Stellen, wo er von dem Gegensatz der irdischen Üppigkeit und der Niedrigkeit Christi oder des Stolzes der weltlichen Fürsten und Gottes spricht. Da bricht sehr häufig noch ein Strahl von seiner früheren Demagogie durch, und redete er dann nicht so allgemein, so würde die Regierung nicht dazu schweigen.

Der ästhetische Wert seiner Predigten wird nur von sehr wenigen in Elberfeld gewürdigt; denn wenn man seine drei Kollegen, die fast alle ein gleich starkes Auditorium haben, gegen ihn hält, so erscheint er als Eins, die andern als lauter Nullen dahinter, die nur dazu dienen, seinen Wert zu erhöhen. Die älteste dieser Nullen heißt Kohl, dessen Name zugleich seine Predigten bezeichnet; die zweite Herrmann, kein Nachkomme dessen, dem sie jetzt ein Denkmal setzen, das die Geschichte und den Tacitus überleben soll; die dritte Ball — nämlich Krummachers Spielball; alle drei höchst orthodox und in den Predigten Nachtreter der schlechten Seiten Krummachers. Lutherische Pfarrer in Elberfeld sind: Sander und Hülsmann, die früher, als ersterer noch in Wichlinghausen stand und in den bekannten Streit mit Hülsmann in Dahle, jetzt in Lenep, dem Bruder von Sanders jetzigem Kollegen, verwickelt war, sich wütend in den Haaren lagen. In ihrer jetzigen Stellung benehmen sich beide würdig gegen einander, die Pietisten aber suchen die Zwietracht wieder hervorzulocken, indem sie Hülsmann immer allerlei Vergehen gegen Sander vorzuwerfen haben. Der Dritte im Bunde ist Döring, dessen Zerstretheit sehr originell ist; er kann keine drei Sätze im Zusammenhang sprechen, dagegen aus drei Teilen einer Predigt vier machen, indem er einen wörtlich wiederholt, ohne das geringste zu merken. *Probatum est*. Von seinen Gedichten wird später die Rede sein.

Unter den Barmer Predigern ist nicht viel Unterschied; alle streng orthodox, mit mehr oder weniger pietistischer Beimischung.

Nur Stier in Wichlinghausen ist einigermaßen bemerkenswert. Jean Paul soll ihn als Knaben gekannt und ausgezeichnete Anlagen in ihm entdeckt haben. Er war als Pfarrer in Frankleben bei Halle angestellt, und gab in dieser Zeit mehrere poetische und prosaische Schriften heraus, eine Verbesserung des Lutherischen Katechismus, ein Surrogat für denselben, und ein Hilfsbüchlein dazu für stupide Lehrer, nicht weniger auch ein Werklein über die Gesangbuchnot in der Provinz Sachsen, welches von der Evangelischen Kirchenzeitung ausnehmend belobt wurde und wenigstens vernünftigeren Ansichten über Kirchenlieder enthielt, als man im gesegneten Wuppertal vernimmt, wenn auch noch mancher unbegründete Machtspruch darin vorkommt. Seine Gedichte sind höchst langweilig, auch hat er sich das Verdienst erworben, einige heidnische Gedichte Schillers für die Orthodoxen genießbar zu machen, z. B. aus den Göttern Griechenlands:

Da ihr noch die Welt regiertet
 An der Sünde trügerischem Band,
 Lange Zeit manch Menschenalter fñhrtet,
 Leere Wesen aus dem Fabelland!
 Ach, da euer Sünderdienst noch glänzte,
 Wie ganz anders, anders war es da!
 Da man deine Tempel noch bekränzte,
 Venus Amathusia!

Wirklich sehr geistreich, ja wahrhaft mystisch! Seit einem halben Jahre ist Stier in Wichlinghausen an Sanders Stelle, hat die Barmer Literatur indes noch nicht bereichert.

Ein Ort bei Elberfeld, Langenberg, gehört seinem ganzen Wesen nach noch zum Wuppertal. Dieselbe Industrie wie dort, derselbe pietistische Geist. Dort steht Emil Krummacher, Bruder des Friedrich Wilhelm; er ist nicht so schroffer Prädestinatianer wie dieser, ahmt ihm aber sehr nach, wie diese Stelle seiner letzten Weihnachtspredigt zeigt: „Mit den irdischen Leibern sitzen wir hier zwar noch auf den hölzernen Bänken, aber unsere Geister schwingen sich mit Millionen Gläubigen auf den heiligen Berg, und nachdem sie dort das Jauchzen der himmlischen Heerscharen vernommen, gehen sie hinab in das arme Bethlehem. Und was erblicken sie da? Zuerst einen armen Stall, und in dem armen, armen Stall eine arme Krippe, und in der armen Krippe ein armes, armes Heu und Stroh, und auf dem armen, armen Heu und Stroh liegt wie das arme Kind eines Bettlers in armen Windeln der reiche Herr der Welt.“

Nun wäre wohl noch das Missionshaus zu besprechen, aber die in diesen Blättern schon früher erwähnten Harfenklänge eines

Exmissionärs geben genügend Zeugnis davon, was für ein Geist dort herrscht. Der Inspektor desselben, Dr. Richter, ist übrigens ein gelehrter Mann, bedeutender Orientalist und Naturforscher, gibt auch eine „erklärte Hausbibel“ heraus.

Das ist das Treiben der Pietisten im Wuppertal; man begreift nicht, daß zu unsrer Zeit dergleichen noch aufkommen kann; aber es scheint doch, als könnte auch dieser Fels des alten Obskurantismus dem rauschenden Strome der Zeit nicht mehr widerstehen; der Sand wird weggespült, der Fels stürzt und tut einen großen Fall.

11.

In einer Gegend, die so von Pietisterei erfüllt ist, versteht es sich von selbst, daß diese, nach allen Seiten sich ausdehnend, jede einzelne Richtung des Lebens durchdringt und verdirbt. Ihre Hauptgewalt übt sie aus auf das Unterrichtswesen, vor allem auf die Volksschulen. Der eine Teil von diesen liegt ganz in ihren Händen; es sind dies die kirchlichen Schulen, deren jede Gemeinde eine hat. Freier schon, doch auch noch immer unter Aufsicht des kirchlichen Scholarchats, stehen die übrigen Volksschulen da, auf die die Zivilverwaltung einen bedeutenderen Einfluß hat. Und da liegen die hindernden Einwirkungen des Mystizismus auf der Hand; denn während die kirchlichen Schulen noch immer, wie weiland unter dem hochseligen Kurfürsten Karl Theodor, außer Lesen und Schreiben und Rechnen nur den Katechismus ihren Schülern einprägen, werden auf den andern doch die Anfangsgründe einiger Wissenschaften, auch etwas Französisch gelehrt, und viele der Schüler, dadurch angeregt, suchen sich, auch wenn sie die Schule schon verlassen, weiter fortzubilden. Diese Schulen sind in einem starken Fortschreiten begriffen und haben seit dem Eintritte des preußischen Gouvernements die kirchlichen, hinter denen sie damals sehr zurückstanden, weit überholt. Die kirchlichen Schulen werden aber viel stärker besucht, da sie weit weniger Kosten machen und viele Eltern ihre Kinder teils aus Anhänglichkeit, teils weil sie in dem Fortschreiten der Kinder ein Überhandnehmen des weltlichen Sinnes sehen, immer noch dahin schicken.

Von höheren Lehranstalten ernährt das Wuppertal drei: die Stadtschule in Barmen, die Realschule in Elberfeld und das Gymnasium daselbst.

Die Barmer Stadtschule, sehr schwach dotiert und deshalb sehr schlecht mit Lehrern besetzt, tut indes alles, was in ihren Kräften steht. Sie liegt ganz in den Händen eines beschränkten, knickerigen Kuratoriums, das meist auch nur Pietisten zu Lehrern wählt. Der Direktor, der dieser Richtung auch nicht fremd ist,

versieht sein Amt indes nach festen Prinzipien und weiß sehr geschickt jedem Lehrer seine Stelle anzuweisen. Auf ihn folgt Herr Johann Jakob Ewich, der nach einem guten Lehrbuche gut unterrichten kann und im Geschichtsunterricht eifriger Anhänger des Nösseltschen Anekdotensystems ist. Er ist Verfasser vieler pädagogischer Schriften, deren größte, d. h. dem Umfange nach, den Titel führt: *Human, Wesel bei Bagel*, zwei Bände, 40 Bogen, Preis 1 Rthl. Alle sind voll hoher Ideen, frommer Wünsche und unausführbarer Vorschläge. Man sagt, seine pädagogische Praxis solle hinter der schönen Theorie weit zurückstehen.

Dr. Philipp Schifflin, zweiter Oberlehrer, ist der tüchtigste Lehrer der Schule. Vielleicht ist keiner in Deutschland so tief in die grammatische Struktur des modernen Französischen eingedrungen wie er. Er ging nicht vom Altromanischen aus, sondern faßte die klassische Sprache des vorigen Jahrhunderts, besonders Voltaires, auf, und ging von dieser zum Stil der neuesten Autoren über. Die Resultate dieser Forschungen liegen in seiner „Anleitung zur Erlernung der französischen Sprache, in drei Kursen“ vor, von denen der erste und zweite schon in mehreren Auflagen erschienen und der dritte jetzt zu Ostern herauskömmt. Dies ist ohne Zweifel neben der Knebelschen die beste französische Sprachlehre, die wir besitzen; sie fand gleich beim Auftreten des ersten Kursus ungemessenen Beifall und erfreut sich schon jetzt einer fast beispiellosen Verbreitung durch ganz Deutschland, bis nach Ungarn und den russischen Ostseeprovinzen hin.

Die übrigen Lehrer sind junge Seminaristen, von denen sich einige tüchtig herangebildet haben, andere aber mit einem Chaos von allerlei Wissenschaften schwanger gehen. Der beste von diesen jungen Lehrern war Herr Köster, Freiligraths Freund, von dem ein Abriß der Poetik in einem Programme steht, worin er die didaktische Poesie ganz ausschloß und die ihr gewöhnlich zugetheilten Gattungen der Epik und Lyrik unterordnete; der Aufsatz zeugte von Einsicht und Klarheit. Er wurde nach Düsseldorf berufen, und da die Herren vom Kuratorium ihn als Gegner allerlei Pietisterei kannten, ließen sie ihn sehr gerne ziehen. Den Gegensatz zu ihm bildet ein anderer Lehrer, der auf die Frage eines Quartaners, wer Goethe gewesen sei, antwortete: „ein gottloser Mann“.

Die Elberfelder Realschule ist sehr gut fundiert und kann deshalb tüchtigere Lehrer wählen und einen vollständigeren Kursus einrichten. Dagegen herrscht auf ihr jene fürchterliche Heftschreiberei, die einen Schüler in einem halben Jahre stumpf machen kann. Nebenbei ist von Direktion wenig zu spüren; der Direktor ist die Hälfte des Jahres verreist und betätigt seine Anwesenheit

nur durch übertriebene Strenge. Mit der Realschule ist eine Gewerbeschule verbunden, auf der die Schüler ihr halbes Leben verzeichnen. Von den Lehrern ist Herr Dr. Kruse bemerkenswert, der sechs Wochen in England war und ein Werklein über die englische Aussprache schrieb, welches sich durch seine ausgezeichnete Unbrauchbarkeit bemerklich macht; die Schüler stehen in einem sehr schlechten Rufe und sind die Veranlassung zu Diesterwegs Klagen über die Jugend Elberfelds.

Das Gymnasium in Elberfeld ist in sehr bedrängten Verhältnissen, aber anerkannt eines der besten im preußischen Staat. Es ist Eigentum der reformierten Gemeinde, hat von ihrem Mystizismus wenig zu leiden, weil die Prediger sich nicht darum kümmern und die Scholarchen nichts von Gymnasialsachen verstehen; desto mehr aber von ihrer Knauserei. Diese Herren haben nicht die geringste Idee von der Vorzüglichkeit der preußischen Gymnasialbildung, suchen der Realschule alles, Geld wie Schüler, zuzuwenden und werfen doch dem Gymnasium vor, daß es durch Schulgeld seine Auslagen nicht einmal decken könne. Es wird jetzt unterhandelt, daß die Regierung, der es so sehr darum zu tun ist, das Gymnasium übernimmt; käme es nicht dazu, so müßte es in wenigen Jahren aus Mangel an Mitteln suspendiert werden. Die Lehrerwahlen liegen jetzt auch in den Händen der Scholarchen, Leute, die zwar einen Posten sehr korrekt ins Hauptbuch übertragen können, aber von Griechisch, Latein oder Mathematik keine Ahnung haben. Das Hauptprinzip ihrer Wahl ist: lieber einen reformierten Stümper, als einen tüchtigen Lutheraner oder gar Katholiken zu wählen. Da aber unter den preußischen Philologen weit mehr Lutheraner als Reformierte sind, haben sie diesem Prinzip fast nie recht folgen können.

Dr. Hantschke, königlicher Professor und provisorischer Direktor, ist aus Luckau in der Lausitz, schreibt ein ciceronianisches Latein in Versen und Prosa, ist auch Verfasser mehrerer Predigten, pädagogischer Schriften, und eines hebräischen Übungsbuches. Er wäre längst fester Direktor geworden, wenn er nicht lutherisch und das Scholarchat weniger geizig wäre.

Dr. Eichhoff, zweiter Oberlehrer, schrieb mit seinem jüngeren Kollegen, Dr. Beltz, eine Lateinische Grammatik, die aber in der Allg. Lit.-Ztg. von F. Hase nicht sehr günstig rezensiert wurde. Seine Hauptforce ist das Griechische.

Dr. Clausen, dritter Oberlehrer, ohne Zweifel der tüchtigste Mann in der ganzen Schule, in allen Fächern bewandert, in der Geschichte und Literatur ausgezeichnet. Sein Vortrag ist von seltener Anmut; er ist der einzige, der den Sinn der Poesie in den

Schülern zu wecken weiß, den Sinn, der sonst elendiglich verkümmern müßte unter den Philistern des Wuppertales. Als Schriftsteller ist er meines Wissens nur in einer Programmdissertation: „Pindaros der Lyriker“ aufgetreten, die ihm einen großen Ruf unter den Gymnasiallehrern in und außerhalb Preußen gemacht haben soll. In den Buchhandel ist sie natürlich nicht gekommen.

Diese drei Schulen sind erst seit 1820 eingerichtet worden; früher bestand nur in Elberfeld und Barmen je eine Rektoratschule und eine Menge von Privatinstituten, die keine gediegene Bildung geben konnten. Ihre Nachwirkungen sind noch an den älteren Kaufleuten Barmens zu spüren. Von Bildung — keine Idee; wer Whist und Billard spielen, etwas politisieren, ein gewandtes Kompliment machen kann, das ist in Barmen und Elberfeld ein gebildeter Mann. Es ist ein schreckliches Leben, was diese Menschen führen, und sie sind doch so vergnügt dabei; den Tag über versenken sie sich in die Zahlen ihrer Konti und das mit einer Wut, mit einem Interesse, daß man es kaum glauben möchte; abends zur bestimmten Stunde zieht alles in die Gesellschaften, wo sie Karten spielen, politisieren und rauchen, um mit dem Schläge Neun nach Hause zurückzukehren. So geht es alle Tage, ohne Veränderung, und wehe dem, der ihnen dazwischen kömmt; er kann der ungnädigsten Ungnade aller ersten Häuser gewiß sein. — Die jungen Leute werden brav von ihren Vätern in die Schule genommen; sie lassen sich auch sehr gut an, ebenso zu werden. Ihre Unterhaltungsgegenstände sind ziemlich einförmig; die Barmer sprechen mehr von Pferden, die Elberfelder von Hunden; wenn's hoch kömmt, werden auch Schönheiten rezensiert, und es wird von Geschäftssachen geplappert, das ist alles. Alle halbe Jahrhundert sprechen sie auch von Literatur, unter welchen Namen sie Paul de Kock, Marryat, Tromlitz, Nestroy und Konsorten verstehen. In der Politik sind sie als sehr gute Preußen, weil sie unter preußischer Herrschaft stehen, a priori allem Liberalismus gar sehr zuwider, alles, so lange es Sr. Majestät gefällt, ihnen den Code Napoleon zu lassen; denn mit ihm würde aller Patriotismus schwinden. Das junge Deutschland kennt niemand in seiner literarischen Bedeutung; es gilt für eine geheime Verbindung, etwa wie die Demagogie, unter dem Vorsitz der Herren Heine, Gutzkow und Mundt. Einige der edlen Jünglinge haben wohl etwas von Heine gelesen, vielleicht die Reisebilder mit Übergehung der Gedichte darin, oder den Denunzianten, aber von den übrigen herrschen nur dunkle Begriffe aus dem Munde der Pfarrer oder Beamten. Freiligrath ist den meisten persönlich bekannt und steht im Rufe eines guten Kameraden. Als er nach Barmen kam, wurde er von diesem grünen Adel

(so nennt er das junge Kaufmannsvolk) mit Besuchen überhäuft; bald aber hatte er ihren Geist erkannt und zog sich zurück; aber sie verfolgten ihn, lobten seine Gedichte und seinen Wein und strebten mit aller Gewalt danach, mit einem Brüderschaft zu trinken, der etwas hatte drucken lassen; denn diesen Menschen ist ein Dichter nichts, aber ein Schriftsteller alles. Nach und nach brach Freiligrath allen Umgang mit diesen Menschen ab und verkehrt jetzt nur mit wenigen, nachdem Köster Barmen verlassen hat. Seine Prinzipale haben sich in ihrer prekären Stellung immer sehr anständig und freundlich gegen ihn benommen; merkwürdigerweise ist er ein höchst exakter und fleißiger Kontorarbeiter. Über seine dichterischen Leistungen zu sprechen, wäre sehr überflüssig, nachdem Dingelstedt, in dem Jahrbuche der Literatur, und Carrière in den Berliner Jahrbüchern ihn so genau beurteilt haben. Indes scheinen mir beide nicht genug beachtet zu haben, wie er bei allem Schweifen in die Ferne doch so sehr an der Heimat hängt. Darauf deuten die häufigen Anspielungen auf deutsche Volksmärchen, z. B. S. 54, die Unkenkönigin, S. 87, Snewitchen u. a., denen S. 157 ein ganzes Gedicht (Im Walde) gewidmet ist, hin, die Nachahmung Uhlands (der Edelfalk, S. 82, die Schreineresellen, S. 85, auch das erste der zwei Feldherrngräber erinnert doch nur zu seinem Vorteil an ihn), dann die Auswanderer und vor allem sein unübertrefflicher Prinz Eugen. Auf diese wenigen Momente muß man desto mehr achten, je mehr Freiligrath in die entgegengesetzte Richtung sich verliert. Einen tiefen Blick in sein Gemüt eröffnet auch der ausgewanderte Dichter, besonders die Fragmente, die im Morgenblatt abgedruckt sind; darin fühlt er schon, wie er in der Ferne nicht heimisch werden kann, wenn er nicht in echt deutscher Dichtkunst wurzelt.

In der eigentlichen Wuppertaler Literatur nimmt die Journalistik die wichtigste Stelle ein. Oben an steht die Elberfelder Zeitung, redigiert von Dr. Martin Runkel, die sich unter seiner einsichtsvollen Leitung einen bedeutenden und wohlverdienten Ruf erworben hat. Er übernahm die Redaktion, als zwei Zeitungen, die Allgemeine und Provinzialzeitung, zu einer verschmolzen wurden; unter nicht sehr günstigen Auspizien entstand das Blatt; die Barmer Zeitung trat konkurrierend auf, aber Runkel hat es nach und nach durch Streben nach eigener Korrespondenz und durch seine leitenden Artikel zu einer der ersten Zeitungen des preußischen Staates gemacht. Sie fand zwar in Elberfeld, wo die leitenden Artikel nur von wenigen gelesen werden, wenig, auswärts aber desto mehr Anerkennung, wozu der Verfall der Preußischen Staatszeitung (?) auch das Seinige beigetragen haben mag. Die belletristi-

sche Beilage, Intelligenzblatt, erhebt sich nicht über das Gewöhnliche. Die Barmer Zeitung, deren Verleger, Redaktoren und Zensoren häufig wechselten, steht jetzt unter der Leitung von H. Püttmann, der zuweilen in der Abendzeitung rezensierend auftritt. Er möchte die Zeitung wohl gern heben, aber durch des Verlegers wohlbegründete Kargheit sind ihm die Hände gebunden. Das Feuilleton mit einigen seiner Gedichte, Rezensionen oder Auszügen aus größeren Schriften angefüllt, tuts auch nicht. Der sie begleitende „Wuppertaler Lesekreis“ nährt sich fast nur von Lewalds Europa. Außer diesen erscheint noch der Elberfelder tägl. Anzeiger nebst Fremdenblatt, ein Kind der Dorfzeitung, unübertrefflich in herzbrechenden Gedichten und schlechten Witzen, und das Barmer Wochenblatt, eine alte Nachtmütze, dem die pietistischen Eselsohren alle Augenblick unter der belletristischen Löwenhaut hervorschauen.

Von der übrigen Literatur ist die Prosa gar nichts wert; nehme ich die theologischen oder vielmehr die pietistischen Schriften, einige Werklein über Barmens und Elberfelds Geschichte, die sehr oberflächlich abgefaßt sind, weg, so bleibt nichts übrig. Aber die Poesie findet reichliche Pflege in dem „gesegneten Tale“ und eine ziemliche Anzahl von Poeten haben dort ihren Wohnsitz aufgeschlagen.

Wilhelm Langewiesche, Buchhändler zu Barmen und Iserlohn, schreibt unter dem Namen W. Jemand, sein Hauptwerk ist eine didaktische Tragödie, der ewige Jude, die freilich nicht an Mosens Bearbeitung desselben Gegenstandes reicht. Er ist als Verleger der bedeutendste seiner Wuppertaler Kollegen, was übrigens sehr leicht ist, da ihrer zwei, Hagel in Elberfeld, Steinhaus in Barmen, nur echten Pietismus verlegen. Freiligrath wohnt in seinem Hause.

Karl August Döring, Prediger in Elberfeld, ist Verfasser einer Menge von prosaischen und poetischen Schriften; von ihm gilt Platens Wort: Sie sind ein wasserreicher Strom, den niemand bis zu Ende schwimmt.

In seinen Gedichten unterscheidet er zwischen geistlichen Liedern, Oden und Iyrischen Gedichten. Zuweilen hat er schon in der Mitte des Gedichts den Anfang vergessen und gerät dann in ganz eigentümliche Regionen; von den Südseeinseln und ihren Missionären gerät er in die Hölle, und von den Seufzern der zerknirschten Seele nach dem Eise des Nordpols.

Lieth, Vorsteher einer Mädchenschule in Elberfeld, Verfasser von Kindergedichten, die meistens in einer schon veralteten Manier geschrieben sind und keinen Vergleich mit denen Rückerts, Gülls und Heys aushalten können; doch finden sich auch einzelne hübsche Sachen darunter.

Friedrich Ludwig Wülfling, unstreitig der größte Dichter des Wuppertals, ein Barmer von Geburt, ist ein Mann, in dem die Genialität garnicht zu verkennen ist. Sieht man einen langen Menschen, von etwa fünfundvierzig Jahren, in einen langen, rotbraunen Rock verhüllt, der halb so alt ist, wie sein Herr, auf den Schultern ein unbeschreibliches Antlitz, auf der Nase eine vergoldete Brille, in deren Gläsern sich die strahlenden Blicke der Augen brechen, das Haupt gekrönt mit einer grünen Mütze, im Munde eine Blume, in der Hand einen eben vom Rock gedrehten Knopf — das ist der Horaz Barmens. Tag für Tag ergeht er sich auf dem Hardtberge und wartet, ob ihm nicht ein neuer Reim oder eine neue Geliebte aufstoße. Bis in sein dreißigstes Jahr huldigte er Pallas Athenen als industriöser Mann, dann geriet er Aphroditen in die Hände, die ihm neun Dulcineen nach einander zuführte; diese sind seine Musen. Man spreche nicht von Goethe, der allem eine poetische Seite abgewann, nicht von Petrarca, der jeden Blick, jedes Wort der Geliebten in ein Sonett brachte — an Wülfling reichen sie lange nicht. Wer zählt die Sandkörner, die der Geliebten Fuß zerknittert? Das tut der große Wülfling. Wer besingt Minchens (die Clio der neun Musen) in einer sumpfigen Wiese beschmutzte Strümpfe? Nur Wülfling. — Seine Epigramme sind Meisterwerke der originellsten, volkstümlichsten Grobheit. Als seine erste Frau starb, schrieb er eine Todesanzeige, die alle Dienstmädchen zu Tränen rührte und eine noch weit schönere Elegie „Wilhelmine, schönster aller Namen!“ Sechs Wochen später verlobte er sich schon wieder und jetzt hat er die dritte Frau. Der geistreiche Mann hat alle Tage andere Pläne. Als er noch so recht in seiner poetischen Blütezeit stand, wollte er bald Knopfmacher, bald Landmann, bald Papierhändler werden; zuletzt ist er in den Hafen der Lichtzieherei geraten, um sein Licht auf irgend eine Weise leuchten zu lassen. Seine Schriften sind wie der Sand am Meer.

Montanus Eremita, ein Solinger Anonymus, gehört als nachbarlicher Freund auch hieher. Er ist der poetischste Historiograph des Bergischen Landes; seine Verse sind weniger unsinnig als langweilig und prosaisch.

Ebenso Johann Pol, Pastor zu Hanfeld bei Iserlohn, der ein Bändlein Gedichte schrieb.

Könige kommen von Gott und Millionäre desgleichen,

Aber der Goethe-Poet kommt von den Menschen allein.

Dies zeigt den Geist des ganzen Bandes. Aber er hat auch Witz, denn er sagt: Die Dichter sind Lichter, die Philosophen sind der Wahrheit Zofen. Und welche Phantasie liegt in den beiden Anfangszeilen seiner Ballade: Attila an der Marne:

Gleich Lawinen ungeheuer, schneidend hart wie Schwert und

[Kiesel,

Wälzt durch Schutt und Städteflammen sich nach Gallien Godegisel.
Auch hat er Psalme gedichtet, oder vielmehr aus Davidschen Fragmenten komponiert. Sein Hauptwerk ist die Besingung des Streites zwischen Hülsmann und Sander und zwar auf eine höchst originelle Weise, in Epigrammen. Da dreht sich alles um den Gedanken, die Rationalisten wagten —

Zu schmähen und zu lästern den Herrn Herrn.

Weder Voß noch Schlegel haben jemals einen so vollkommenen Spondeus am Schluß eines Hexameters gehabt. Er versteht die Einteilung seiner Gedichte noch besser als Döring, er teilt sie in „geistliche Gesänge und Lieder“ und „Vermischte Gedichte“.

F. W. Krug, Kandidat der Theologie, Verfasser von poetischen Erstlingen oder prosaischen Reliquien, Übersetzer mehrerer holländischer und französischer Predigten, schrieb auch eine rührende Novelle im Geschmack Stillings, worin er unter andern einen neuen Beweis für die Wahrheit der mosaischen Schöpfungsgeschichte aufstellt. Das Buch ist ergötzlich.

Zum Schlusse muß ich noch eines geistvollen jungen Mannes erwähnen, der die Idee hat, da Freiligrath Handlungsdiener und Dichter zugleich sei, müsse er es auch können. Hoffentlich wird die deutsche Literatur bald durch einige seiner Novellen vermehrt werden, die von den besten nicht übertroffen werden; die einzigen Fehler, die man ihnen vorwerfen kann, sind Abgedroschenheit der Handlung, übereilte Anlage und nachlässiger Stil. Sehr gern würde ich eine im Auszug mitteilen, wenn es die Dezenz nicht verböte; doch wird sich vielleicht bald ein Buchhändler des großen D. (seinen ganzen Namen wage ich nicht zu nennen, weil ihn sonst seine verletzte Bescheidenheit zu einem Injurienprozeß gegen mich verleiten würde) erbarmen und seine Novellen verlegen. Auch will er ein sehr genauer Freund Freiligraths sein.

Dies sind so ziemlich die literarischen Erscheinungen des weltberühmten Tals wozu vielleicht noch einige weinentflammte Kraftgenies zu zählen wären, die sich dann und wann reimend versuchen, und die ich Herrn Dr. Duller zur Porträtierung für einen neuen Roman sehr empfehlen kann. Die ganze Gegend liegt von ihnen mehr von Pietismus und Philisterei überschwemmt, und was daraus hervorragt, sind keine schönen blumenreichen Eilande, nur dürre nackte Klippen oder lange Sandbänke, und Freiligrath irrt dazwischen umher wie ein verschlagener Schiffer.

III.

Es sind seit einiger Zeit Klagen laut geworden, bittere Klagen über die trostlose Kraft der Skepsis; hier und da schaute man trübe auf das niedergerissene Gebäude des alten Glaubens, bang harrend, daß die Wolken zerreißen möchten, die den Himmel der Zukunft bedecken. Mit einem ähnlichen wehmütigen Gefühle lege ich die „Lieder eines heimgegangenen Freundes“ aus der Hand; es sind, Lieder eines Toten, eines echten Wuppertaler Christen, an die glückliche Zeit erinnernd, wo man selbst noch kindlich glauben konnte an eine Lehre, deren Widersprüche man sich jetzt an den Fingern abzählen kann, wo man von heiligem Eifer glühte gegen religiöse Freisinnigkeit — einem Eifer, über den man jetzt lächelt oder errödet. — Der Druckort schon zeigt, daß man diese Verse nicht nach dem gewöhnlichen Maßstabe beurteilen kann, daß hier keine blendenden Gedanken, kein fesselloser Schwung eines freien Geistes zu finden sind; ja, es wäre unbillig, etwas anderes zu verlangen, als Produkte des Pietismus. Der einzig richtige Maßstab, den man an diese Gedichte legen darf, ist durch die frühere Wuppertaler Literatur gegeben, an der ich meinen Unmut schon hinlänglich ausgelassen habe, um nun auch einmal von andrem Gesichtspunkte eines ihrer Erzeugnisse beurteilen zu dürfen. Und da ist unverkennbar, daß in diesem Buche ein Fortschritt sich zeigt. Die Gedichte, — die von einem, wenn auch nicht ungebildeten Laien herzurühren scheinen — stehen den Gedanken nach zum wenigsten gleich mit denen der Prediger Döring und Pol, ja zuweilen ist ein leiser Hauch von Romantik, soviel sich davon an die calvinistische Lehre anhängen läßt, nicht zu verkennen. Was die Form betrifft, sind sie aber unstreitig das Beste, was das Wuppertal bis jetzt hervorgebracht hat; neue oder seltene Reime sind oft nicht ohne Geschicklichkeit angebracht; ja, bis zum Distichon und zur freien Ode hat sich der Verfasser erhoben, welche Formen ihm aber zu hoch waren. Krummachers Einfluß ist unverkennbar; seine Redensarten und Bilder sind überall benutzt; wenn der Dichter aber singt:

Pilger:

Arme Schäflein von Christi Herde,
Ich seh' ja nichts von seiner Zierde
An dir, o Schäflein still.

Schäflein:

Gedrückt ein Weilchen, dann hoch erhöht
Das Schäflein im Paradiese steht.
Pilger, schweige, und werd' ein Lämmlein,
Die still Gebeugten geh'n zum engen Tor ein,
Drum schweig' und bete und werd' ein Lämmlein,

so ist das keine Nachahmung Krummachers, sondern schon er selbst! Dagegen finden sich einzelne Stellen dieser Gedichte, die durch die Wahrheit der Empfindung wirklich rührend sind — ach, man kann nur nie vergessen, daß diese Empfindung größtenteils krankhaft ist! Und doch zeigt es sich auch hier, wie stärkend und tröstend eine wirklich zur Herzenssache gewordene Religion, selbst in ihren traurigsten Extremen, überall wirkt.

Lieber Leser, verzeihe mir, daß ich dir ein Buch vorführte, das unendlich wenig Interesse für dich haben kann; du bist nicht im Wuppertal geboren, du standest vielleicht nie auf den Bergen und sahst nie die beiden Städte zu deinen Füßen; aber du hast auch eine Heimat und kehrtst vielleicht mit derselben Liebe wie ich zu ihren unbedeutenden Erscheinungen zurück, wenn du deinen Zorn gegen ihre Verkehrtheiten ausgelassen hast.

Briefe an die Brüder Graeber von April bis Dezember 1839.

An Friedrich Graeber.

den 8. (nisi erro) April 1839.

Teuerster Fritz.

Dieser Brief — ja Du denkst wohl, Du würdest Dich bedeutend daran amüsieren, nein, dieses weniger. Du, der Du mich nicht nur durch langes Wartenlassen, sondern auch durch die Entweihung der heiligsten Geheimnisse, die je dem menschlichen Genius verborgen blieben, die Visionen, betrübt, geärgert, erzürnt hast, Du mußt eine absonderliche Strafe haben, Du sollst gelangweilt werden, und womit? mit einem Aufsatz, und worüber? über den vielbesagten Hammel: Literatur der Gegenwart.

Was hatten wir vor 1830? Theodor Hell und Konsorten, Willibald Alexis, einen alten Goethe und einen alten Tieck, c'est tout. Da tritt die Julirevolution, seit dem Befreiungskriege die schönste Äußerung des Volkswillens, wie ein Donnerschlag herein. Goethe stirbt, Tieck verkommt immer mehr, Hell schläft ein, Wolfgang Menzel fährt fort, Schusterkritiken zu schreiben, aber ein neuer Geist steht auf in der Literatur; als Dichter vor allen Grün und Lenau; Rückert bekommt einen neuen Schwung, Immermann bekommt Bedeutung, Platen desgleichen, aber das ist nicht genug: Heine und Börne waren schon vor der Julirevolution abgeschlossene Charaktere, aber jetzt erst bekommen sie Bedeutung, und auf ihnen fußt ein neues Geschlecht, das die Literaturen und das Leben aller

Völker sich zu Nutze macht, voran Gutzkow. Gutzkow war 1830 noch Student, arbeitete zuerst für Menzel am Literaturblatt, aber nicht lange; ihre Ansichten stimmten nicht, Menzel wurde flegelhaft, Gutzkow schrieb die berüchtigte Wally (Zweiflerin) und Menzel verschrie das Buch mit gräßlichem Spektakel, indem er dem Gutzkow die von der Wally ausgesprochenen Ansichten als seine eignen vorwarf, und bewirkte wahrhaftig, daß das unschuldige Buch verboten wurde. An Gutzkow schloß sich der freilich unbedeutende Mundt an, der Geldverdienens halber allerlei Unternehmungen anfang, worin er cum suibus noch Aufsätze von Andern gab. Beurmann kam bald hinzu, ein scharfsinniger Kerl und feiner Beobachter, ferner Ludolf Wienbarg, F. Gustav Kühne, und Wienbarg erfand für fünf dieser Schriftsteller (nisi erro, anno 1835) den Namen: junges Deutschland. Gegenüber stand der Menzel, der besser zu Hause geblieben wäre, sintemal ihn Gutzkow ebendeshalb wegen zu Tode geschlagen hat, dann die Evangelische Kirchenzeitung, die in jeder Allegorie eine Abgötterei und in jeder Äußerung der Sinnlichkeit eine der Erbsünde findet, (heißt der Hengstenberg vielleicht so lucus a non lucendo, d. h. ist er ein Wallach, Kastrat, Eunuch?). Diese Edlen klagten das junge Deutschland an, sie wollten die Emanzipation der Frauen und die Restauration des Fleisches, nebenbei wollten sie ein paar Königreiche stürzen und Papst und Kaiser in einer Person werden. Von allen diesen Angriffen war bloß der von Emanzipation der Frauen (im Goetheschen Sinne) gegründet, und ließ sich auch nur auf Gutzkow anwenden, der ihn später desavouiert (als übermütige Jugendübereilung) hat. Durch das Zusammenhalten bildeten sich ihre Zwecke schärfer aus; es waren die „Ideen der Zeit“, die in ihnen zum Bewußtsein kamen. Diese Ideen des Jahrhunderts (so sprachen Kühne und Mundt) sind nicht etwa demagogischer oder antichristlicher Art, wie sie verschrien werden, sondern sie basieren auf dem Naturrechte eines jeden Menschen und erstrecken sich auf alles, was in den jetzigen Verhältnissen diesem widerspricht. So gehört zu diesen Ideen: vor allen die Teilnahme des Volks an der Staatsverwaltung, also das Konstitutionelle, ferner die Judenemanzipation, Abschaffung alles Religionszwanges, aller Adelsaristokratie etc. Wer kann was dagegen haben? Die Evangelische Kirchenzeitung und Menzel haben es auf dem Gewissen, daß sie die Ehre des jungen Deutschlands so verschrien haben. Schon 1836, 37 war unter diesen, durch Einheit der Ansicht, nicht aber durch besondere Assoziation verbundenen Schriftstellern, die Idee klar und bestimmt; durch ihre tüchtigen Schriften verschafften sie sich Anerkennung bei den anderen meist jämmerlichen Literaten, und zogen alle jungen Talente

an sich. Ihre Dichter sind Anastasius Grün und Karl Beck; ihre Kritiker vor allen Gutzkow, Kühne, Laube, und unter den jüngeren Ludwig Wihl, Levin Schücking etc.; dazu versuchen sie sich im Roman, Drama etc. In der neuesten Zeit ist zwar Streit ausgebrochen zwischen Gutzkow und Mundt nebst Kühne und Laube; sie haben beide Anhänger, Gutzkow die jüngeren, Wihl, Schücking und andere, Mundt von den jüngeren nur ein paar; Beurmann hält sich ziemlich neutral, so der junge, sehr talentvolle Dingelstedt, neigen aber sehr zu Gutzkow hin. Mundt hat durch den Streit allen seinen Kredit verloren; der des Kühne ist bedeutend gesunken, weil er so gemein ist, alles, was Gutzkow schreibt, herunterzumachen; Gutzkow dagegen nimmt sich sehr nobel und hält sich meist nur über die große Liebe zwischen Mundt und Kühne, die sich gegenseitig loben, auf. Daß Gutzkow ein ganz ausgezeichnet ehrenwerter Kerl ist, beweist sein letzter Aufsatz im Jahrbuch der Literatur.

Außer dem jungen Deutschland haben wir nur wenig Aktives. Die schwäbische Schule war schon seit 1820 nur passiv; die Österreicher — Zedlitz und Grillparzer interessieren wenig, weil sie so fremdartig dichten (Zedlitz spanisch, Grillparzer antik), unter den Lyrikern ist Lenau schon hinneigend zum jungen Deutschland trotz seiner kirchlichen Stoffe, Frankl ein gemütlicher Uhland en miniature, K. E. Ebert ist ganz verböhmt; die Sachsen — Hell, Heller, Herlosssohn, Morvell, Wachsmann, Tromlitz — ach du mein Gott da fehlt der Witz; die Mannheimer [?] und Berliner (wozu Du nicht gehörst) sind niederträchtig, die Rheinländer — Lewald ist bei weitem der beste der Unterhaltungsschriftsteller; seine Europa läßt sich lesen, aber die Rezensionen drin sind gräßlich — Hub, Schnetzler und Konsorten nicht viel wert, Freiligrath wendet sich noch einmal dem jungen Deutschland zu, das sollst Du sehen, Duller auch, wenn er nicht vorher schon verkommt, und Rückert, der steht wie der alte Vater da und breitet seine Hände segnend über alle.

Den 9. April. Das ist dieser rührende Aufsatz. Was soll ich armer Teufel nun anfangen? Für meinen eignen Kopf fortochsen? Hab' keine Lust. Loyal werden? Pfui Teuffel! Mich an die sächsische Mittelmäßigkeit halten — ugittugitt (o Gott o Gott, hiesiger Ausruf des Ekels). Also ich muß ein junger Deutscher werden, oder vielmehr ich bin es schon mit Leib und Seele. Ich kann des Nachts nicht schlafen vor lauter Ideen des Jahrhunderts; wenn ich an der Post stehe und auf das preußische Wappen sehe, packt mich der Geist der Freiheit; jedesmal wenn ich in ein Journal sehe, spüre ich nach Fortschritten der Freiheit; in meine Poemata

schleichen sie sich und verspotten die Obskuranten in Mönchskapuze und im Hermelin. Aber von ihren Floskeln: Weltschmerz, welthistorisch, Schmerz des Judentums etc. halte ich mich fern, denn die sind jetzt schon veraltet. Und das sage ich Dir, Fritz, so Du einmal Pastor wirst, Du magst so orthodox werden, wie Du willst, aber wirst Du mir ein Pietist, der aufs junge Deutschland schimpft, die Evangelische Kirchenzeitung zum Orakel nimmt, wahrlich, ich sage Dir, Du hast mit mir zu tun. Du mußt Pastor werden zu Gemarken und den verdammten, schwindsüchtigen, offenhöckerigen Pietismus wegzagen, den der Krummacher zur Blüte gebracht hat. Da werden sie Dich freilich einen Ketzer schelten, aber laß mal einen kommen und Dir aus Bibel und Vernunft beweisen, daß Du Unrecht hast. Der Blank ist indessen ein verruchter Rationalist, schmeißt das ganze Christentum über den Haufen, was soll daraus werden? Na, ein Pietist bin ich nie gewesen, ein Mystiker eine Zeitlang, aber das sind *tempi passati*; jetzt bin ich ein ehrlicher, gegen Andre sehr liberaler Supernaturalist. Wie lange ich das bleibe, weiß ich nicht, doch hoffe ich es zu bleiben, wenn auch bald mehr, bald weniger zum Rationalismus hinneigend. Das muß sich alles entscheiden. Adios, Friderice, schreibe rascher und viel.

Do hêst de mi dubbelt.

Friedrich Engels. Friedrich Engels.

An Friedrich Graeber.

(27. 4. bis 1. 5. 1839).

Fritz Graeber, ich beschäftige mich jetzt sehr mit Philosophie und kritischer Theologie. Wenn man 18 Jahr alt wird, Strauß, die Rationalisten und die Kirchenzeitung kennen lernt, so muß man entweder alles ohne Gedanken lesen oder anfangen, an seinem Wuppertaler Glauben zu zweifeln. Ich begreife nicht, wie die orthodoxen Prediger so orthodox sein können, da sich doch offenbare Widersprüche in der Bibel finden. Wie kann man die beiden Genealogieen Josephs, des Mannes der Maria, die verschiedenen Angaben bei der Einsetzung des Abendmahls (dies ist mein Blut, dies ist das neue Testament in meinem Blut), bei den Besessenen (der erste erzählt, der Dämon fuhr bloß aus, der zweite, er fuhr in die Säue), die Angabe, Jesu Mutter sei ausgezogen, ihren Sohn zu suchen, den sie für wahnsinnig hielt, obwohl sie ihn wunderbar empfangen etc., mit der Treue, der wörtlichen Treue der Evangelisten reimen? Und nun die Abweichung beim Unser Vater, in der Reihenfolge der Wunder, die eigentümlich tiefe Auffassung des

Johannes, wodurch aber die Form der Erzählung offenbar getrübt wird, wie da? *Christi ipsissima verba*, worauf die Orthodoxen pochen, lauten in jedem Evangelium anders. Vom alten Testament garnicht zu reden. Aber in dem lieben Barmen wird Einem das nicht gesagt, da wird man nach ganz andern Grundsätzen unterrichtet. Und worauf gründet sich die alte Orthodoxie? Auf nichts, als auf — den Schlendrian. Wo fordert die Bibel wörtlichen Glauben an ihre Lehre, an ihre Berichte? Wo sagt ein Apostel, daß alles was er erzählt, unmittelbare Inspiration ist? Das ist kein Gefangennehmen der Vernunft unter den Gehorsam Christi, was die Orthodoxen sagen, nein, das ist ein Töten des Göttlichen im Menschen, um es durch den toten Buchstaben zu ersetzen. Darum bin ich noch ein ebenso guter Supranaturalist wie vorher, aber das Orthodoxe habe ich abgelegt. So kann ich nun und nimmer glauben, daß ein Rationalist, der von ganzem Herzen das Gute so viel wie möglich zu tun sucht, ewig verdammt werden soll. Das widerspricht auch der Bibel selbst. Denn es steht geschrieben, daß um der Erbsünde willen keiner verdammt ist, sondern um seiner eignen Sünde willen; wenn nun einer der Erbsünde aus aller Kraft widersteht und tut, was er kann, so sind doch seine wirklichen Sünden nur notwendige Folge der Erbsünde, also können ihn die nicht verdammen. —

Den 24. April. Ha, ha, ha! weißt Du, wer den Aufsatz im Telegraphen gemacht hat? Schreiber dieses ist der Verfasser, aber ich rate Dir, nichts davon zu sagen, ich käme in höllische Schwulitäten. Kohl, Ball und Hermann kenne ich fast nur aus Rezensionen W. Blanks und Strückers, die ich fast wörtlich abgeschrieben habe; daß Kohl aber kohlt und Hermann ein schwachmatischer Pietist ist, weiß ich aus eigener Anhörung. Der D. ist der Kontorjüngling Dürholt bei Wittensteins in Unterbarmen. Übrigens tu ich mir was drauf zu gut, daß ich darin nichts gesagt habe, was ich nicht beweisen kann. Eins nur ärgert mich: daß ich den Stier nicht bedeutend genug dargestellt. Er ist als Theologe nicht zu verachten. Bewunderst Du aber nicht meine Kenntnis der Charaktere, besonders Krummachers, Dörings (was über dessen Predigt gesagt, hat mir P. Jonghaus erzählt), und der Literatur? Die Bemerkungen über Freiligrath müssen wohl gut sein, sonst hätte sie Gutzkow gestrichen. Der Stil ist übrigens hundeschlecht. — Der Aufsatz scheint übrigens Sensation gemacht zu haben — ich verpflichte Euch fünf auf Euer Ehrenwort, niemanden zu sagen, daß ich der Verfasser bin. Kapiert? Was das Schimpfen betrifft, so habe ich das meistens auf Dich und Wilhelm gehäuft, weil ich die Briefe an Euch grade vor mir liegen hatte, als mich die Lust zu

schimpfen überkam. Besonders soll F. Plümacher nicht erfahren, daß ich den Aufsatz gemacht habe. Was der Ball übrigens für ein Kerl ist! Charfreitag soll er predigen, hat keine Lust zu studieren, und lernt deshalb eine Predigt auswendig, die er im Menschenfreund findet, und hält sie. Krummacher ist in der Kirche, ihm kommt die Predigt bekannt vor, und endlich fällt ihm ein, daß er selbst die Predigt Charfreitag 1832 gehalten hat. Andre Leute, die die Predigt gelesen haben, erkennen sie auch, Ball wird zur Rede gestellt und muß bekennen. Signum est, Ballum non tantum abhorrere a Krummacho, ut Tu quidem dixisti¹⁾. Für die ausführliche Rezension des Faust bin ich Dir sehr verbunden. Die Bearbeitung des Stücks ist wohl die elende Raupachsche, dieser Hundsfott mischt sich in alles, und verdirbt nicht nur den Schiller, indem er dessen Bilder und Gedanken in seinen Tragödien abdrischt, sondern auch den Goethe dadurch, daß er ihn malträtiert. Daß meine Poemata einen reißenden Absatz haben werden, ist zu bezweifeln. . . . Dein Rotgeschriebenes konnte ich nicht lesen, werde also weder 5 Sgr. noch Zigarren schicken. Du wirst dieses Mal entweder die Canzone oder ein Stück der begonnenen, aber unvollendeten Komödie bekommen. Jetzt muß ich gleich in die Singstunde gehen, adieu.

Den 27. April. Fragmente einer Tragikomödie:

Der gehörnte Siegfried.

I.

Palast des Königs Sieghard.

Ratsversammlung.

Sieghard:

So seid ihr Treuen versammelt wieder,
 Als Unseres Reiches starke Glieder
 Um Unsern hohen Königsthron.
 Ihr alle — doch es fehlt Unser Sohn!
 Der streift wohl wieder fern im Wald,
 Wird nie verständig, ist schon so alt,
 Statt hier in Unsrem Rat zu sitzen,
 Wo Wir vom Morgen zum Abend schwitzen,
 Statt hier der Greise Wort zu hören,
 Soll ihn der Vögel Geschrei belehren;

¹⁾ Es ist ein Zeichen dafür, daß Ball den Krummacher nicht so verabscheut, wie Du gesagt hast.

Statt hier der Weisheit nachzujagen,
Will er sich mit den Bären schlagen;
Und spricht er mit Unsrer Majestät,
Verlangt er Krieg nur früh und spät.
Wir hätten ihm längst schon nachgegeben,
Hätt' Uns Gott in seiner Weisheit eben
Nicht solche Erkenntnis zugeteilt,
Daß Unser Verstand sich nicht übereilt.
Wie sollte ganz verderben das Land,
Hätte seinen Willen solch ein Fant!

Ein Rat:

Eure Majestät spricht, wie immerdar
Gar weise und trifft die Sach' aufs Haar.
Jedennoch mit meines Königs Urlaub,
Sag' ich, was ich in meiner Einfalt glaub.
Des Menschen Weis ist mannigfalt.
Der Knab' ist achtzehn Jahr erst alt,
Ihm steht der Sinn nach Jagd und Streit,
Die Weisheit kommt auch mit der Zeit.
Denn Jugendmut rennt frei hinaus,
Die Weisheit bleibet still zu Haus;
Der Jugendmut wird endlich zahm,
Und seine stolze Kraft wird lahm,
Dann kehrt zur Weisheit er zurück,
Und findt daheim bei ihr sein Glück.
Drum laßt den Jungen bald ausreiten,
Mit Drachen und mit Riesen streiten;
Gar rasch ereilt ihn das Alter doch,
Das und das Leben, diese lehren
Ihm beide wohl die Weisheit noch,
Dann wird er gern ihren Worten hören.

Siegfried (tritt ein):

O Wald, muß ich dich lassen
Mit deinen Bäumen frisch?
In dir ist besser prassen,
Als an des Königs Tisch;
Wo wohnt das Wild mit Freuden,
Als in dem Waldestal?
Das grüne Laubdach neiden
Die goldnen Hall'n zumal.
Ich seh's, Herr Vater, Ihr wollt schelten,
Daß ich so lang umhergeschweift;

Muß ich es immer denn entgelten,
 Wenn mir zu schnell der Eber läuft?
 Nicht jagen soll ich, auch nicht streiten,
 So gebt ein Roß mir und ein Schwert;
 Dann mag ich in die Fremde reiten,
 Wie ich's so oft von Euch begehrt!

Sieghard.

Steht dir der Sinn noch stets danach?
 Wann willst du endlich weise werden?
 So lang dein Übermut so jach,
 Wirst du dich nimmer klug gebärden.
 Und weil das doch das beste Mittel,
 Den Willen dir zu geben frei,
 So geh, ein derber Riesenknittel
 Weckt dich schon aus der Träumerei.
 Nimm Schwert und Roß dir, zieh hinaus,
 Kehre bald und klüger in Unser Haus.

Siegfried.

Habt ihr's gehört? Ein Schwert, ein Roß!
 Was frag' ich da nach Helm und Brünne?
 Was frag' ich nach der Knappen Troß?
 Allein mit meinem kühnen Sinne!
 Der wilde Bergstrom gießt sich brausend
 Allein durch Waldesschlucht voran,
 Die Fichten stürzen vor ihm sausend,
 So wühlt er selbst sich eine Bahn,
 Und wie der Bergstrom will ich sein,
 Die Bahn mir brechend ganz allein.

Rat:

Nicht gräm' sich drob Eu'r Majestät,
 Wenn der junge Held von hinnen geht;
 Der Bergstrom auch kommt einst zu Tal,
 Dann kracht nicht mehr der Bäume Fall,
 Dann fließt er durch die Eb'ne still,
 Macht fruchtbar rings die Lande,
 Der Wellen Wüten wird ein Spiel,
 Endlich verrinnend im Sande.

Siegfried:

Was soll ich länger weilen
 Hier in dem alten Schloß?

Da hängt ein Schwert am Pfeiler,
 Und draußen wiehert ein Roß;
 Komm her von deiner Säule,
 Du altes, blankes Schwert,
 Daß ich von hinnen eile —
 Leb wohl, mein Vater wert! (Ab.)

II.

Schmiede im Wald.

Siegfried tritt ein.

— — — — —

Der Meister tritt ein.

Meister:

Ihr seid hier in der großen Schmiede,
 Wo man die schönen Novellen macht,
 Die in Almanachen, samt manchem Liede
 Entfalten ihre hehre Pracht.
 Journale werden hier gehämmert,
 Kritik und Poesie vereinand,
 Vom Morgen, bis der Abend dämmert,
 Seht Ihr die Glut der Esse scheinend.
 Doch geht — genießt erst Speis und Wein —
 Lehbursch, führ den Herrn da hinein.
 Siegfried mit dem Lehburschen ab.

Meister:

Wohlan zur Arbeit, ihr Gesellen,
 Ich steh' euch wirkend stets zur Seite;
 Schlagt auf den Amboß die Novellen,
 Daß sie recht gehen in die Breite!
 Durchglüht die Lieder in der Essen,
 Daß sie das Feu'r recht in sich fressen;
 Werft alles dann auf einen Kloß,
 Des Publikums Magen ist gar groß.
 Und habt ihr nicht des Eisens genug,
 Dafür weiß Rat der Meister klug;
 Drei Helden von Scott, drei Fraun von Goethen,
 Ein Ritter von Fouqué, grimm und stählern,
 Mehr sind wahrhaftig nicht von Nöten
 Zu den Novellen von zwölf Erzählern!

Für Lieder sind Uhlands Poesie'n
 Ein ganzes Floskelmagazin.
 Drum schwingt den Hammer mit aller Kraft,
 Der Beste ist, wer das meiste schafft!

Siegfried (kommt wieder):

Dank Meister, für den guten Wein,
 Ich trank zwölf Maß davon hinein.

Meister:

(Verfluchter Kerl!) Mich freut es sehr, daß Euch mein
 Rheinwein hat gefallen,

Beliebt's Euch nun, so tretet her,
 Ich mach' Euch bekannt mit den Arbeitern allen.
 Hier dieser ist der allerbeste,
 Macht liederliche und ehrenfeste
 Erzählungen, wie ich's verlange,
 Läßt sich loben vom großen Wolfgange
 Menzel, der in Stuttgart sitzt,
 Sein Name ist: Herr von Tromlitz.
 Der andre hier ist fast so gut,
 Ist auch von adeligem Blut,
 Das ist von Wachsmann das große C,
 Einen beßren ich hier nirgends seh;
 Kein Almanach kann existieren,
 In dem man ihn nicht tut verspüren,
 Der wirft Novellen zu Dutzenden
 Ins Angesicht dem Publikum dem stutzenden,
 Arbeitet im Schweiß seines Angesichts,
 Und was am meisten sagen will,
 Für Poesie tat er noch nichts,
 Für Geschmacksentnervung unendlich viel.
 Denn Geschmack, vor dem bin ich sehr bang,
 Nur der bringt uns den Untergang.
 Da ist ein dritter, Robert Heller,
 Sein Stil ist poliert, wie ein zinnener Teller,
 Für Silber hält's das Publikum,
 Wir lassen es gerne also dumm.
 Zwar macht er nicht so viel, wie die beiden
 Und hascht auch wohl nach Charakteristik,
 Doch hat er jetzt — er kann sie nicht leiden,
 Aufs Maul gegeben eins der Mystik.
 Ihr wißt die vier Evangelisten,
 Waren nur dumme Pietisten,

Die hat er ein wenig vorgenommen,
 Sie entkleidet des Ehrwürdigen und Frommen,
 Präpariert zum Teetischgenuß —
 Lest seine Schwestern des Lazarus.
 Auch weiß er gar anmutig zu kosen,
 Mehr findet Ihr in seinen Klatschrosen.
 Hier ist die unterhaltende
 Gelehrsamkeit: der haarspaltende
 Friedrich Nork, der größte Poet,
 Der je gelebt, seit die Welt steht.
 Der dichtet und lügt die schönsten Sachen,
 Beweist Euch aus des Orients Sprachen,
 Daß Ihr ein Esel, Elias die Sonne,
 Denn der Orient ist aller Sprachen Bronne.
 Doch Verstand — den findet bei ihm Ihr nie,
 Noch tüchtges Wissen und Etymologie.
 Hier ist der wack're Herloßsohn,
 Der wohl verdiente einen Thron,
 Ein Novellist und Lyriker,
 Des Unsinn's Panegyriker,
 Besonders seinen Kometenstern
 Lesen die Dummen gar zu gern.
 Jetzt kommen, unter Winklers Leitung,
 Die Herren von der Abendzeitung;
 Thuringus, Faber, von Großcreutz,
 Schon in den Namen welch ein Reiz!
 Doch was soll ich sie alle loben?
 Das Publikum, welches etwas verschoben,
 Hat sie schon längst in den Himmel geschoben,
 Bis zu den Sternen sie erhoben.
 Noch einige sind grade abwesend,
 Im Walde dürres Brennholz lesend;
 Vom Lehrlingsschwarm gar nichts zu sagen,
 Die noch zu schwach auf den Amboß schlagen,
 Doch, hoff' ich, werden alle gut,
 Haben sie nur einen Tropfen Novellistenblut.

Siegfried:

Doch sagt mir, Meister, wie Ihr nur heißt?

Meister:

Ich fühl den sächsischen Literaturgeist
 Verkörpert in meiner Wenigkeit.

Doch wollt Ihr sehn, was ich vermag,
 Seht meiner Arme Sehnigkeit,
 Und meinen kräftigen Hammerschlag.
 Ich glaub', Ihr hämmertet auch nicht schlecht;
 Wollt Ihr beitreten unsern Gesellen?

Siegfried:

Topp, Meister, 's wär mir eben recht,
 Dien Euch wie ein andrer Schmiedeknecht.

Meister:

Ich geb Euch zur Lehr bei Theodor Hellen.
 Hämmer zur Probe die zwei Novellen.

Siegfried:

Ha, wenn mit meinen Fäusten
 Die Eichen ich zerbrach,
 Und wenn vor meinem dreisten
 Angriff, der Bär erlag,
 Konnt ich zur Erde ringen
 Den Stier in seiner Brunst,
 Wie sollt' ich den Hammer nicht schwingen
 Zur edlen Schmiedekunst?
 Lehrlingswerk will ich treiben
 Nicht einen Augenblick;
 Gesell will ich nicht bleiben,
 Hier ist mein Meisterstück!
 Gebt mir die Eisenstangen,
 Ein Hieb — sie sind entzwei!
 Zu Staub sie all' zersprangen,
 Das Schmieden ist vorbei!

Theodor Hell:

Gemach! gemacht, was soll das heißen?
 Gleich schlag ich Euch, wie Ihr das Eisen!

Siegfried:

Was hast du noch zu schwatzen?
 Was tust du so entrüstet?
 Da liegst du schon am Boden,
 Steh auf, wenn's dich gelüstet!

Theodor Hell:

Ach Hülfe, Hülfe!

Meister:

Junger Gesell,
Was schlägt Ihr mir die andern Knechte?
Marsch, schert Euch flugs mir von der Stell,
Sonst zieh ich Euch über die Ohren das Fell!

Siegfried:

Du wärest mir dazu wahrlich der Rechte!
(Wirft ihn nieder.)

Meister:

O weh, o weh! etc.

Siegfried wird in den Wald geschickt, erschlägt den Drachen und, zurückgekehrt, den Meister, jagt die Gesellen auseinander und geht weg. —

III.

Im Walde.

Siegfried:

Jetzt hör ich wieder, wie in den Hagen
Zwei Männer auf einander schlagen.
Da kommen sie her — 's ist wahrlich zum Lachen,
Da wird keiner den andern verstummen machen
Dachte, es kämen zwei Riesen mit Kraft,
Die stärksten Fichten ihr Lanzenschaft,
Da kommen zwei dürre Professoren,
Werfen sich Bücher an die Ohren.

(Leo und Michelet kommen.)

Leo:

Komm an, du Hund von Hegeling!

Michelet:

Pietist, bist mir wahrlich zu gering!

Leo:

Da hast du die Bibel an den Kopf!

Michelet:

Und du den Hegel, verhallter Tropf! 4*

Leo:

Ich werf dir den Hegel, du Läst'rer, zurück!

Michelet:

Und ich dir die Bibel ins Genick!

Leo:

Was willst du noch? Du bist ja längst tot?

Michelet:

Das bist du, burschikoser Zelot!

Siegfried:

Was ist von eurem Streit der Grund?

Leo:

Der Hegeling, der lästerliche Mund,
Will die Bibel in Verachtung bringen,
Da muß man wohl auf ihn eindringen!

Michelet:

Das lügt der ungehobelte Flegel,
Er will nicht respektieren den Hegel!

Siegfried:

Aber ihr warft euch ja gegenseitig
Mit den Büchern, um die ihr streitig?

Leo:

S' ist einerlei, er ist kein Christ.

Michelet:

So gut und besser, wie du einer bist.
Er schwatzt von Dingen, die er nicht versteht.

Siegfried:

Was wollt ihr denn? Eurer Wege geht!
Wer hat den Streit denn angefangen?

Leo:

Das tat ich, ich rühm es ohne Bangen.
Ich habe für Gott und mit Gott gestritten.

Siegfried:

Da hast du auf lahmem Pferde geritten.
 Der wird das Christentum nicht töten,
 Du wirst es nicht retten aus den Nöten,
 Laß ihn doch auf seine Art gewähren,
 Steht es dir doch frei, was andres zu lehren!
 Und laßt nicht unsern Herrgott entgelten
 Dein blindes Toben, dein tolles Schelten!
 Nun geh du hierhin, du dahin,
 Und schlagt euch das Streiten aus dem Sinn!

Leo und Michelet zu verschiedenen Seiten ab.

Siegfried:

Solche Wut hab' ich nie gesehn,
 Und sind doch friedliche, gelehrte Männer,
 Wie sie so toll auf einander gehn,
 Der edlen Wissenschaften Kenner! —
 Jetzt aber plagt mich der Hunger wieder,
 Ich will drum gehn ins Tal hernieder,
 Ob ich wohl find' ein Haus oder Schloß,
 Wo ich labe meine Glieder,
 Sonst schafft mir Beute wohl mein Geschoß. —

So weit. Die Stücke der Handlung habe ich ausgelassen, bloß die Einleitung und die Satirika abgeschrieben. Dies ist das letzte, jetzt sollte der König von Bayern hergenommen werden, aber da stockts. Die Abrundung und Verwicklung fehlt dem Ding. — Bitte Wurm, die Gedichte an den Musenalmanach zu besorgen, ich muß jetzt schließen, die Post geht ab.

Dein Friedr. Engels.

den 1. Mai 39.

An Wilhelm Graeber.

[27. bis 30. 4. 39.]

Guglielmo carissimo! τήν¹⁾ σοῦ ἐπισόλην εὐρηκα ἐν τοῖς τῶν ἐτέρων, καί ἡδὺ μὲν ἦν ἐμοὶ τῷ αὐτοῦ ἔημα. Τὸ δὲ δικαστήριον τῶν

¹⁾ Die griechischen und hebräischen, aber auch die lateinischen und die neusprachlichen Brocken, mit denen der Briefschreiber um sich wirft, enthalten zahlreiche Fehler, die der Herausgeber selbstredend stehen gelassen hat.

πέντε σπουδιώσων, καὶ τὴν αὐτῶν κρίσιν οὐ δύναμαι γινώσκειν ἢ αὐθεντικὴν ἢ κομπιτέτην. — Ἔστιν γὰρ χάρις ὑπ' ἐμοῦ, εἰ δίδωμι ποιήματα ἐν ταῖς εἰς ὑμᾶς ἐπιστόλαις.¹⁾

Daß Du St. Hanor²⁾ Florida und Sturm nicht kritisieren willst, verdient wieder keinen Vers; die Behauptung debilitatis ingenii abhorret ab usata tua veriloquentia.³⁾ Meam quidem mentem ad juvenilem germaniam se inclinare, haud nocebit libertati; haec enim classis scriptorum non est, ut schola romantica, demagogia, etcet, societas clausa, sed ideas saeculi nostri, emancipationem judaeorum servorumque, constitutionalismum generalem aliasque bonas ideas in succum et sanguinem populi Teutonici intrare volunt tentantque. Quae quum ideae haud procul sint a directione animi mei, cur me separare? Non enim est, quod tu dicis: sich einer Richtung übergeben, sed: sich anschließen; sequitur a continuation in my room, and, in writing a polyglottic letter, I will take now the English language, ma no, il mio bello Italiano, dolce e soave, come il zefiro, con parole, somiglianti alle flori del più bel giardino, y el Español, lingua como el viento en los árboles, e o Portuguez, como as olas da mar em riba de flores e prados, et le Français, comme le murmure vite d'un font, très amusant, en de hollandsche taal, gelijk den damp uijt eener pijp Tobak, zeer gemoedlijk: aber unser liebes Deutsch — das ist alles zusammen:

¹⁾ Liebster Wilhelm! Deinen Brief habe ich bei denen der anderen gefunden, und süß war mir seine Rede. Aber den Richterspruch der fünf Studenten und ihre Entscheidung kann ich nicht als authentisch oder kompetent anerkennen. Denn es ist eine Liebenswürdigkeit von mir, wenn ich Gedichte in meinen Briefen an Euch gebe.

²⁾ Das Wort ist fast unlesbar und unverständlich.

³⁾ ... der geistigen Schwäche sticht ab von Deiner gewohnten Wahrhaftigkeit. Daß mein Geist dem jungen Deutschland zuneigt, wird der Freiheit nicht schaden; denn diese Schriftstellergruppe ist nicht wie die romantische, demagogische Schule usw. eine geschlossene Gesellschaft, sondern sie wollen und versuchen, daß die Ideen unseres Jahrhunderts, die Emanzipation der Juden und der Sklaven, der allgemeine Konstitutionalismus und andere gute Ideen in Saft und Blut des deutschen Volkes eindringen. Da diese Ideen von der Richtung meines Geistes nicht fern sind, warum soll ich mich von ihnen trennen? Es heißt nämlich nicht, wie Du sagst „sich einer Richtung übergeben“, sondern „sich anschließen“. Die Fortsetzung folgt in meinem Zimmer, und da ich einen polyglotten Brief schreibe, will ich jetzt die englische Sprache herannehmen, aber nein, mein schönes Italienisch, rein und lieblich wie der Westwind, mit Worten, die den Blumen des schönsten Gartens gleichen, und das Spanische, eine Sprache wie der Wind in den Bäumen und das Portugiesische wie das Rauschen des Meeres am Gestade von Blumen und Wiesen und das Französische wie das rasche Murmeln einer sehr lustigen Quelle und die holländische Sprache, wie der Dampf aus einer Tabakpfeife, sehr gemütlich.

Gleich den Wogen, den langen, des Meers, ist die Zunge Homeros,
 Äschylos schleudert ins Tal ein Feldstück rasch nach dem andern,
 Romas Sprache — so spricht zu dem Heer der gewaltige Cäsar,
 Greift in die Fülle der Worte — sie liegen, wie rohes Gesteine,
 Scharf und kantig — daraus ersteht cyklopisches Bauwerk,
 Aber die jüngere Zunge der Italer, lieblich und milde,
 Stellet den Dichter inmitten des holdesten Gartens der Erde,
 Draus ein Füllhorn pflückte Petrark, Ariost sich den Kranz wand,
 Doch Hispaniens Sprache — o horch, wie im laubigen Wipfel
 Herrscht der gewaltige Hauch, und gewalt'ge, erhabene Lieder
 Alter Zeit draus rauschen hervor, und die Trauben des Weinstocks,
 Der am Stamme hinauf sich wand, sich schaukeln im Laube!
 Portugals Zunge — das Rauschen des Meers am Blumengestade,
 Wo in dem Schilf aufseufzt Syrinx beim Hauche des Zephyrs;
 Und die Zunge der Franken, sie gleitet, ein üppiges Bächlein,
 Munter dahin, und rundet der Sandstein, der eigensinn'ge
 Bald sich im plätschernden Flusse der nimmer beruhigten Wellen.
 Englands Sprache, ein längst verwittertes, rasenbehangnes
 Denkmal riesiger Hünen, doch wuchs das Gestrüppe darüber,
 Sausend und heulend umweht es der Sturm, und möchte es fallen.
 Aber die Sprache Germaniens — sie tönt, wie die donnernde

Brandung

An den gezackten Korallen — die tragen ein liebliches Eiland,
 Dorthin schallet das Rauschen der langen Wellen Homeros,
 Dort erdonnern die riesigen Blöcke aus Äschylos Händen,
 Dort auch siehst du der Feldherrnhand cyklopisches Bauwerk,
 Und den duftenden Garten der schönsten und edelsten Blumen,
 Mächtiges Rauschen erschallt dort laut aus waldigem Wipfel,
 Syrinx tönet im Schilf, und die Bächlein runden den Sandstein,
 Dort auch steht manch' Hünengebäu, umsaust von den Winden,
 Das ist Germaniens Zunge, die ewige, wunderumrankte.

Diese Hexameter habe ich extempore hingeschrieben. Sie mögen Dir den Unsinn auf der vorigen Seite, aus dem sie hervorgegangen, etwas erträglich machen. Rezensiere sie aber als Ex-temporale. Den 29. April. Kontinuierlich Deinen Brief auf konsequente Weise fortsetzend, ist heute wunderschönes Wetter, so daß Ihr, *posito caso aequalitatis temporalis*, heute wahrscheinlich und von rechtswegen alle Kollegia schwänzt. Ich wollt', ich wär bei Euch. — Ich hab Euch wohl schon geschrieben, daß ich unter dem Namen Theodor Hildebrand am Bremer Stadtboten meinen Witz ausließ, nun habe ich ihm mit folgendem Briefe abesagt:

Stadtbote, hörs, doch ärgre nicht dich drüber,
 Wie ich zum Besten lange dich gehabt;
 Denn merke dirs, man spottet dess, mein Lieber,
 Der immer sich erzeigt als übergeschnappt.
 Dein blauer Freudenhimmel wird stets trüber,
 Nun du ein Vierteljahr herumgetrabt,
 Was du zu sagen, Edler, dich beflissen,
 Das hast du alles wiederkåuen müssen.

Ich nahm stets aus dir selber meine Themata,
 Du hast sie alle selbst mir präparieret,
 Aus deinen Reden machte ich Poemata,
 Darin ich dich, allein dich persiflieret.
 Nimm ihnen nur des Reims, der Metrik Schemata,
 So wird dein Ebenbild dir vorgeführet,
 Nun fluch, beliebt' dir, von Zorne wild entbrannt,
 Auf deinen ganz ergeben

Theodor Hildebrand.

Du solltest auch anfangen, ein wenig zu schriftstellern, in Versen oder Prosa, und alsdann an das Berliner Conversationsblatt, wenn es noch existiert, oder den Gesellschafter schicken. Später treibst Du's stärker, machst Novellen, die Du erst in Journalen, dann allein drucken läßt, bekommst Ruf, wirst als geistreicher, witziger Erzähler genannt. Ich sehe Euch noch einmal — der Heuser großer Komponist, Wurm schreibt tiefsinnige Untersuchungen über Goethe und die Zeitentwicklung, Fritz wird ein berühmter Prediger, Jonghaus macht religiöse Poemata, Du schreibst geistvolle Novellen und kritische Aufsätze, und ich — werde Stadtpoet von Barmen, Leutnant Simons malträtierten (in Cleve) Andenkens zu ersetzen. — Als fernere Poesie für Dich ist auch noch das Lied da auf dem Blatt für den Musenalmanach, welches ich keine Lust habe, noch einmal abzuschreiben. Vielleicht schreibe ich noch eins dazu. Heute (30. April) habe ich bei dem kostbaren Wetter von 7 bis halb 9 im Garten gesessen, geraucht und Lusiade gelesen, bis ich aufs Kontor mußte. Es liest sich nirgends so gut, als im Garten an einem klaren Frühlingsmorgen, die Pfeife im Munde, die Sonnenstrahlen auf dem Rücken. Heut Mittag werde ich diese Bestrebungen mit dem altdeutschen Tristan und seiner süßen Reflexion über die Liebe fortsetzen, heut Abend geh ich in den Ratskeller, wo unser Herr Pastor seinen von dem neuen Bürgermeister pflichtschuldigst erhaltenen Rheinwein zum besten gibt. Bei solchem ungeheuren Wetter habe ich immer eine unendliche Sehnsucht nach

dem Rhein und seinen Weinbergen; aber was ist da zu machen? höchstens ein paar Verse. Ich wollte wohl wetten, daß der W. Blank Euch geschrieben hat, daß [ich]¹⁾ die Aufsätze im Telegraphen gemacht hätte, und Ihr darum so drauf geschimpft habt. Die Szene ist in Barmen, was es ist kannst Du Dir denken. —



Eben kriege ich einen W. Blanks Brief, worin er mir schreibt, daß der Aufsatz rasenden Rumor in Elberfeld mache; Dr. Runkel schimpft in der Elberfelder Zeitung darüber und wirft mir Unwahrheiten vor; ich will ihm eine Andeutung zugehen lassen, daß er mir doch eine Unwahrheit nachweisen soll, was er nicht kann, da alles erwiesene Data sind, die ich von Augen- und Ohrenzeugen habe. Bl. schickte mir das Blatt zu, das ich gleich mit der Bitte, meinen Namen ferner geheim zu halten, an Gutzkow spedierte. Krummacher hat neulich in seiner Predigt dargetan, daß die Erde still steht und die Sonne sich um sie dreht, und das wagt der Kerl am 21. April 1839 in die Welt zu posaunen, und sagt doch, der Pietismus führe die Welt nicht zum Mittelalter zurück! Es ist schändlich! Man sollte den Kerl chassieren, oder er wird noch einmal Papst werden, eh' Du Dich versiehst, wo ihn aber das saffrangelbe Donnerwetter zermalmen soll. Dios lo sabe, Gott weiß, was noch aus dem Wuppertale wird. Adios Dein baldige Briefe erwartender oder wieder keine Poemata sendender

Friedrich Engels.

¹⁾ Dies Wort fehlt im Text, ist aber hier offenbar zu ergänzen.

An Wilhelm Graeber.

(24. Mai 1839.)

My dear William!

Heute — der 24. Mai, und noch keine Zeile von Euch! Ihr qualifiziert Euch wieder zum Nicht-Gedichte-Empfangen. [*Hier folgt ganz klein der Kopf eines Gassenjungen, der die Zunge heraussteckt.*] Ich begreife Euch nicht. Indes sollst Du Beiträge zur Literatur der Gegenwart haben.

Gesammelte Werke von Ludwig Börne. 1. u. 2. Band. Dramaturgische Blätter. — Börne, der riesige Kämpfer für Freiheit und Recht, zeigt sich hier auf ästhetischem Gebiete. Und auch hier ist er zu Hause; was er sagt, ist so bestimmt und klar, so aus richtigem Gefühl für das Schöne hervorgegangen, und so einleuchtend bewiesen, daß von Widerspruch gar nicht die Rede sein kann. Darüber ist ein Meer des üppigsten Witzes ausgegossen, und wie Felsen tauchen hier und da die festen, scharfen Freiheitsgedanken auf. Die meisten dieser Kritiken (denn aus diesen besteht das Buch) sind gleichzeitig mit dem Erscheinen der Stücke geschrieben worden, also zu einer Zeit, wo das Urteil der Kritik darüber noch blind und schwankend umhertappte; Börne aber sah, und durchdrang alles bis auf die innersten Fäden der Handlung. Am ausgezeichnetesten sind die Kritiken über Schillers Tell — ein Aufsatz, der seit mehr denn zwanzig Jahren der gewöhnlichen Ansicht unwiderlegt entgegen steht, eben, weil er unwiderleglich ist. — Immermanns Cardenio und Hofer, Raupachs Isidor und Olga, Claurens Wollmarkt — woran sich andre Interessen knüpfen — Houwalds Leuchtturm und Bild, die er so vernichtet, daß nichts, gar nichts bleibt, und Shakespeares Hamlet. Überall ist es der große Mann, der einen Streit von noch unabsehbaren Folgen hervorrief, und schon diese beiden Bände würden Börne einen Platz neben Lessing sichern; aber er ward ein Lessing auf andrem Gebiete, möge ihm in Karl Beck der Goethe folgen!

Nächte. Gepanzerte Lieder von Karl Beck.

„Ein Sultan bin ich, wild und sturmbewegt,
 „Mein Heer — des Lieds gepanzerte Gestalten;
 „Um meine Stirne hat der Gram gelegt
 „Den Turban in geheimnisreichen Falten.“

Wenn solche Bilder schon in der zweiten Strophe eines Prologs vorkommen, wie wird dann erst das Buch selbst sein? Wenn ein Jüngling von zwanzig Jahren solche Gedanken hegt, wie wird erst der reife Mann singen? — Karl Beck ist ein Dichtertalent, wie seit

Schiller keines aufgestanden ist. Ich finde eine auffallende Verwandtschaft zwischen Schillers Räufern und Becks Nächten, derselbe freiheitglühende Geist, dieselbe ungebändigte Phantasie, derselbe jugendliche Übermut, dieselben Fehler. Schiller strebte nach Freiheit in den Räufern, sie waren eine ernste Mahnung an seine servile Zeit; aber damals konnte sich solch ein Streben noch nicht bestimmt gestalten; jetzt haben wir im jungen Deutschland eine bestimmte, systematische Richtung — Karl Beck tritt auf und ruft seiner Zeit laut zu, diese Richtung zu erkennen und sich ihr anzuschließen. *Benedictus, qui venit in nomine Domini!*¹⁾

Der fahrende Poet. Dichtungen von Karl Beck. Der junge Dichter legt, kaum nach dem ersten, schon ein zweites Werk vor, das dem ersten an Kraft, Fülle der Gedanken, lyrischem Schwung und Tiefe nicht im mindesten nachsteht, an gediegener Form und Klassizität aber unendlich weit darüber hinausreicht. Welch ein Fortschritt, von der „Schöpfung“ in den Nächten zu den Sonetten über Schiller und Goethe im fahrenden Poeten! Gutzkow meint, die Sonettform sei dem Effekt des Ganzen schädlich, ich aber möchte behaupten, daß dieses Shakespearesche Sonett grade die für dies eigentümliche Gedicht passende Mitte zwischen der epischen Strophe und dem einzelnen Gedicht hält. Es ist ja kein episches Gedicht, es ist rein lyrisch, an losem epischen Faden gereiht, noch loser als Byrons Childe Harold. Aber wohl uns Deutschen, daß Karl Beck geboren wurde.

Blasedow und seine Söhne. Komischer Roman von Karl Gutzkow. I. Band. Diesem dreibändigen Roman liegt die Idee eines modernen Don Quichotte zu Grunde, eine zwar schon mehrfach benutzte, doch meist schlecht bearbeitete, geschweige erschöpfte Idee. Der Charakter dieses modernen Don Quichotte (Blasedows, eines Landpfarrers), wie er Gutzkow anfänglich vorschwebte, war vortrefflich, in der Ausführung dagegen ist wohl einzelnes verfehlt. Wenigstens hinter Cervantes Darstellung, die freilich auch das Werk eines reifen Mannes ist, bleibt dieser Roman des kaum dreißigjährigen Gutzkow (der ohnedies schon seit drei Jahren vollendet sein soll) sehr zurück. Dagegen sind die Nebencharaktere — Tobianus scheint Sancho Pansa zu entsprechen —, die Situationen und die Sprache ausgezeichnet. —

So weit mit meinen Rezensionen, jetzt werde ich fortfahren, wenn Du geschrieben hast. — Weißt Du, wann Eure Briefe angekommen sind? Den — fünfzehnten Juni! Und die letzten kamen

¹⁾ Gepriesen sei, wer im Namen des Herrn kommt!

am fünfzehnten April an! Also grade zwei Monate! Ist das recht? Ich dekretiere hierdurch, daß bei Strafe des Nie-wieder-Gedichte-Erhaltens dem Wurm aller Einfluß auf die Absendung der Briefe entzogen werden soll. Und wenn in gehöriger Zeit Wurm seinen Brief noch nicht fertig hat, so laßt sie ohne seinen abgehen! Sind 14 Tage nicht genug, um zwei Quartseiten an mich zu schreiben? Es ist schändlich. Du schreibst auch wieder kein Datum dabei, das ist mir auch nicht recht. — Der Aufsatz im Telegraph ist mein unbestreitbares Eigentum und hat W. Blank über die Maßen gefallen; in Barmen hat er auch bedeutenden Beifall erhalten und ist außerdem im Nürnberger Athenäum rühmlichst zitiert worden. Einzelne Übertreibungen mögen drin sein, das Ganze aber gibt ein richtiges Bild von vernünftigem Standpunkt aus gesehen. Wenn man es freilich mit dem Vorurteil, es sei ein konfuses Machwerk, liest, muß es wohl so erscheinen. — Was Du von der Komödie sagst, ist justum.

Justus judex ultionis,
Donum fac remissionis!¹⁾

Die Canzone ist von Euch nicht im mindesten berührt worden, ist nachzuholen.



Was Leo und Michelet betrifft, so kenne ich die Sache freilich nur aus Leos Hegelingen und mehreren Gegenschriften, ich habe daraus gelernt: 1. daß Leo, der nach seinen eignen Worten seit elf Jahren aller Philosophie entsagt und deshalb kein Urteil darüber hat, 2. daß er den Beruf dazu nur in seinem eignen überschwänglichen und renommistischen Hirn gefunden hat,

¹⁾ Gerechter Richter, der strafft,
Erweise mir Nachsicht!

3. daß er Schlüsse, die durch die eigentümliche Hegelsche Dialektik notwendig aus allgemein angenommenen Prämissen hervorgingen, angegriffen hat, statt die Dialektik anzugreifen, ohne welches er diese Folgerungen stehen lassen mußte; 4. daß er die Gegenschriften nur mit rohen Exklamationen, ja mit Schimpfreden widerlegt hat; 5. daß er sich für weit über seine Gegner erhaben ansieht, groß tut und auf der nächsten Seite wieder mit der grenzenlosesten Demut kokettiert; 6. daß er nur vier angreift während er dadurch die ganze Schule angriff, die sich von diesen nicht trennen läßt; denn mag Gans etc. auch im einzelnen sich von diesen geschieden haben, sie gehörten doch so innig zusammen, daß Leo am wenigsten kapabel war, die Differenzpunkte als wichtig zu beweisen. 7. ist es der Geist der Evangelischen Kirchenzeitung, die Leo voranging, der in Leos ganzem Libell herrscht; Schluß: Leo hätte besser das Maul gehalten. Was sind das für „bitterste Erfahrungen“ gewesen, die Leo zum Losbrechen zwangen? Hat er nicht schon in seiner Broschüre über Görres sie angefallen, und noch heftiger als in den Hegelingen? Zu einem wissenschaftlichen Streit ist jeder berufen, der die Kenntnisse dazu hat (ob Leo sie hatte?), aber wer verdammen will, der nehme sich in acht; und hat Leo das getan? Verdammt er mit Michelet nicht auch Marheineke, dem die Evangelische Kirchenzeitung wie einem, der unter ihre Polizei und Aufsicht gestellt, auf jedem Schritt nachspürt, ob's auch orthodox ist? Bei konsequentem Schließen hätte Leo unendlich viele verdammen müssen, dazu hatte er aber keine Courage. Wer die Hegelsche Schule angreifen will, muß selbst ein Hegel sein, der an ihrer Stelle eine neue Philosophie schafft. Und Leo zum Trotz dehnt sie sich von Tage zu Tage mehr aus. Und der Angriff vom Hirschberger Schubart auf die politische Seite der Hegelschen, kommt er nicht wie ein Amen des Küsters zu dem pfaffenmäßigen Credo des Halleschen Löwen, welcher freilich das Katzengesechlecht nicht verleugnet? A propos, Leo ist der einzige akademische Lehrer in Deutschland, der die Adelsaristokratie eifrig verteidigt! Leo nennt auch W. Menzel seinen Freund!!!

Dein treuer Freund

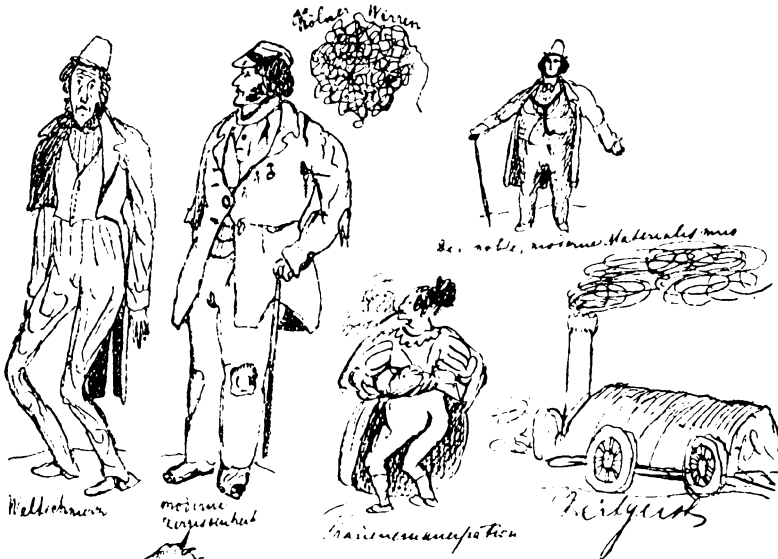
Friedrich Engels, junger Deutscher.

Seid Ihr nicht mit Gans' Leiche gewesen? Warum schreibt Ihr nichts von dem?

An Friedrich Graeber.

(15. Juni 39.)

Fritz Graeber: meine Herren, hier sehen Sie moderne Charaktere und Zustände.



Den 15. Juni. Heute kommen Eure Briefe an. Ich dekretiere, daß Wurm nie mehr die Briefe wegschicken soll. Zur Hauptsache. Was Du mir über Josephs Stammbäume sagst, so habe ich dies der Hauptsache nach schon gewußt und dagegen einzuwenden:

1. Wo ist in der Bibel in einem Geschlechtsregister der Schwiegersohn auch unter ähnlichen Umständen Sohn genannt worden? Ohne solch ein Beispiel kann ich dies nur als eine gezwungene, unnatürliche Erklärung ansehen.

2. Warum sagt Lukas, der für Griechen griechisch schrieb, für Griechen, die diese jüdische Sitte nicht kennen konnten, nicht ausdrücklich, daß dem so sei, wie Du sagst?

3. Was soll überhaupt ein Geschlechtsregister Josephs, das ganz überflüssig ist, da alle drei synoptischen Evangelien ausdrücklich sagen, Joseph sei nicht Jesu Vater? —

4. Warum nimmt ein Mann wie Lavater nicht seine Zuflucht zu dieser Erklärung und läßt lieber den Widerspruch stehen? Endlich, warum sagt selbst Neander, der doch gelehrter ist, sogar als Strauß, daß das ein unlösbarer Widerspruch sei, der dem griechischen Bearbeiter des hebräischen Matthaeus zur Last zu legen sei?

Ferner lasse ich mich mit meinen übrigen Sachen, die Du „elende Wortklaubereien“ nennst, nicht so leicht abweisen. Die wörtliche Inspiration wird von den Wuppertalern in dem Grade gelehrt, daß Gott sogar in jedes Wort einen besonders tiefen Sinn gelegt haben soll, was ich oft genug von der Kanzel gehört habe. Daß Hengstenberg diese Ansicht nicht hat, glaube ich wohl, denn aus der Kirchenzeitung geht hervor, daß er gar keine klaren Ansichten hat, sondern bald hier etwas einem Orthodoxen zugibt, was er bald darauf einem Rationalisten wieder als Verbrechen vorhält. Aber wie weit geht denn die Inspiration der Bibel? Doch wahrlich nicht so weit, daß der Eine Christum sagen läßt: das ist mein Blut, und der Andre: das ist das neue Testament in meinem Blut? Denn warum ist dann Gott, der den Streit zwischen Lutherischen und Reformierten doch vorhersah, diesem unseligen Streit nicht durch eine so unendlich geringfügige Einwirkung zugekommen? Ist einmal Inspiration da, so gelten hier nur zwei Fälle: entweder Gott hat es absichtlich getan, um den Streit hervorzurufen, was ich Gott nicht aufbürden mag, oder Gott hat es übersehen, was dito unstatthaft ist. Daß dieser Streit etwas Gutes hervorgerufen habe, läßt sich auch nicht behaupten, und daß er, nachdem er 300 Jahre die christliche Kirche zerrissen, in Zukunft noch Gutes wirken solle, wäre eine Annahme, die ohne allen Grund und aller Wahrscheinlichkeit zuwider ist. Gerade diese Stelle beim Abendmahl ist wichtig. Und ist ein Widerspruch da, so ist der ganze Bibelglaube zerstört.

Ich will Dir nur grade herausagen, daß ich jetzt dahin gekommen bin, nur die Lehre für göttlich zu halten, die vor der Vernunft bestehen kann. Wer gibt uns das Recht, der Bibel blindlings zu glauben? Nur die Autorität derer, die es vor uns getan haben. Ja, der Koran ist ein organischeres Produkt als die Bibel, denn er fordert Glauben an seinen ganzen, fortlaufenden Inhalt, die Bibel aber besteht aus vielen Stücken vieler Verfasser, von denen viele nicht einmal selbst Ansprüche auf Göttlichkeit machen. Und wir sollen sie, unsrer Vernunft zuwider, glauben, bloß weil unsre Eltern es uns sagen? Die Bibel lehrt ewige Verdammnis des Rationalisten. Kannst Du Dir denken, daß ein Mann, der sein Leben lang (Börne, Spinoza, Kant) nach der Vereinigung mit Gott strebte, ja, daß einer wie Gutzkow, dessen höchstes Lebens-

ziel ist, den Punkt aufzufinden, wo sich das positive Christentum und die Bildung unsrer Zeit verschwistert darstellen, daß der nach seinem Tode ewig, ewig von Gott entfernt sein sollte und körperlich und geistig den Zorn Gottes ohne Ende in den grausamsten Qualen tragen? Wir sollen keine Fliege peinigen, die uns Zucker stiehlt, und Gott sollte einen solchen Mann, dessen Irrtümer ebenso unbewußt sind, zehntausend mal so grausam und in alle Ewigkeit peinigen? Ferner, ein Rationalist, der aufrichtig ist, sündigt er durch sein Zweifeln? Nimmermehr. Er müßte ja sein Lebenlang die schrecklichsten Gewissensbisse haben; das Christentum müßte, wenn er nach Wahrheit strebt, sich ihm mit unüberwindlicher Wahrheit aufdrängen. Geschieht das? Ferner, in welcher zweideutigen Position steht die Orthodoxie zur modernen Bildung? Man beruft sich darauf, daß das Christentum die Bildung überall hin mitgebracht habe; jetzt plötzlich gebietet die Orthodoxie, die Bildung solle mitten in ihrem Fortschritt stehen bleiben. Was soll z. B. alle Philosophie, wenn wir der Bibel glauben, die die Unerkennbarkeit Gottes durch die Vernunft lehrt? Und doch findet die Orthodoxie ein wenig, nur ja nicht zu viel, Philosophie ganz zweckmäßig. Wenn die Geologie andere Resultate bringt als die mosaische Urgeschichte lehrt, wird sie verschrien (siehe den elenden Aufsatz der Evangelischen Kirchenzeitung: Die Grenzen der Naturbetrachtung), bringt sie scheinbar dieselben wie die Bibel, so beruft man sich darauf. Zum Beispiel sagt ein Geolog, die Erde, die versteinerten Knochen bewiesen eine große Flut, so beruft man sich darauf; entdeckt aber ein anderer Spuren eines verschiedenen Alters dieser Dinge, und beweist, es habe diese Flut verschiedene Zeiten an verschiedenen Orten gehabt, so wird die Geologie verdammt. Ist das aufrichtig? Ferner: da ist Strauß' Leben Jesu, ein unwiderlegliches Werk, warum schreibt man nicht eine schlagende Widerlegung? warum verschreit man den wahrhaft achtbaren Mann? Wie viele sind christlich, wie Neander, gegen ihn aufgetreten, und der — ist kein Orthodoxer. Ja, es gibt wahrhaftig Zweifel, schwere Zweifel, die ich nicht widerlegen kann. Ferner die Erlösungslehre: warum zieht man sich nicht die Moral draus, wenn sich Einer freiwillig für den Andern stellt, den zu strafen? Ihr würdet es alle für Unrecht halten; was aber vor Menschen Unrecht ist, das soll vor Gott die höchste Gerechtigkeit sein? Ferner: Das Christentum sagt: Ich mache euch frei von der Sünde. Nun strebt dahin auch die übrige, rationalistische Welt; da tritt das Christentum dazwischen und verbietet ihnen, fortzustreben, weil der Weg der Rationalisten noch weiter vom Ziel abführe. Wenn das Christentum uns einen zeigete, den es in diesem

Leben so frei gemacht hat, daß er nicht mehr sündigte, dann möchte es einiges Recht haben, so zu sprechen, aber eher wahrlich nicht. Ferner: Paulus spricht von vernünftiger, lauterer Milch des Evangeliums. Ich begreife es nicht. Man sagt mir: Das ist die erleuchtete Vernunft. Nun zeige man mir Eine erleuchtete Vernunft, der das einleuchtet. Bisher ist mir noch keine vorgekommen, sogar den Engeln ist's „ein hohes Geheimnis“. — Ich hoffe, Du denkst zu gut von mir, dergleichen einer frevlerischen Zweifelsucht und Renommisterei zuzuschreiben; ich weiß, ich komme in die größten Unannehmlichkeiten dadurch, aber was sich mir überzeugend aufdringt, kann ich, so gern ichs möchte, nicht zurückdrängen. Habe ich durch meine heftige Sprache vielleicht Deiner Überzeugung wehe getan, so bitte ich Dich von Herzen um Verzeihung; ich sprach nur, wie ich denke, und wie es sich mir aufdrängt. Es geht mir wie Gutzkow; wo sich Einer hochmütig über das positive Christentum hinwegsetzt, da verteidige ich diese Lehre, die ja vom tiefsten Bedürfnis der menschlichen Natur, dem Sehnen nach Erlösung von der Sünde durch die Gnade Gottes, ausgeht; wo es aber darauf ankommt, die Freiheit der Vernunft zu verteidigen, da protestiere ich gegen allen Zwang. — Ich hoffe, eine radikale Veränderung im religiösen Bewußtsein der Welt zu erleben; — wäre ich nur erst selbst im Klaren! Doch das soll schon kommen, wenn ich nur Zeit habe, mich ruhig und ungestört zu entwickeln.

Der Mensch ist frei geboren, ist frei!

Dein treuer Freund

Friedrich Engels.

An Friedrich Graeber.

12. bis 27. Juli 39.

Fritzo Graeber den 12. Juli. Ihr könntet Euch wohl einmal herablassen, mir zu schreiben. Es werden bald 5 Wochen, daß ich Euren letzten Brief bekam. — In meinem vorigen Briefe warf ich Dir eine Masse skeptischer Klötze hin, ich würde das Ding anders angefaßt haben, wenn ich damals schon die Schleiermachersche Lehre gekannt hätte. Das ist denn doch noch ein vernünftiges Christentum; das leuchtet doch jedem ein, auch ohne daß man es grade annimmt, und man kann den Wert anerkennen, ohne sich an die Sache anschließen zu müssen. Was ich von philosophischen Prinzipien in der Lehre fand, habe ich schon angenommen; über seine Erlösungstheorie bin ich noch nicht im Reinen, und werde mich hüten, sie gleich als Überzeugung anzunehmen, um nicht bald wieder um-

satteln zu müssen. Aber studieren werd' ich's, sobald ich Zeit und Gelegenheit habe. Hätte ich die Lehre früher gekannt, ich wäre nie Rationalist geworden, aber wo hört man so was in unserm Muckertale? Ich habe eine rasende Wut auf diese Wirtschaft, ich will mit dem Pietismus und dem Buchstabenglauben kämpfen, so lang ich kann. Was soll das Zeug? Was die Wissenschaft, in deren Entwicklung jetzt die ganze Kirchengeschichte liegt, verwirft, das soll auch im Leben nicht mehr existieren. Mag der Pietismus früher ein historisch berechtigtes Element in der Entwicklung der Theologie gewesen sein; er hat sein Recht bekommen, er hat gelebt, und soll sich nun auch nicht weigern, der spekulativen Theologie zu weichen. Nur aus dieser läßt sich jetzt etwas Sicheres entwickeln. Ich begreife nicht, wie man noch versuchen kann, den wörtlichen Glauben an die Bibel zu halten oder die unmittelbare Einwirkung Gottes zu verteidigen, da sie sich doch nirgends beweisen läßt.

Den 26. Juli. Da seid Ihr ja. Zur Sache. In Deinem Briefe ist es ganz merkwürdig, wie Du an der Orthodoxie hältst, und doch dabei einer rationalisierenden Richtung einzelnes zugibst, wodurch Du mir Waffen in die Hand gibst. Josephs Stammbaum. Auf meinen ersten Gegengrund antwortest Du mir: Wer weiß, ob wir nicht oft genug in den biblischen Geschlechtsregistern Sohn statt Schwiegersohn und Neffe lasen. Zerstört Du nicht dadurch die ganze Glaubwürdigkeit der biblischen Geschlechtsregister? Wie das Gesetz hier etwas beweisen soll, begreife ich gar nicht. — Auf meinen zweiten Gegengrund sagst Du: Lukas habe für Theophilus geschrieben. Lieber Fritz, was ist das für eine Inspiration, wo eine solche Rücksicht auf die Kenntnisse dessen stattfindet, an den das Buch zufällig zuerst geht? Wenn da nicht auch auf alle zukünftigen Leser Rücksicht genommen wird, so kann ich keine Inspiration anerkennen, überhaupt scheinst Du Dir über den Begriff der Inspiration noch nicht klar zu sein. Drittens daß ein Geschlechtsregister des Joseph die Erfüllung der Weissagung darlege, bin ich nicht capabel zu capieren; im Gegenteil mußte dem Evangelisten alles daran gelegen sein, Jesum nicht als Josephs Sohn darzustellen, diese Ansicht zu zerstören, und Joseph garnicht so mit Darstellung seines Geschlechtsregisters zu beehren. — „Zu sagen, Jesus war ein Sohn Marias, Maria eine Tochter Eli, wäre ganz gegen die Sitte gewesen.“ Lieber Fritz, kann hier die Sitte auch nur den geringsten Einfluß haben? Siehe genau zu, ob Du dadurch nicht wieder Deinem Begriffe von Inspiration zu nahe trittst. Ich kann Deine Erklärung wahrlich nicht anders als so unendlich gezwungen ansehen, daß ich an Deiner Stelle mich lieber entschlosse, Eines für unecht zu halten. — „Dem Christentum müssen sich un-

auflösliche Zweifel entgegenstellen, und doch kann man zur Gewißheit kommen durch Gottes Gnade.“ Diesen Einfluß der göttlichen Gnade auf den einzelnen bezweifle ich in der Gestalt, wie Du ihn hast. Wohl kenne ich das selige Gefühl, das jeder hat, der sich in innige, herzliche Beziehung zu Gott setzt, Rationalist wie Mystiker; aber werde Dir darüber klar, denke, ohne Dich an biblische Redensarten zu knüpfen, darüber nach, so findest Du, es ist das Bewußtsein, daß die Menschheit göttlichen Ursprungs ist, daß Du als Teil dieser Menschheit nicht verloren gehen kannst, und nach allen unzähligen Kämpfen, in dieser, wie in jener Welt, vom Sterblichen und Sündlichen entkleidet, in den Schoß der Gottheit zurückkehren muß; das ist meine Überzeugung, und ich bin ruhig dabei; insofern kann ich Dir auch sagen, daß mir Gottes Geist Zeugnis gibt, daß ich ein Kind Gottes bin; und wie gesagt, ich kann nicht glauben, daß Du es in anderer Art sagen könntest. Freilich, Du bist viel ruhiger dabei, während ich mich noch mit allerlei Meinungen herumschlagen und meine Überzeugung nicht so unausgebildet stehen lassen kann; aber darum kann ich den Unterschied wohl quantitativ, nicht aber qualitativ anerkennen. — Daß ich ein Sünder bin, daß ich einen tiefliegenden Hang zur Sünde habe, erkenne ich wohl an, und halte mich durchaus von aller Werkgerechtigkeit fern. Aber, daß diese Sündlichkeit im Willen des Menschen liege, erkenne ich nicht an. Wohl gebe ich zu, daß in der Idee der Menschheit die Möglichkeit zur Sünde zwar nicht liege, aber in ihrer Realisierung notwendig liegen müsse; ich bin somit gewiß so bußfertig, wie es nur jemand verlangen kann; aber, lieber Fritz, daß durch die Verdienste eines Dritten meine Sünden sollen gehoben werden [sic!], das kann kein denkender Mensch glauben. Denke ich unabhängig von aller Autorität darüber nach, so finde ich mit der neueren Theologie, daß die Sündlichkeit des Menschen in der notwendig unvollkommenen Realisation der Idee liege; daß darum das Streben eines Jeden sein müsse, die Idee der Menschheit in sich zu realisieren, d. h. sich Gott gleich zu machen an geistiger Vollendung. Das ist etwas ganz Subjektives — wie soll die orthodoxe Erlösungstheorie, die ein Drittes setzt, etwas Objektives, dieses Subjektive vollbringen? Strafwürdig erkenne ich mich, und wenn Gott mich strafen will, so mag er's tun, aber eine ewige Entfernung, auch nur des geringsten Teils von Geist von Gott — das ist mir ganz unmöglich zu denken und zu glauben. Daß es Gnade von Gott ist, daß er uns annimmt, das ist freilich wahr, es ist ja alles Gnade, was Gott tut, es ist aber zugleich auch Notwendigkeit, alles was er tut. Die Einigung dieser Widersprüche macht ja einen bedeutenden Teil des Wesens Gottes

aus. Was Du da weiter sagst, Gott könne sich nicht verleugnen etc., kommt mir vor, als wolltest Du meine Frage umgehen. Kannst Du glauben, daß ein Mensch, der nach Vereinigung mit Gott strebt, auf ewig von Gott verstoßen sein soll? Kannst Du das? Das kannst Du nicht, darum gehst Du um den heißen Brei. Ist das nicht eine sehr niedrige Ansicht, daß Gott für vergangenes Böse noch eine Strafe — außer der, die in der bösen Tat selbst liegt — geben soll? Du mußt mit ewiger Strafe auch ewige Sünde setzen; mit ewiger Sünde ewige Möglichkeit zu glauben, also erlöst zu werden. Die Lehre von der ewigen Verdammnis ist schrecklich inkonsequent. Ferner: Das historische Glauben ist Dir doch eine große Hauptsache vom Glauben, und der Glaube ohne jenen nicht denkbar; nun wirst Du mir aber nicht leugnen, daß es Menschen gibt, denen es ganz unmöglich ist, diesen historischen Glauben zu haben. Und von denen sollte Gott verlangen, daß sie das Unmögliche täten? Lieber Fritz, bedenke, daß das Unsinn wäre, und daß Gottes Vernunft wohl höher ist als unsre, aber doch nicht anders; denn dann wäre es keine Vernunft mehr. Die biblischen Dogmen sollen ja auch mit der Vernunft aufgefaßt werden. — Nicht zweifeln können, sagst Du, sei Geistesfreiheit? Die größte Geistesknechtschaft ist es, frei ist nur der, der jeden Zweifel an seiner Überzeugung besiegt hat. Und daß Du mich schlagen sollst, verlange ich nicht einmal; ich fordre die ganze orthodoxe Theologie auf, sie soll mich schlagen. Hat die ganze 1800 Jahre alte christliche Wissenschaft dem Rationalismus keine Gegengründe entgegenstellen können, und nur wenige seiner Angriffe repoussiert, ja, scheut sie den Kampf auf rein wissenschaftlichem Felde und zieht lieber die Persönlichkeit der Gegner in den Staub — was soll man dazu sagen? Ja, ist die orthodox-christliche Lehre einer rein wissenschaftlichen Behandlung fähig? Ich sage nein; was kann mehr geschehen als ein bißchen Rangieren, Erklären und Disputieren? Ich rate Dir, einmal die „Darstellung und Kritik des modernen Pietismus von Dr. C. Märklin, Stuttgart 1839“ zu lesen; wenn Du die widerlegst (d. h. nicht das Positive, sondern das Negative darin), so sollst Du der erste Theologe der Welt sein. — „Der einfache Christ kann hierbei auch ganz stehen bleiben, er weiß, daß er ein Kind Gottes ist, und es ist ihm nicht nötig, daß er auf alle scheinbaren Widersprüche Rede und Antwort stehen könne.“ Auf die scheinbaren „Widersprüche“ kann weder der einfache Christ noch Hengstenberg Rede und Antwort geben, denn es sind wirkliche Widersprüche; aber wahrlich, wer dabei stehen bleibt und auf seinen Glauben pocht, der hat gar keinen Grund seines Glaubens. Wohl kann das Gefühl bestätigen, aber begründen doch wahrlich nicht,

das hieße ja, mit den Ohren riechen wollen. Was Hengstenberg mir so verhaßt macht, ist die wahrhaft schändliche Redaktion der Kirchenzeitung. Fast alle Mitarbeiter sind anonym, und der Redakteur hat also für sie zu stehen, packt ihn aber einer darauf an, der darin beleidigt worden, so weiß Herr Hengstenberg von nichts, nennt den Verfasser nicht, will aber auch keine Rede stehen. So ist es schon manchem armen Teufel gegangen, der Gott weiß von welchem dunklen Lumen in der Kirchenzeitung angegriffen worden und der von Hengstenberg, wenn er ihn drauf faßte, zur Antwort bekam, er habe den Artikel nicht geschrieben. Die Kirchenzeitung hat dabei noch immer unter den pietistischen Predigern einen großen Ruf, weil die die Gegenschrift nicht lesen und so hält sie sich. Die letzten Nummern habe ich nicht gelesen, sonst würde ich Dir Exempla anführen können. Als die Zürcher Geschichte mit Strauß losbrach, kannst Du Dir gar nicht denken, wie greulich die Kirchenzeitung Strauß' Charakter verleumdet und verschrien hat, während er sich doch — darin haben alle Nachrichten übereingestimmt, durchaus nobel bei der ganzen Sache benommen hat. Woher kommt z. B. der große Eifer der Kirchenzeitung, Strauß mit dem jungen Deutschland unter eine Rubrik zu bringen? Und bei vielen gilt das junge Deutschland für rasend schlimm, leider Gottes. — Wegen der Poesie des Glaubens hast Du mich verkehrt verstanden. Ich habe nicht um der Poesie willen geglaubt, ich habe geglaubt, weil ich einsah, so nicht mehr in den Tag hineinleben konnte, weil mich meine Sünden reuten, weil ich der Gemeinschaft mit Gott bedurfte. Ich habe mein Liebstes auf der Stelle gern weggegeben, ich habe meine größten Freuden, meinen liebsten Umgang für nichts geachtet, ich habe mich vor der Welt blamiert an allen Ecken; ich habe ungeheure Freude darüber gehabt, daß ich an Plümacher einen fand, mit dem ich davon reden konnte, ich habe gern seinen Prädestinationsfanatismus ertragen; Du weißt selbst, daß es mir Ernst war, heiliger Ernst. Da war ich glücklich, das weiß ich, ich bin es jetzt ebenso sehr; da hatte ich Zuversicht, Freudigkeit zum Beten; die hab' ich jetzt auch, ich hab' sie noch mehr, denn ich kämpfe und bedarf der Stärkung. Aber von jener ekstatischen Seligkeit, von der ich auf unsern Kanzeln so oft hörte, habe ich nie was verspürt; meine Religion war und ist stiller, seliger Friede, und wenn ich den nach meinem Tode auch habe, so bin ich zufrieden. Daß ihn Gott mir nehmen sollte, das habe ich keinen Grund zu glauben. Die religiöse Überzeugung ist Sache des Herzens, und hat nur insofern Bezug auf das Dogma, als diesem vom Gefühl widersprochen wird oder nicht. So mag Dir der Geist Gottes durch Dein Gefühl Zeugnis geben,

daß Du ein Kind Gottes bist, das ist sehr leicht möglich, aber daß Du es bist durch den Tod Christi — das doch gewiß nicht; sonst wäre das Gefühl fähig zu denken, Deine Ohren fähig zu sehen. — Ich bete täglich, ja fast den ganzen Tag um Wahrheit, habe es getan, sobald ich anfang zu zweifeln, und komme doch nicht zu Eurem Glauben zurück; und doch steht geschrieben: bittet, so wird Euch gegeben. Ich forsche nach Wahrheit, wo ich nur Hoffnung habe, einen Schatten von ihr zu finden; und doch kann ich Eure Wahrheit nicht als die ewige anerkennen. Und doch steht geschrieben: suchet, so werdet Ihr finden. Wer ist unter Euch, der seinem Kinde, das ihn um Brot bittet, einen Stein biete? Wieviel mehr Euer Vater im Himmel?

Die Tränen kommen mir in die Augen, indem ich dies schreibe, ich bin durch und durch bewegt, aber ich fühle es, ich werde nicht verloren gehen, ich werde zu Gott kommen, zu dem sich mein ganzes Herz sehnt. Und das ist auch ein Zeugnis des heiligen Geistes, darauf leb' ich und sterb' ich, ob auch zehntausendmal in der Bibel das Gegenteil steht. Und täusche Dich nicht, Fritz, ob Du so sicher tust, eh' Du Dich versiehst, kommt auch so ein Zweifel, und da hängt die Entscheidung Deines Herzens oft vom kleinsten Zufall ab. — Aber daß auf den inneren Frieden der dogmatische Glaube keinen Einfluß hat, weiß ich aus Erfahrung. —

den 27. Juli.

Wenn Du tätest, was in der Bibel steht, so dürftest Du gar nicht mit mir umgehen. Im zweiten Brief Johannes (wenn ich nicht irre) steht, man solle den Ungläubigen nicht grüßen, nicht einmal *χαίρε*¹⁾ zu ihm sagen. Dergleichen Stellen sind sehr häufig und haben mich immer geärgert. Ihr tut aber lange nicht alles, was in der Bibel steht. Übrigens, wenn das orthodoxe evangelische Christentum die Religion der Liebe genannt wird, so kommt mir das vor wie die ungeheuerste Ironie. Nach Eurem Christentum werden neun Zehntel der Menschen ewig unglücklich und ein Zehntel wird glücklich, Fritz, und das soll die unendliche Liebe Gottes sein? Bedenke, wie klein Gott erscheinen würde, wenn das seine Liebe wäre. Das ist denn doch klar, daß, wenn es eine offenbarte Religion gibt, der Gott derselben zwar größer, aber nicht anders sein darf, als der, den die Vernunft zeigt. Sonst ist alle Philosophie nicht nur eitel, sondern sogar sündlich, ohne Philosophie gibt es keine Bildung, ohne Bildung keine Humanität, ohne Humanität wiederum keine Religion. Aber die Philosophie so zu schmählen, wagt selbst der fanatische Leo nicht. Und das

¹⁾ Freue Dich!

ist wieder so eine von den Inkonsequenzen der Orthodoxen. Mit Männern wie Schleiermacher und Neander will ich mich schon verständigen, denn sie sind konsequent und haben ein Herz; beides suche ich in der Evangelischen Kirchenzeitung und den übrigen Pietistenblättern vergebens. Besonders vor Schleiermacher hab ich ungeheure Achtung. Bist Du konsequent, so muß Du ihn freilich verdammen, denn er predigt nicht Christum in Deinem Sinne, sondern eher im Sinne des jungen Deutschlands, Theodor Mundts und Karl Gutzkows. Aber er ist ein großer Mann gewesen. und ich kenne unter den jetzt lebenden nur einen, der gleichen Geist, gleiche Kraft und gleichen Mut hat, das ist David Friedrich Strauß,

Ich habe mich gefreut, wie Du Dich so rüstig aufgemacht hast, mich zu widerlegen, aber Eins hat mich geärgert, ich will's Dir nur grad heraus sagen. Es ist die Verachtung, mit der Du von dem Streben zur Vereinigung mit Gott, von dem religiösen Leben der Rationalisten sprichst. Du liegst freilich behaglich in Deinem Glauben, wie im warmen Bett, und kennst den Kampf nicht, den wir durchzumachen haben, wenn wir Menschen es entscheiden sollen, ob Gott Gott ist oder nicht; Du kennst den Druck solcher Last nicht, die man mit dem ersten Zweifel fühlt, der Last des alten Glaubens, wo man sich entscheiden soll, für oder wider, fort tragen oder abschütteln; aber ich sage es Dir nochmals, Du bist vor dem Zweifel so sicher nicht, wie Du wähnst, und verblende Dich nicht gegen die Zweifelnden, Du kannst einst selber zu ihnen gehören, und da wirst Du auch Billigkeit verlangen. Die Religion ist Sache des Herzens, und wer ein Herz hat, der kann fromm sein; wessen Frömmigkeit aber im Verstande oder auch in der Vernunft Wurzel hat, der hat gar keine. Aus dem Herzen sprießt der Baum der Religion und überschattet den ganzen Menschen und saugt seine Nahrung aus der Luft der Vernunft; seine Früchte aber, die das edelste Herzblut in sich tragen, das sind die Dogmen; was drüber ist, das ist von Übel. Das ist Schleiermachers Lehre, und dabei bleibe ich.

Adieu, lieber Fritz, besinne Dich recht drüber, ob Du mich wirklich in die Hölle schicken willst, und schreib mir bald mein Urteil.

Dein Friedrich Engels.

An Friedrich Graeber.

(Ende Juli oder Anfang August 39.)

Lieber Fritz!

Recepi litteras tuas hodie, et jamque tibi responsurus sum¹⁾. Viel schreiben kann ich Dir nicht — Du bist noch in meiner Schuld

¹⁾ Ich empfang heute Deinen Brief, und schon bin ich dabei, Dir zu antworten.

und ich erwarte einen langen Brief von Dir. Ist Dein Bruder W. auch frei? Studiert Wurm jetzt auch mit Euch in Bonn? Gott segne dem dicken Peter seine Studia militaria. Ein kleines Poem, am 27. Juli gemacht, möge Dich üben im Liberalismus und im Lesen antiker Metra. Sonst ist nichts dran.

Deutsche Julitage.

1839.

Wie die Wellen sich heben im rauschenden Strom, wie der Sturm
so gewaltig einhergeht!
Mannshoch braust auf die geschlagene Flut, und es sinkt und es
hebt sich der Nachen;
Von dem Rhein her wehet der sausende Wind, der die Wolken ver-
sammelt am Himmel,
Der die Eichen zerbricht und den Staub auftreibt, und die Wogen
zerwühlt in der Tiefe.
Und Eurer gedenk' ich im schwankenden Boot, Ihr Fürsten und
Könige Deutschlands,
Aufs Haupt nahm einst das geduldige Volk den vergoldeten Thron,
da ihr sitztet,
Trug euch im Triumph, durchs heimische Land und verjagte den
kühnen Erobrer
Da wurdet ihr keck und des Übermuts voll da habt euer Wort
ihr gebrochen,
Nun wehet der Sturm aus Frankreich her, und es woget die Menge
des Volkes,
Und es schwanket der Thron, wie das Boot in dem Sturm, und das
Scepter erbebt in der Hand euch.
Vor allem zu dir, Ernst August, wend ich den Blick mit zornigem
Mute,
Du brachst, ein Despot, das Gesetz tollkühn, horch auf, wie die
Stürme erbrausen!
Wie das Volk aufschaut durchbohrenden Augs und das Schwert
kaum ruht in der Scheide,
Sprich, ruhst du so sicher auf goldenem Thron, wie ich in dem
schwankenden Boote?

Das Faktum mit den hohen Wellen in der Weser ist wahr, auch
daß ich am großen Tage der Julirevolution drauf fuhr.
Grüß Wurm, er soll mir viel schreiben.

Dein Friedrich Engels.

An Wilhelm Graeber.

Br., 30. Juli 1839.

Mein lieber Guglielmo!

Was hast Du für korrupte Ansichten von mir? Weder vom Spielmann noch vom treuen Eckart (oder wie Du schreibst Eckardt) kann hier die Rede sein, sondern bloß von Logik, Vernunft, Konsequenz, *propositio major* und *minor* etc. Ja, Du hast recht, mit Sanftmut ist hier nichts auszurichten, mit dem Schwert müssen diese Zwerge — Servilismus, Aristokratenwirtschaft, Zensur etc. — weggejagt werden. Da sollte ich freilich recht poltern und toben, aber weil Du es bist, will ich sänftiglich mit Dir fahren, damit Du Dich nicht „bekreuzest“, wenn die „wilde Jagd“ meiner regellosen, poetischen Prosa an Dir vorbeijagt. Zuerst protestiere ich gegen Dein Ansinnen, ich gäbe dem Zeitgeist einen Tritt nach dem andern auf den Codex, damit er besser vorankäme. Lieber Mensch, was denkst Du Dir für eine Fratze unter meiner armen, stumpfnasigen Gestalt! Nein, das laß ich fein bleiben, im Gegenteil, wenn der Zeitgeist daherkommt, wie der Sturmwind, und den Train auf der Eisenbahn fortschleppt, so spring ich rasch in den Wagen und laß mich ein wenig mitziehen. Ja, so ein Karl Beck — die tolle Idee, er habe sich ausgedichtet, ist gewiß von dem verkommenen Wichelhaus, über den der Wurm mich gehörig instruiert hat. Dieser Gedanke, daß ein zweiundzwanzigjähriger Mensch, der solche rasenden Gedichte gemacht hat, nun plötzlich aufhören soll, — nein, solcher Nonsens ist mir noch nicht vorgekommen. Kannst Du Dir denken, daß Goethe nach dem Götz aufgehört habe, ein genialer Poet zu sein, oder Schiller nach den Räufern? Außerdem soll sich die Geschichte am jungen Deutschland gerächt haben! Gott bewahre mich, freilich, wenn die Weltgeschichte dem Bundestage als erbliches Lehn vom lieben Herrgott anvertraut ist, so hat sie sich an Gutzkow durch dreimonatliche Haft gerächt, wenn sie aber, wie wir nicht mehr zweifeln, in der öffentlichen Meinung (d. h. hier der literarischen) liegt, so hat sie sich insofern am jungen Deutschland gerächt, daß sie sich hat von ihm mit der Feder in der Hand erkämpfen lassen und nun das junge Deutschland als Königin der deutschen modernen Literatur thront. Was Börnes Schicksal gewesen? Er ist gefallen wie ein Held, 1837 im Februar, und hat noch in seinen letzten Tagen die Freude gehabt, zu sehen, wie seine Kinder, Gutzkow, Mundt, Wienbarg, Beurmann sich aufarbeiteten gleich dem Donnerwetter — freilich lagen die schwarzen Wolken des Unheils noch über ihren Häuptern, und eine lange, lange Kette war um Deutschland gezogen, die der Bundestag flickte, wo sie zu reißen drohte, aber er lacht jetzt auch der Fürsten und weiß viel-

leicht auch die Stunde, da ihnen die gestohlene Krone vom Kopf fällt. Für Heines Glück will ich Dir nicht einstehen, überhaupt ist der Kerl seit längerer Zeit ein Schweinigel, für Becks auch nicht, denn er ist verliebt und grämt sich über unser liebes Deutschland; an letzterem partizipiere ich auch, habe mich sonst noch viel herumzuschlagen, doch hat der gute alte Herrgott mir einen vortrefflichen Humor geschickt, der mich bedeutend tröstet. Männeken, bist Du denn glücklich? — Deine Ansicht von Inspiration halt' nur ja geheim, sonst wirst Du nie Prediger im Wuppertal. Wär' ich nicht in den Extremen der Orthodoxie und des Pietismus aufgewachsen, wäre mir nicht in der Kirche, der Kinderlehre und zu Haus immer der direkteste, unbedingteste Glaube an die Bibel und an die Übereinstimmung der biblischen Lehre mit der Kirchenlehre, ja, mit der Speziallehre jedes Pfarrers vorgesprochen worden, so wäre ich vielleicht noch lange am etwas liberalen Supernaturalismus hängen geblieben. In der Lehre sind Widersprüche genug, so viel als biblische Autoren sind, und der Wuppertaler Glaube hat somit ein Dutzend Individualitäten in sich aufgenommen. Von wegen dem Stammbaum Josephs schiebt Neander bekanntlich den des Matthaeus dem griechischen Übersetzer des hebräischen Originals zu; wenn ich nicht irre, hat Weisse sich in seinem Leben Jesu ähnlich wie Du gegen Lukas ausgesprochen. Die Erklärung des Fritz kommt zuletzt auf solche abnormen Möglichkeiten, daß sie für keine zu halten sein kann. *πρόμαχος*¹⁾ bin ich freilich, doch nicht der rationalistischen sondern der liberalen Partei. Die Gegensätze trennen sich, schroff stehn sich die Ansichten gegenüber. Vier Liberale (zugleich Rationalisten), ein Aristokrat, der zu uns übergang, aus Angst aber, gegen die in seiner Familie eingerblichten Grundsätze anzustoßen, gleich wieder zur Aristokratie lief, ein Aristokrat, der guter Hoffnung ist — wie wir hoffen, und diverse Schafsköpfe, das ist der Zirkus, in dem gestritten wird. Ich promachiere als Kenner des Altertums, des Mittelalters und des modernen Lebens, als Grobian etc., doch ist dies Promachieren schon nicht mehr nötig, meine Untergebenen machen sich gut heraus; gestern hab ich ihnen die historische Notwendigkeit in der Geschichte von 1789 bis 1839 beigebracht, und außerdem zu meiner Verwunderung erfahren, daß ich den hiesigen Primanern allen um ein ziemliches im Disputieren überlegen sein soll. Sie haben sich, nachdem ich gleich zwei — vor langer Zeit schon — aus dem Felde geschlagen — entschlossen und verschworen, mir den gescheutesten auf den Hals zu schicken, der sollte mich

¹⁾ Vorkämpfer.

schlagen, und war unglücklicherweise damals in den Horaz verliebt, sodaß ich ihn nach der Art klopfte. Da bekamen sie die greulichste Angst. Jener Ex-Horazömane steht jetzt sehr gut mit mir und erzählte es mir gestern Abend. Von der Richtigkeit meiner Rezensionen würdest Du Dich auf der Stelle überzeugen, wenn Du die rezensierten Bücher läsest. Karl Beck ist ein ungeheures Talent, mehr als das, ein Genie. Bilder wie:

„Man hört des Donners Stimme laut verkünden,
Was ins Gewölk die Blitze hingeschrieben“

kommen in ungeheurer Masse vor. Höre, was er von seinem angebeteten Börne sagt. Er redet Schiller an:

Dein Posa war kein schaumgeborner Wahn;
Ist Börne für die Menschheit nicht gefallen?
Er klomm, ein Tell, der Menschheit Höh'n hinan,
Und ließ der Freiheit Hüfthorn laut erschallen.
Dort hat er ruhig seinen Pfeil gespitzt,

--- --
Er zielte, schoß, und tief im Apfel sitzt
Der Freiheit Pfeil — tief in der runden Erde.

Und wie er das Elend der Juden schildert, und das Studentenleben, es ist kostbar; und nun gar der fahrende Poet! Mensch, habe doch Begriffe, und lies ihn! Sieh einmal, wenn Du nur den Aufsatz Börnes über Schillers Tell widerlegst, so sollst Du all das Honorar haben, was ich für meine Übersetzung des Shelley zu bekommen hoffe. Daß Du mir meinen Wuppertaler Aufsatz so heruntergemacht hast, will ich Dir verzeihen, indem ich ihn neulich wieder las und über den Stil erstaunte. Ich habe seit der Zeit lange nicht so gut wieder geschrieben. Leo und Michelet vergiß nächstes Mal nicht. Du bist sehr im Irrtum, wie gesagt, wenn Du meinst, wir jungen Deutschen wollten den Zeitgeist auf den Strumpf wehen; aber bedenke einmal, wenn dieses *πνεῦμα*¹⁾ weht und recht weht, wären wir nicht Esel, wenn wir die Segel nicht aufspannten? Daß Ihr mit Gans' Leiche gegangen seid, soll Euch nicht vergessen werden. Ich werde es nächstens in die Elegante Zeitung rücken lassen. Höchst komisch kommt es mir vor, daß Ihr alle hintennach so schön um Verzeihung bittet über Euer bißchen Poltern; Ihr könnt noch gar nicht donnerwettern, und da kommen sie alle an — der Fritz schickt mich in die Hölle, begleitet mich bis ans Tor und schiebt mich mit einem tiefen Kompliment hinein, um selbst wieder in den Himmel fliegen zu können. Du kuckst alles doppelt durch

¹⁾ Wind.

Deine Spathbrille und siehst meine drei Genossen für Geister aus Frau Venus Berg an — Männeken, was schreist Du nach dem treuen Eckart? Sieh, da ist er ja schon, ein kleiner Kerl, mit scharfem, jüdischem Profil, er heißt Börne, laß den nur dreinschlagen, der chassiert all das Volk der Frau Venus Servilia. Dann empfehlst Du Dich gleichfalls höchst demütig — sieh, oller [?] Peter kommt auch, lacht mit dem halben Gesicht und knurrt mit dem halben Gesicht, und hält mir erst die knurrende, dann die lachende Seite hin.

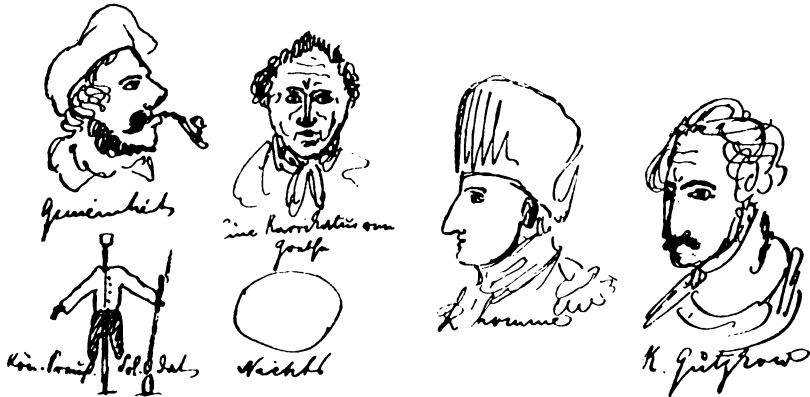
Im lieben Barmen fängt jetzt der literarische Sinn sich zu regen an. Freiligrath hat einen Verein zur Lektüre von Dramen gestiftet, in dem seit Freiligraths Weggange Strücker und Neuburg (Kommiss bei Langewiesche) die *πρόμαχοι*¹⁾ liberaler Ideen sind. Da hat denn Herr Erich die scharfsinnigen Entdeckungen gemacht: 1. daß das junge Deutschland in diesem Verein spuke, 2. daß dieser Verein in pleno die Briefe aus dem Wuppertale im Telegraphen abgefaßt habe. Auch hat er plötzlich eingesehen, daß Freiligraths Gedichte das fadeste Zeug von der Welt seien, Freiligrath tief unter de la Motte Fouqué stehe, und innerhalb drei Jahren vergessen sein werde. Gerade wie jene Behauptung von K. Beck. —

Oh Schiller, Schiller, dem im Geistesschwunge
Das größte Herz im wärmsten Busen schlug,
Du, du warst der Prophet, der ewig junge,
Der kühn voran der Freiheit Fahne trug!
Als alle Welt sich aus dem Kampf gestohlen,
Die kleinen Seelen sich dem Herrn empfohlen,
Warst du verschwenderisch mit deinem Blut;
Dein wärmstes Leben und dein tiefstes Leben
Hast du für eine Welt dahin gegeben —
Sie nahm das Opfer kalt und wohlgenut;
Denn sie begriff nicht deinen tiefen Gram,
Sie hörte nur die Melodie der Sphären,
Wenn an ihr Ohr die Liederwoge kam,
Die du geschwellt mit blutigroten Zähren!

Von wem ist das Ding? Es ist von Karl Beck, aus dem fahrenden Poeten, mit all seinen gewaltigen Versen und seiner Bilderpracht, aber auch mit seiner Unklarheit, mit seinen überschwänglichen Hyperbeln und Metaphern; denn daß Schiller unser größter liberaler Poet ist, ist ausgemacht; er ahnte die neue Zeit, die nach der französischen Revolution anbrechen sollte, und Goethe tat das nicht, selbst nicht nach der Julirevolution; und wenn es ihm zu nah kam, daß er doch fast glauben mußte, es käme was Neues, so zog er sich

¹⁾ Vorkämpfer.

in seine Kammer zurück und schloß die Tür zu, um behaglich zu bleiben. Das schadet Goethe sehr; aber er war 40 Jahr alt, als die Revolution ausbrach, und ein gemachter Mann, deshalb kann man es ihm nicht vorwerfen. Ich will Dir zum Schluß noch was malen.



Gedichte schick ich in Masse bei, teilt Euch drin.

Dein

Friedrich Engels.

An Wilhelm Graeber.

den 8. Oktober 1839.

O Wilhelm, Wilhelm, Wilhelm! Also endlich vernimmt man was von Dir? Nun Männeken, nun sollst Du mal was hören: ich bin jetzt begeisterter Straußianer. Kommt mir jetzt nur her, jetzt habe ich Waffen, Schild und Helm, jetzt bin ich sicher; kommt nur her und ich will Euch kloppen trotz Eurer Theologia, daß Ihr nicht wissen sollt, wohin flüchten. Ja, Guillermo, jacta est alea, ich bin Straußianer, ich, ein armseliger Poete, verkrieche mich unter die Fittiche des genialen David Friedrich Strauß. Hör' einmal, was das für ein Kerl ist! Da liegen die vier Evangelien, kraus und bunt wie das Chaos; die Mystik liegt davor und betet an — siehe, da tritt David Strauß ein, wie ein junger Gott, trägt das Chaos heraus ans Tageslicht und — Adios Glauben! es ist so löcherig wie ein Schwamm. Hier und da sieht er zu viel Mythen, aber nur in Kleinigkeiten, und sonst ist er durchweg genial. Wenn Ihr den

Strauß widerlegen könnt — eh bien, dann werd' ich wieder Pietist. — Ferner würde ich aus Deinem Briefe lernen können, daß Mengs ein bedeutender Künstler war, wenn ich's unglücklicherweise nicht längst gewußt hätte. „Die Zauberflöte (Musik von Mozart)“ das ist gradeso. Die Einrichtung mit dem Lesezimmer ist ja vortrefflich, und ich mache Dich von neuesten literarischen Erscheinungen auf König Saul, Trauerspiel von Gutzkow; Skizzenbuch, von demselben; Dichtungen von Th. Creizenach (einem Juden); Deutschland und die Deutschen von Beurmann; die Dramatiker der Jetztzeit, 1. Heft, von L. Wienbarg etc. aufmerksam. Über den Saul bin ich sehr begierig ein Urteil von Dir zu hören; in Deutschland und die Deutschen hat Beurmann meinen Aufsatz im Telegraphen exzerpiert wo er vom Wuppertale spricht. — Dagegen warne ich Dich vor der Geschichte des polnischen Aufstands (1830—31) von Smitt, Berlin 1839, welche ohne Zweifel auf direkte Order des Königs von Preußen geschrieben ist. Das Kapitel vom Beginn der Revolution hat ein Motto aus Thucydides etwa dieses Sinnes: wir aber, die wir uns nichts Böses versehen, wurden plötzlich ohne alle Ursache von ihnen mit Krieg überzogen!!!!!! O Unsinn, Du bist groß! Herrlich dagegen ist die Geschichte dieses glorreichen Aufstandes vom Grafen Soltyk, die deutsch Stuttgart 1834 herauskam — ja, bei Euch wird sie verboten sein, wie alles Gute. Eine andere wichtige Neuigkeit ist, daß ich eine Novelle schreibe, welche Januar gedruckt wird, wohl zu merken, wenn sie die Zensur passiert, welches ein arges Dilemma ist. —

Ob ich Euch Poeme schicken soll oder nicht, weiß ich gar nicht einmal, doch glaube ich, daß ich Euch den Odysseus Redivivus zuletzt geschickt habe, und bitte mir Kritik aus über die letzte Sendung. Hier ist jetzt ein Kandidat von dort, Müller, der als Prediger mit einem Schiff in die Südsee gehen soll, er wohnt bei uns im Hause und hat ungeheuer forcierte Ansichten vom Christentum, was Dir einleuchtend sein wird, wenn ich Dir sage, daß er seine letzte Zeit unter Goßners Einfluß verlebte. — Exaltiertere Ansichten von der Kraft des Gebets und der unmittelbaren göttlichen Einwirkung aufs Leben kann man nicht leicht haben. Statt zu sagen, man könne seine Sinne, Gehör, Gesicht, verschärfen, sagt er: wenn der Herr mir ein Amt gibt, so muß er mir auch Kraft dazu geben; natürlich muß brünstiges Gebet und eignes Arbeiten dennoch dabei sein, sonst geht's nicht — und so beschränkt er diese allen Menschen gemeinsame, bekannte Tatsache auf die Gläubigen allein. Daß eine solche Weltansicht doch gar zu kindlich und kindisch ist, müßte mir selbst ein Krummacher zugeben. — Daß Du bessere Ansichten von meinem telegraphischen Artikel hast, ist

mir sehr lieb. Übrigens ist das Ding in der Hitze geschrieben, wodurch es zwar einen Stil erhalten hat, wie ich ihn mir für meine **Novelle** nur wünschen mag, aber auch an Einseitigkeiten und an halben Wahrheiten leidet. **Krummacher** hat **Gutzkow** — Du weißt's wohl schon, in **Frankfurt am Main** kennen gelernt und soll **mirabilia** darüber fabeln; — Beweis für die Richtigkeit der **Straußschen** Mythenansicht. Ich lege mich jetzt auf den modernen Stil, der ohne Zweifel das Ideal aller Stilistik ist. **Muster** für ihn sind **Heines** Schriften, besonders aber **Kühne** und **Gutzkow**. Sein **Meister** aber ist **Wienberg**. Von früheren Elementen haben besonders günstig auf ihn eingewirkt: **Lessing**, **Goethe**, **Jean Paul** und vor allem **Börne**. O, der **Börne** schreibt einen Stil, der über alles geht. „**Menzel der Franzosenfresser**“ ist stilistisch das erste Werk Deutschlands, und zugleich das erste, wo es darauf ankommt, einen Autor ganz und gar zu vernichten; ist wieder bei Euch verboten, damit ja kein besserer Stil geschrieben werde, als auf den königlichen **Bureaus** geschieht. Der moderne Stil vereinigt alle Vorzüge des Stils in sich; gedrungene **Kürze** und **Prägnanz**, die mit einem Worte den Gegenstand trifft, abwechselnd mit der epischen, ruhigen **Ausmalung**; einfache **Sprache**, abwechselnd mit schimmernden **Bildern** und glänzenden **Witzfunken**, ein jugendlich kräftiger **Ganymed**, **Rosen** ums Haupt gewunden, und das **Geschoß** in der Hand, das den **Python** schlug. Dabei ist denn der **Individualität** des Autors der größte Spielraum gelassen, so daß trotz der **Verwandtschaft** keiner des andern **Nachahmer** ist. **Heine** schreibt blendend, **Wienberg** herzlich warm und strahlend, **Gutzkow** haarscharf treffend, zuweilen von einem wohlthuenden **Sonnenblick** überflogen, **Kühne** schreibt gemütlich-ausmalend — mit etwas zu viel Licht und zu wenig Schatten, **Laube** ahmt **Heine** nach und jetzt auch **Goethe**, aber auf verkehrte **Manner**, indem er den **Goetheaner Varnhagen** nachahmt, und **Mundt** ahmt gleichfalls **Varnhagen** nach. **Marggraß** schreibt noch etwas sehr allgemein und mit vollen **Backen** pustend, doch das wird sich legen, und **Becks** **Prosa** ist noch nicht über **Studien** hinaus. — Verbindet man **Jean Pauls** **Schmuck** mit **Börnens** **Präzision**, so sind die **Grundzüge** des modernen Stils gegeben. **Gutzkow** hat auf eine glückliche Weise den brillanten, leichten aber trocknen Stil der **Franzosen** in sich aufzunehmen gewußt. Dieser **französische** Stil ist wie ein **Sommerfaden**, der deutsche moderne ist eine **Seidenflocke**. (Dies Bild ist leider verunglückt.) Daß ich aber über dem **Neuen** das **Alte** nicht vergesse, zeigt mein Studium der gottvollen **Goetheschen** **Lieder**. Man muß sie aber **musikalisch** studieren, am besten in **verschiedenen** **Kompositionen**. Z. B. will ich Dir die **Reichardtsche** **Komposition** des **Bundesliedes** hersetzen:

{ In al - len gu - ten Stun - den, Er - höht von Lieb und Wein, }
 { Soll die - ses Lied ver - bun - den Von uns ge - sun - gen sein. }

Uns hält der Gott zu - sam - men, der uns hier - her ge - bracht,
 Er - neu - ert eu - re Flam - men, er hat sie an - ge - facht.

Die Taktstriche habe ich wieder vergessen, laß sie Dir vom Heuser machen. Die Melodie ist herrlich und durch die stets im Akkord sich haltende Einfachheit dem Liede so angemessen wie keine. Herrlich macht sich das Steigen V. 6 von e bis zur Septime d und das rasche Fallen V. 8 von h bis zur None a. Über das Miserere von Leonardo Leo werde ich dem Heuser schreiben. —

Ich werde Euch dieser Tage einen guten Freund, der dort studieren wird, Adolf Torstrick, herschicken, er ist fidel und liberal und versteht gut griechisch. Die andern Bremer, die dort hinkommen, sind nicht viel wert. Torstrick wird Briefe an Euch von mir bekommen. Nehmt ihn gut auf, ich will wünschen, daß er Euch gefallen möge. Fritz hat mir noch immer nicht geschrieben, der vermicul¹⁾ wollte von Elberfeld aus schreiben, ist aber unterblieben aus Faulheit, wofür Du ihn rüffeln willst. Sollte der Heuser ankommen, dem ich aus Furcht, ihn nicht mehr zu treffen, nicht nach Elberfeld schreiben kann, so mach ihm Hoffnung, bald was zu kriegen.

Dein Friedrich Engels.

An Wilhelm Graeber.

den 20. Oktober (1839)

Herrn Wilhelm Graeber. Ich bin ganz sentimental, es ist ein schwieriger Kasus. Ich bleibe hier, entblößt von aller Fidelität. Mit Adolf Torstrick, dem Überbringer dieses, geht die letzte Fidelität weg. Wie ich den 18. Oktober gefeiert, ist in meiner letzten Heuserlichen Epistel zu lesen. Heute Bierzech, morgen Langweile, übermorgen geht der Torstrick weg, Donnerstag kommt der in vorerwähnter Epistel erwähnte Studio wieder, worauf zwei fidele Tage folgen, und dann — ein einsamer, greulicher Winter. Die ganze hiesige Welt ist nicht zum Zechen zu bringen, es sind alles Philister, ich sitze mit meinem Rest burschikoser Lieder, mit meinem renommistischen studio-

¹⁾ Wurm.

sistischen Anhauch allein in der großen Wüste, ohne Zechgenossen, ohne Liebe, ohne Fidelität, einzig mit Tabak, Bier und zwei zechunfähigen Bekannten. Sohn, da hast du meinen Spieß, kneip' daraus mein Cerevis, So du kneipest comme il faut, wird dein alter Vater froh, möcht' ich singen, aber wem soll ich meinen Spieß geben, und dann kann ich auch die Melodie nicht recht. Eine Hoffnung allein hab' ich noch, Euch übers Jahr, wenn ich nach Hause geh, in Barmen zu treffen, und wenn in Dich und Jonghaus und Fritz der Pfaffe noch nicht zu sehr gefahren ist, mit Euch dort herumzukneipen. Den 21. — Heute einen furchtbar langweiligen Tag gehabt. Auf dem Comptoir halbtot geochst. Dann Singakademie gehabt, ungeheuren Genuß. Nun muß ich sehen daß ich Euch noch was schreibe. Verse mit nächster Gelegenheit, ich habe keine Zeit mehr sie zu kopieren. Nicht einmal was Interessantes zu essen gehabt, alles langweilig. Dabei ist es so kalt, daß man es auf dem Comptoir nicht aushalten kann. Gottlob, morgen haben wir Hoffnung, geheizt zu bekommen. Von Deinem Bruder Hermann werde ich nächstens wohl einen Brief bekommen, er will meiner Theologie auf den Zahn fühlen und meine Überzeugung massakrieren. Das kommt vom Skeptizismus. Die tausend Haken, mit denen man am Alten hing, lassen los und haken sich wo anders ein, und dann gibt's Disputationen. Den Wurm soll der Teufel holen, der Kerl läßt nichts von sich hören, er encanaillisiert sich täglich mehr. Ich vermute, er kommt ans Branntweintrinken. Nun nehmt mir den Torstrick freundlich auf, laßt ihn Euch von mir erzählen, wenn Euch das interessiert und setzt ihm gutes Cerevis vor. Fare well.

Dein Friedrich Engels.

An Friedrich Graeber.

[29. Oktober 39]

Mein lieber Fritz — ich bin nicht wie Pastor Stier gesinnt. — Den 29. Oktober, nach einer flott verlebten Messe und einer mit schwerer, furchtbarer Korrespondenz, die durch Gelegenheit nach Berlin ging, sowie nach einem Brief an W. Blank, der lange warten mußte, bin ich endlich so weit, mich mit Dir in aller Freundschaft herumbalgen zu können. Deinen Exkurs über die Inspiration hast Du wohl ziemlich flüchtig hingeschrieben, indem es so wörtlich nicht zu nehmen ist, wenn Du schreibst: die Apostel predigten das Evangelium rein, und das hörte nach ihrem Tode auf. Da muß Du zu den Aposteln noch den Verfasser der Apostelgeschichte und des Ebräerbriefs rechnen und beweisen, daß die Evangelien wirklich von Matthäus, Markus, Lukas und Johannes geschrieben sind,

während doch von den drei ersten das Gegenteil feststeht. Ferner sagst Du: ich glaube nicht, daß wir in der Bibel eine andere Inspiration finden dürfen, als wenn die Apostel und Propheten auftraten und dem Volke predigten. Gut, aber gehört nicht wieder eine Inspiration zur richtigen Aufzeichnung dieser Predigten? Und gibst Du in diesem Satz mir zu, daß uninspirierte Stellen in der Bibel sind, wo willst Du da die Grenze ziehen? Nimm die Bibel zur Hand und lies — Du wirst keine Zeile missen wollen, als da, wo wirkliche Widersprüche sind; aber diese Widersprüche ziehen eine Masse Konsequenzen nach sich; z. B. der Widerspruch, daß der Aufenthalt der Kinder Israel in Ägypten nur vier Generationen gedauert habe, während Paulus im Galaterbrief (nisi erro) 430 Jahre angibt, was sogar mein, mich gern im Dunkeln halten wollender Pastor als Widerspruch anerkennt. Du wirst mir nicht sagen, Paulus Worte gelten nicht für inspiriert, weil er die Sache gelegentlich erwähnt und keine Geschichte schreibt — was gilt mir eine Offenbarung, in der solch überflüssige und unnütze Dinge vorkommen. Ist aber der Widerspruch anerkannt, so können beide gleich Unrecht haben, und die alttestamentarische Geschichte tritt in ein zweideutiges Licht, wie denn überhaupt die biblische Chronologie — das erkennen alle, nur nicht Pastor Tiele zu Oberneuland bei Bremen, an — unrettbar verloren für die Inspiration ist. Das stellt die Geschichte des alten Testaments noch mehr ins Mythenhafte, und es wird nicht lange dauern, bis dies auch auf den Kanzeln allgemein anerkannt ist. — Was den Josuaschen Sonnenstillstand anbelangt, so ist der schlagendste Grund, den Ihr gebrauchen könnt, daß Josua, als er dies sprach, noch nicht inspiriert gewesen sei, und später, als er inspiriert das Buch geschrieben habe, habe er nur erzählt. Erlösungstheorie. — „Der Mensch ist so gefallen, daß er aus sich nichts Gutes zu tun vermag.“ Lieber Fritz, laß doch ab von diesem hyperorthodoxen und nicht einmal biblischen Unsinn. Wenn Börne, der in Paris selbst knapp lebte, alles Honorar für seine Schriften armen Deutschen gab, wofür er nicht einmal Dank empfing, so war das hoffentlich doch etwas Gutes? Und Börne war wahrlich kein „Wiedergeborner“. — Ihr habt diesen Satz gar nicht einmal nötig, wenn Ihr nur die Erbsünde habt. Christus kennt ihn auch nicht, so wie so vieles aus der Lehre der Apostel. — Die Lehre von der Sünde habe ich noch am wenigsten überdacht, das ist mir indes klar, daß die Sünde der Menschheit notwendig ist. Die Orthodoxie sieht richtig einen Zusammenhang zwischen Sünde und irdischen Mängeln, Krankheit etc., sie irrt aber darin, daß sie die Sünde als Ursache dieser Mängel hinstellt, was nur in einzelnen Fällen stattfindet. Diese beiden, Sünde und Mängel, bedingen sich

gegenseitig, das eine kann ohne das andere nicht bestehen. Und weil die Kräfte des Menschen nicht göttlich sind, so ist die Möglichkeit zur Sünde notwendig; daß sie wirklich eintreten mußte, war durch die rohe Stufe der ersten Menschen gegeben, und daß sie seitdem nicht aufhörte, ist wieder ganz psychologisch. Sie kann auch gar nicht aufhören auf der Erde, weil sie durch alle irdischen Verhältnisse bedingt ist, und Gott sonst die Menschen anders hätte schaffen müssen. Da er sie aber einmal so geschaffen hat, so kann er gar keine absolute Sündlosigkeit von ihnen verlangen, sondern nur einen Kampf mit der Sünde; daß dieser Kampf plötzlich mit dem Tode aufhören und ein dolce far niente eintreten werde, konnte nur die vernachlässigte Psychologie früherer Jahrhunderte schließen. Ja, diese Prämissen zugegeben, wird die moralische Vollkommenheit nur mit der Vollkommenheit aller übrigen geistigen Kräfte, mit einem Aufgehen in die Weltseele zu erringen sein, und da bin ich bei der Hegelschen Lehre, die Leo so heftig angriff. Dieser letzte metaphysische Satz ist übrigens so ein Schluß, von dem ich selbst noch nicht weiß, was ich davon halten soll. — Ferner kann nach diesen Prämissen die Geschichte Adams nur Mythe sein, indem Adam entweder Gott gleich sein mußte, wenn er so sündlos geschaffen war, oder sündigen mußte, wenn er mit im übrigen menschlichen Kräften geschaffen war. — Das ist meine Theorie der Sünde, die indes noch an ungeheurer Roheit und Lückenhaftigkeit leidet; wobei habe ich hier noch einer Erlösung nötig? — „Wollte Gott einen Ausweg zwischen strafender Gerechtigkeit und erlösender Liebe finden, so blieb die Stellvertretung als einziges Mittel übrig.“ Nun seht einmal, was für Menschen Ihr seid. Uns kommt Ihr damit, daß wir in die Tiefen der göttlichen Weisheit unser kritisches Senkblei herabließen, und hier setzt Ihr sogar der göttlichen Weisheit Schranken. Ein größeres Dementi hätte sich Herr Professor Philippi nicht geben können. Und hört denn — gesetzt auch die Notwendigkeit dieses einzigen Mittels — die Stellvertretung auf, eine Ungerechtigkeit zu sein? Ist Gott wirklich so streng gegen die Menschen, so muß er hier auch streng sein und darf hier kein Auge zudrücken. Arbeite Dir dieses System nur einmal recht scharf und bestimmt heraus, und die wunden Flecke werden Dir nicht entgehen. — Dann kommt ein ganz pompöser Widerspruch gegen die „Stellvertretung als einziges Mittel“, indem Du sagst: „ein Mensch kann nicht Mittler sein, selbst wenn er durch einen Akt der göttlichen Allmacht von aller Sünde befreit wäre.“ Also doch noch ein anderer Weg? Ja, wenn die Orthodoxie keine besseren Vertreter in Berlin hat als Professor Philippi, so ist sie wahrhaftig schlimm dran. — Durch die ganze

Deduktion zieht sich stillschweigend das Prinzip der Rechtmäßigkeit der Stellvertretung. Das ist ein Mörder, den Ihr für Eure Zwecke geworben habt, und der Euch hintennach selbst totsticht. Ihr wollt auch gar nicht recht dran, zu beweisen, daß dies Prinzip nicht mit der göttlichen Gerechtigkeit streite, und, bekennt es nur ehrlich, Ihr fühlt selbst, daß Ihr diesen Beweis gegen Euer innerstes Gewissen führen müßtet; deswegen huscht Ihr weg über das Prinzip und nehmt die Tatsache, mit einigen schönen Worten von erbarmender Liebe etc. verbrämt, stillschweigend für vernünftig an. — „Die Dreieinigkeit ist Bedingung der Erlösung.“ Das ist wieder so eine halbrichtige Konsequenz Eures Systems. Freilich, zwei Hypostasen müßte man schon annehmen, aber die dritte doch wohl nur weil es so hergebracht ist.

„Um aber zu leiden und zu sterben, mußte Gott Mensch werden, denn abgesehen von der metaphysischen Undenkbarkeit, in Gott als solchen eine Leidensfähigkeit zu setzen, war ja auch die durch die Gerechtigkeit bedingte ethische Notwendigkeit vorhanden.“ — Aber wenn Ihr die Undenkbarkeit zugebt, daß Gott leiden könne, so hat in Christus der Gott auch nicht gelitten, sondern nur der Mensch, und: „ein Mensch könnte nicht Mittler sein“. Du bist doch noch so vernünftig, daß Du nicht, wie so viele, hier die äußerste Spitze der Konsequenz ergreifst: „also muß Gott gelitten haben“, und Dich daran festhältst. Und was es mit der „durch die Gerechtigkeit bedingten ethischen Notwendigkeit“ für eine Bewandnis hat, steht auch dahin. Wenn einmal das Prinzip der Stellvertretung anerkannt werden soll, so ist es auch nicht nötig daß der Leidende gerade ein Mensch sei; wenn er nur Gott ist. Gott kann aber nicht leiden, ergo — sind wir so weit als vorher. Das ist's eben bei Eurer Deduktion, bei jedem Schritt weiter muß ich Euch neue Konzessionen machen. Nichts entwickelt sich voll und ganz aus dem Vorhergehenden. So muß ich Dir hier wieder zugeben, daß der Mittler auch Mensch sein mußte, was noch garnicht bewiesen ist; denn gäbe ich dies nicht zu, so wäre ich ja nicht imstande, mich auf das Folgende einzulassen. „Auf dem Weg der natürlichen Fortpflanzung konnte aber die Menschwerdung Gottes nicht vor sich gehen, denn wenn sich auch Gott mit einer von einem Elternpaar erzeugten und durch seine Allmacht entsündigten Person verbunden hätte, so hätte er sich doch nur mit dieser Person und nicht mit der menschlichen Natur verbunden, — und nahm im Leibe der Jungfrau Maria nur die menschliche Natur an, in seiner Gottheit lag die personbildende Kraft.“ — Sieh einmal, das ist reine Sophisterei, und Euch durch die Angriffe auf die Notwendigkeit der übernatürlichen Erzeugung abgenötigt. Um die Sache in ein anderes Licht zu stellen,

schiebt der Herr Professor ein drittes: die Persönlichkeit dazwischen. Das hat nichts damit zu tun. Im Gegenteil, die Verbindung mit der menschlichen Natur ist um so inniger, je mehr die Persönlichkeit menschlich ist und der sie belebende Geist göttlich. Ein zweites Mißverständnis liegt hierbei im Hintergrunde versteckt, Ihr verwechselt den Leib und die Person; das geht noch klarer hervor aus den Worten: „auf der andern Seite konnte Gott sich nicht so ganz abrupt wie den ersten Adam in die Menschheit hineinschaffen, dann hätte er in keiner Verbindung mit der Substanz unserer gefallenen Natur gestanden. Also um die Substanz, um das Handgreifliche, Leibliche handelt es sich? Das Beste aber ist, daß die schönsten Gründe für die übernatürliche Erzeugung, das Dogma von der Unpersönlichkeit der menschlichen Natur in Christo, nur eine gnostische Konsequenz der übernatürlichen Erzeugung ist. (Gnostisch natürlich nicht in Beziehung auf die Sekte, sondern die *γνώσις*¹⁾ überhaupt.) Wenn in Christus der Gott nicht leiden konnte, so konnte der personlose Mensch noch viel weniger leiden, und das kommt denn bei dem Tiefsinn heraus. „So erscheint Christus ohne einzelne menschliche Markierung.“ Das ist eine Behauptung in den Tag hinein; die Evangelisten haben alle vier ein bestimmtes Charakterbild von Jesu, das in seinen meisten Zügen bei allen übereinstimmt. So dürfen wir behaupten, daß der Charakter des Apostels Johannes dem Christi am nächsten gestanden habe; nun aber, wenn Christus keine menschliche Markierung hatte, ist darin eingeschlossen, daß Johannes der vorzüglichste gewesen sei; und das möchte bedenklich zu behaupten sein.

So weit die Entgegnung Deiner Deduktion. Sie ist mir nicht sehr gut gelungen, ich hatte keine Kollegienhefte, sondern nur Facturabücher und Conti. Bitte deshalb hier und daige Unklarheit zu entschuldigen. — Dein Bruder hat sich noch nicht mit einem Briefe vernehmen lassen. — Du reste, wenn Ihr die Ehrlichkeit meines Zweifels anerkennt, wie wollt Ihr solch ein Phänomen erklären? Eure orthodoxe Psychologie muß mich notwendig unter die ärgsten Verstockten rangieren, besonders da ich jetzt ganz und gar verloren bin. Ich habe nämlich zu der Fahne des David Friedrich Strauß geschworen, und bin ein Mythiker erster Klasse; ich sage Dir, der Strauß ist ein herrlicher Kerl, und ein Genie und Scharfsinn hat er wie keiner. Der hat Euren Ansichten den Grund genommen, das historische Fundament ist unwiederbringlich verloren, und das dogmatische wird ihm nachsinken. Strauß ist gar nicht zu widerlegen, darum sind die Pietisten so wütend auf ihn; Hengstenberg plagt sich in der Kirchenzeitung ungeheuer ab,

¹⁾ Gnosis.

falsche Konsequenzen aus seinen Worten zu ziehen und hämische Ausfälle gegen seinen Charakter daran zu knüpfen. Das ist's, was ich an Hengstenberg und Konsorten hasse. Was geht sie die Persönlichkeit Straußens an; aber da plagen sie sich, seinen Charakter herabzusetzen, damit man sich scheuen möge, sich ihm anzuschließen. Der beste Beweis, daß sie ihn nicht widerlegen können.

Doch jetzt hab' ich genug theologisiert und will mal anderswohin meinen Blick richten. Wie großartig die Entdeckungen sind, die der Deutsche Bund aus der Demagogie und sämtlichen sogenannten Verschwörungen machte, geht daraus hervor, daß es auf 85 Seiten gedruckt werden kann. Ich habe das Buch noch nicht gesehen, doch las ich Auszüge in Zeitungen, die mir zeigen, wie kostbare Lügen unsre verfluchte Behörde dem deutschen Volke aufischt. Mit der unverschämtesten Frechheit behauptet der Deutsche Bund, die politischen Verbrecher seien von ihren „rechtmäßigen Richtern“ verurteilt worden, da doch jeder weiß, wie überall, besonders da, wo öffentliche Gerichtsbarkeit existiert, Kommissionen angeordnet wurden — und was da geschehen, bei Nacht und Nebel, das weiß kein Mensch; denn die Angeklagten mußten schwören, nichts über das Verhör auszusagen. Das ist das Recht, was in Deutschland existiert — und wir haben über nichts, gar nichts zu klagen! — Es erschien vor etwa sechs Wochen ein vortreffliches Buch: Preußen und Preußentum, von J. Venedey, Mannheim 1839, worin die preußische Gesetzgebung, die Staatsverwaltung, Steuer-Verteilung etc. einer strengen Prüfung unterworfen werden, und die Resultate leuchten ein: Begünstigung der Geldaristokratie vor den Armen, Streben nach fortwährendem Absolutismus, und die Mittel dazu: Unterdrückung der politischen Intelligenz, Verdummung der Volksmehrzahl, Benutzung der Religion; glänzendes Außenwesen, Renommisterei ohne Grenzen, und der Schein, als begünstige man die Intelligenz. Der Deutsche Bund hat gleich Sorge getragen, das Buch zu verbieten und die vorrätigen Exemplare mit Beschlag zu belegen; letzteres ist nur eine Scheinmaßregel, da die Buchhändler höchstens gefragt werden, ob sie Exemplare hätten, wo denn natürlich jeder rechtschaffene Kerl sagt: Nein. — Kannst Du das Buch Dir dort verschaffen, so lies es ja, denn es sind keine Rodomontaden, sondern Beweise, aus dem preußischen Landrechte geführt. — Am liebsten möchte ich, Du könntest Börnes: Menzel, der Franzosenfresser bekommen. Dieses Werk ist ohne Zweifel das beste, was wir in deutscher Prosa haben, sowohl was Stil als Kraft und Reichtum der Gedanken betrifft; es ist herrlich; wer es nicht kennt, der glaubt nicht, daß unsere Sprache solch eine Kraft besitze¹⁾.

¹⁾ Der Schluß dieses Briefes fehlt.

An Wilhelm Graeber.

den 13. November 1839

Liebster Guilielme,

warum schreibst Du nicht? Ihr gehört sämtlich in die Kategorie der Faulenzer und Bärenhäuter. Aber ich bin ein anderer Kerl! Nicht nur, daß ich Euch mehr schreibe, als Ihr verdient, daß ich mir eine ausnehmende Bekanntschaft mit allen Literaturen der Welt verschaffe; ich arbeite mir auch im Stillen in Novellen und Gedichten ein Denkmal des Ruhmes aus, welches, wenn nämlich die Zensur den blitzenden Stahlschimmer nicht zu häßlichem Rost anhaucht, mit hellem Jugendglanz durch alle deutschen Lande, Österreich ausgenommen, hinscheinen wird. Es gärt und kocht in meiner Brust, es glüht in meinem, bisweilen besoffenen Kopfe ganz ausnehmend; ich sehne mich, einen großen Gedanken zu finden, der die Gärung aufklärt und die Glut zur lichten Flamme anhaucht. Ein großartiger Stoff, gegen den alle meine bisherigen nur Kindereien sind, ringt sich in meinem Geiste empor. Ich will in einer „Märchen-Novelle“ oder einem derartigen Ding die modernen Ahnungen, die sich im Mittelalter zeigten, zur Anschauung bringen, ich will die Geister aufwecken, die unter der harten Erdrinde nach Erlösung pochten, vergraben unter den Fundamenten der Kirchen und Verließe. Ich will wenigstens einen Teil jener Aufgabe Gutzkows zu lösen versuchen: der wahre zweite Teil des Faust, Faust nicht mehr Egoist, sondern sich aufopfernd für die Menschheit, soll noch erst geschrieben werden. Da ist Faust, da ist der ewige Jude, da ist der wilde Jäger, drei Typen der geahnten Geistesfreiheit, die leicht in eine Verbindung und eine Beziehung zu Johann Huß zu setzen sind. Welch ein poetischer Hintergrund, vor dem diese drei Dämonen schalten und walten, ist mir da gegeben! Die früher metrisch angefangene Idee vom wilden Jäger ist darin aufgegangen. — Diese drei Typen (Menschen, warum schreibt Ihr nicht? d. 14. November) werde ich ganz eigentümlich behandeln; besonders verspreche ich mir Effekt von der Auffassung Ahasvers und des wilden Jägers. Leicht kann ich, um die Sache poetischer und Einzelheiten bedeutender zu machen, noch andre Dinge aus deutschen Sagen einflechten — doch das wird sich schon finden. Während die gegenwärtig von mir bearbeitete Novelle nur mehr Studie des Stils und der Charakterschilderung ist, soll diese das Eigentliche werden, worauf ich Hoffnungen für meinen Namen begründe.

Den 15. November. Auch heute kein Brief? was mach' ich? Was denk' ich von Euch? Ihr seid mir unbegreiflich. Den 20. Novbr. Und wenn Ihr heute nicht schreibt, so kastrier' ich Euch in Ge-

danken, und lasse Euch warten, wie Ihr tut. Aug' um Auge, Zahn um Zahn, Brief um Brief. Ihr Heuchler aber sagt, nicht Aug' um Auge, nicht Zahn um Zahn, nicht Brief um Brief, und laßt mich bei Eurer verdammten christlichen Sophistik sitzen. Nein, lieber ein guter Heide, als ein schlechter Christ.

Da ist ein junger Jude aufgestanden, Theodor Creizenach, welcher ganz vortreffliche Gedichte und noch bessere Verse macht. Er hat eine Komödie gemacht, in der W. Menzel und Konsorten aufs kostbarste persifliert werden. Es strömt jetzt alles der modernen Schule zu und baut Häuser, Paläste oder Hüttlein auf dem Fundament der großen Ideen der Zeit. Alles andre kommt auf den Hund, die sentimentalen Liedlein verhallen ungehört und das schmetternde Jagdhorn wartet eines Jägers, der es blase zur Tyrannenjagd; in den Wipfeln aber rauscht der Sturm von Gott, und die Jugend Deutschlands steht im Hain, die Schwerter zusammenschlagend und die vollen Becher schwingend; von den Bergen lohen die brennenden Schlösser, die Throne wanken, die Altäre zittern, und ruft der Herr in Sturm und Ungewittern, voran, voran, wer will uns widerstehn?

WIR FRIEDRICH ENGELS

oberster Poet im Bremer Ratskeller und privilegierter

ZECHER

Tun kund und zu wissen allen Vergangenen, Gegenwärtigen

ABWESENDEN UND ZUKÜNFTIGEN

daß Ihr sämtlich Esel seid, faule Kreaturen, die an dem Überdruß der eignen Existenz dahinsiechen, mir nicht schreibende Canaillen und so weiter.

Gegeben auf unsrem Comptoirbock,
zur Zeit, da wir nicht den Katzenjammer hatten.

Friedrich Engels.

In Berlin lebt ein junger Poet, Karl Grün, von dem ich dieser Tage ein Buch der Wanderungen gelesen habe, welches sehr gut ist. Doch soll er schon 27 Jahre alt sein und dafür könnt' er besser schreiben. Er hat zuweilen sehr treffende Gedanken, aber oft greuliche Hegelsche Floskeln. Was heißt das z. B.: „Sophokles ist das hochsittliche Griechenland, das seine titanischen Ausbrüche an der Mauer absoluter Notwendigkeit sich brechen ließ. In Shakespeare ist der Begriff des absoluten Charakters zur Erscheinung gekommen.“

Vorgestern Abend hatte ich große Knüllität im Weinkeller von 2 Fl. Bier und 2¹/₂ Fl. Rüdesheimer 1794er. Mein Herr Verleger in spe und diverse Philister waren mit. Probe einer Disputation mit einem dieser Philister über die Bremer Verfassung. Ich: In Bremen ist die Opposition gegen die Regierung nicht rechter Art, weil sie in der Geldaristokratie, den Älterleuten besteht, die sich der Rangaristokratie, dem Senat, widersetzen. Er: Das können Sie doch so ganz eigentlich nicht behaupten. Ich: Weshalb nicht? Er: Beweisen Sie Ihre Behauptung. Dergleichen soll hier für Disputation gelten! O Philister, geht hin, lernst griechisch und kommt wieder. Wer griechisch kann, der kann auch rite disputieren. Aber solche Kerle disputier' ich sechs auf einmal tot, wenn ich auch halb knüll bin, und sie nüchtern. Diese Menschen können keinen Gedanken drei Sekunden in seine notwendigen Konsequenzen fortspinnen, sondern alles geht ruckweise; man braucht sie nur eine halbe Stunde sprechen zu lassen, ein paar scheinbar unschuldige Fragen aufwerfen und sie widersprechen sich splendidamente. Es sind gräßlich abgemessene Menschen, diese Philister; ich fing an zu singen, da beschlossen sie einstimmig gegen mich, daß sie erst essen und dann singen wollten. Da fraßen sie Austern, ich aber rauchte ärgerlich drauf los, soff und brüllte, ohne mich an sie zu stören, bis ich in einen seligen Schlummer geriet. Ich bin jetzt ein ungeheurer Spediteur von verbotnen Büchern ins Preußische; der Franzosenfresser von Börne in 4 Exempl, die Briefe aus Paris von demselben, 6 Bände, Venedey Preußen und Preußentum, das strengst verbotene, in 5 Exempl. liegen zur Versendung nach Barmen bereit. Die beiden letzten Bände der Briefe aus Paris hatte ich noch nicht gelesen, sie sind herrlich. König Otto von Griechenland wird fürchterlich durchgenommen; so sagt er einmal: wenn ich der liebe Gott wäre, so würde ich einen kostbaren Spaß machen, ich ließe alle großen Griechen in einer Nacht wieder aufstehen. Nun kommt eine sehr schöne Beschreibung, wie diese Hellenen in Athen umhergehen, Perikles, Aristoteles etc. Da heißt es: König Otto ist angekommen. Alles macht sich auf, Diogenes putzt das Licht in seiner Laterne und alle eilen zum Piraeus. König Otto ist ausgestiegen, und hält folgende Rede: „Hellenen, schaut über euch. Der Himmel hat die bayrische Nationalfarbe angenommen. (Diese Rede ist gar zu schön, ich muß sie ganz abschreiben.) Denn Griechenland gehörte in den ältesten Zeiten zu Bayern. Die Pelasger wohnten im Odenwalde und Inachus war aus Landshut gebürtig. Ich bin gekommen, Euch glücklich zu machen. Eure Demagogen, Unruhestifter und Zeitungsschreiber haben Euer schönes Land ins Verderben gestürzt. Die heillose Preßfreiheit hat alles in Verwirrung gebracht. Seht nur,

wie die Ölbäume aussehen. Ich wäre schon längst zu euch herübergekommen, ich konnte aber nicht viel eher, denn ich bin noch nicht lange auf der Welt. Jetzt seid Ihr ein Glied des Deutschen Bundes; meine Minister werden euch die neuesten Bundesbeschlüsse mitteilen. Ich werde die Rechte meiner Krone zu wahren wissen und euch nach und nach glücklich machen. Für meine Zivilliste (Gehalt des Königs im konstitutionellen Staat) gebt ihr mir jährlich 6 Millionen Piaster, und ich erlaube euch, meine Schulden zu bezahlen.“ Die Griechen werden konfus, Diogenes hält dem König seine Laterne ins Gesicht, Hippokrates aber ließ sechs Karren Nießwurz holen etc. etc. Diese ganze ironische Dichtung ist ein Meisterstück der beißendsten Satire, und in einem Stil, der göttlich ist. Daß Dir Börne weniger gefällt, kommt daher, daß Du eines seiner schwächsten und frühesten Werke, die Schilderungen aus Paris, liest. Unendlich höher stehen die Dramaturgischen Blätter, die Kritiken, die Aphorismen, und vor allen die Briefe aus Paris und der wundervolle Franzosenfresser. Die Beschreibung der Gemäldesammlung ist sehr langweilig, darin hast du recht. Aber die Grazie, die herkulische Kraft, die Gemütstiefe, der vernichtende Witz des Franzosenfressers sind unübertrefflich. Hoffentlich sehen wir uns Ostern oder doch Herbst in Barmen, da sollst Du andere Begriffe von diesem Börne bekommen. — Was Du über Torstricks Duellgeschichte schreibst, ist freilich differierend von seinen Nachrichten, doch ist er auf jeden Fall der, der am meisten Unannehmlichkeiten davon hatte. Der Kerl ist gut, lebt aber in Extremen: besoffen hier, etwas pedantisch dort. —

Wenn Du meinst, die deutsche Literatur sei allmählich eingeschlafen, so bist Du bedeutend irrig. Denke nicht, weil Du, wie Vogel Strauß, Deinen Kopf vor ihr verbirgst und sie nicht siehst, hörte sie auf zu existieren. Au contraire entwickelt sie sich ansehnlich, was Dir einleuchten würde, wenn Du mehr acht darauf gäbst und nicht in Preußen lebst, wo die Werke von Gutzkow etc. erst einer besondern und selten erteilten Erlaubnis bedürfen. — Ebenso sehr irrst Du, wenn Du meinst, ich müßte zum Christentum zurückkehren. Pro primo ist mir ridikül, daß ich Dir nicht mehr für einen Christen gelte und pro secundo, daß Du meinst, wer einmal um des Begriffs willen das Vorstellungsmäßige der Orthodoxie abgestreift hat, könne sich wieder in diese Zwangsjacke bequemen. Ein rechter Rationalist kann das wohl, indem er seine natürliche Wundererklärung und seine seichte Moralsucht für ungenügend erkennt, aber der Mythizismus und die Spekulation kann nicht wieder von ihren morgenrotbestrahlten Firnen in die nebligen Täler der Orthodoxie herabsteigen. — Ich bin nämlich auf dem

Punkte, ein Hegelianer zu werden. Ob ich's werde, weiß ich freilich noch nicht, aber Strauß hat mir Lichter über Hegel angesteckt, die mir das Ding ganz plausibel darstellen. Seine (Hegels) Geschichtsphilosophie ist mir ohnehin wie aus der Seele geschrieben. Sieh doch, daß Du Strauß' Charakteristiken und Kritiken bekommst, die Abhandlung über Schleiermacher und Daub ist wundervoll. So gründlich, klar und interessant schreibt außer Strauß kein Mensch. Übrigens infallibel ist er gar nicht; ja wenn sein ganzes Leben Jesu als ein Komplex von lauter Sophismen sich herausstellte, denn das Erste, wodurch dieses Werk so wichtig ist, das ist die ihm zu Grunde liegende Idee des Mythischen im Christentum; diese wäre auch durch jene Entdeckung nicht verletzt, denn sie kann immer wieder neu auf die biblische Geschichte angewandt werden. Aber die unleugbar ausgezeichnete Durchführung zugleich mit der Idee gegeben zu haben, das erhöht Strauß' Verdienst noch mehr. Ein guter Exeget mag ihm hier und da einen Schnitzer oder ein Verfallen ins Extrem nachweisen können, ebenso gut wie Luther im Einzelnen angreifbar war; aber das schadet ja nichts. Wenn Tholuck was Gutes über Strauß gesagt hat, so ist das reiner Zufall, oder eine gut angewandte Reminiszenz; Tholucks Gelehrsamkeit geht zu sehr ins Breite, und dabei ist er nur receptiv, nicht einmal kritisch, geschweige produktiv. Die guten Gedanken, die Tholuck gehabt hat, werden sich leicht zählen lassen, und den Glauben an die Wissenschaftlichkeit seiner Polemik hat er durch seinen Streit mit Wegscheider und Gesenius schon vor zehn Jahren selbst zerstört. Tholucks wissenschaftliche Wirksamkeit ist in keiner Weise nachhaltig gewesen, und seine Zeit ist längst vorbei. Hengstenberg hat doch wenigstens einmal einen originellen, wenn auch absurden Gedanken gehabt: den von der prophetischen Perspektive. — Es ist mir unbegreiflich, daß Ihr Euch um alles nicht kümmert, was über Hengstenberg und Neander hinausgeht. Allen Respekt vor Neander, aber wissenschaftlich ist er nicht. Statt Verstand und Vernunft bei seinen Werken tüchtig arbeiten zu lassen, auch wenn er einmal mit der Bibel in Opposition käme, läßt er da, wo er dergleichen fürchtet, die Wissenschaft Wissenschaft sein und kommt mit der Empirie oder dem frommen Gefühl. Er ist gar zu fromm und gemütlich, um Straußen opponieren zu können. Gerade durch diese frommen Ergüsse, an denen sein Leben Jesu reich ist, stumpft er die Spitzen auch seiner wirklichen wissenschaftlichen Argumente ab.

A propos — vor ein paar Tagen las ich in der Zeitung, die Hegelsche Philosophie sei in Preußen verboten worden, ein berühmter Hallischer Hegelianischer Dozent sei durch ein Ministe-

rialreskript bewegt worden, seine Vorlesungen zu suspendieren und mehrere Hallische jüngere Dozenten derselben Farbe (wohl Ruge etc.) seien bedeutet worden, sie hätten keine Anstellung zu erwarten. Durch eben dieses Reskript sei das definitive Verbot der Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik entschieden worden. Weiter habe ich noch nichts gehört. Ich kann an einen so unerhörten Gewaltstreich selbst der preußischen Regierung nicht glauben, obwohl Börne dies vor 5 Jahren schon prophezeite, und Hengstenberg Intimus des Kronprinzen sowie Neander erklärter Feind der Hegelschen Schule sein soll. Wenn Ihr etwas über die Sache hört, so schreibt mir davon. Jetzt will ich Hegel studieren bei einem Glase Punsch. Adios. Dein baldiges Schreiben erwartender

Friedrich Engels.

An Friedrich Graeber.

den 9. Dezember 1839.

Liebster — soeben kommt Dein Brief an, es ist erstaunlich, wie lange man auf Euch Menschen warten muß. Von Berlin verlautet seit Deinem und Heusers Brief von Elberfeld aus garnichts. Man sollte des Teufels werden, sobald seine Existenz erwiesen wäre. Doch Du bist ja arriviert, und es ist gut so.

Dir nachahmend, lasse ich die Theologie bis zuletzt, um die Pyramide meines Briefes würdig zu krönen. Ich beschäftige mich sehr viel mit schriftstellerischen Arbeiten; nachdem ich von Gutzkow die Zusicherung erhalten, daß ihm meine Beiträge willkommen sind, habe ich ihm einen Aufsatz über K. Beck eingeschickt, und dann mache ich viele Verse, die aber sehr der Politur bedürfen und schreibe diverse Prosastücke, um meinen Stil zu üben. „Eine Bremer Liebesgeschichte“ schrieb ich vorgestern, „Die Juden in Bremen“ gestern; morgen denk' ich „Die junge Literatur in Bremen“, „Der Jüngste“ (nämlich Comptoirlehrling) oder ein andres dergartiges Ding zu schreiben. In vierzehn Tagen kann man so bei guter Laune leicht fünf Bogen zusammenschmieren, dann poliert man den Stil, setzt hier und da zur Abwechslung Verse dazwischen und gibts als „Bremer Abende“ heraus. Mein Verleger in spe kam gestern zu mir, ich las ihm den „Odysseus Redivivus“ vor, der ihn ausnehmend entzückte; er will den ersten Roman aus meiner Fabrik nehmen und wollte gestern mit aller Gewalt ein Bändchen Gedichte haben. Aber leider sind nicht genug da und — die Zensur! Wer liest den Odysseus durch? Übrigens lasse ich mich durch die Zensur nicht abhalten, frei zu schreiben; mag sie hintennach streichen, so viel sie will, ich begeh' keinen Kindermord an meinen

eigenen Gedanken. Unangenehm sind solche Zensurstriche immer, aber auch ehrenvoll; ein Autor, der dreißig Jahre alt wird oder drei Bücher schreibt ohne Zensurstriche, ist nichts wert, die narbigen Krieger sind die besten. Man muß es einem Buche ansehen, daß es aus einem Kampf mit der Zensur kommt. Übrigens liberal ist die Hamburger Zensur; in meinem letzten telegraph. Aufsätze über Die Deutschen Volksbücher sind mehrere sehr bittere Sarkasmen für den Bundestag und die preußische Zensur, aber kein Buchstabe ist gestrichen worden.

Den 11. Dezember. — O Fritz! So faul, wie ich diesen Augenblick bin, bin ich seit Jahren nicht gewesen. Ha, mir geht ein Licht auf: ich weiß, was mir fehlt — ich muß tertium locum besuchen.

Den 12. Dezember. Was doch die Bremer für Ochsen — ich wollt' sagen, gute Leute sind! Bei dem jetzigen Wetter sind alle Straßen entsetzlich glatt, und da haben sie vor den Ratskeller Sand gestreut, damit die Betrunkenen nicht fallen. Dieser nebenstehende Kerl leidet an Weltschmerz, er hat H. Heine in Paris besucht und ist von ihm angesteckt worden; sodann ging er zu Theodor Mundt und lernte gewisse zum Weltschmerzieren unumgänglich nötige Phrasen. Seit der Zeit ist er sichtlich magerer geworden und wird ein Buch schreiben, daß der Weltschmerz das einzige sichere Mittel gegen die Fettleibigkeit sei. —



Den 20. Januar. Ich wollte Dir nicht eher schreiben, als bis über mein Hierbleiben oder Weggehen bestimmt war. Jetzt endlich kann ich Dir sagen, daß ich bis auf weiteres noch hier bleibe.

Den 21. Ich gestehe Dir, keine große Lust zur Fortsetzung des theologischen Disputs zu haben. Man versteht sich gegenseitig miß, und hat bei der Beantwortung seine ipsissima verba, auf die es ankommt, längst vergessen, und kommt so zu keinem Ziele. Eine gründliche Erörterung der Dinge erforderte einen weit größeren Raum, und mir geht es oft so, daß ich Dinge, die ich in einem früheren Briefe sagte, im folgenden nicht mehr unterschreiben kann, weil sie zu sehr der Kategorie der Vorstellung angehörten, von der ich mich indes losgemacht habe. Ich bin jetzt durch Strauß auf den strikten Weg zum Hegeltum gekommen. So ein eingefleischter Hegelianer wie Hinrichs etc. werde ich freilich nicht werden, aber ich muß schon bedeutende Dinge aus diesem kolossalen Systeme in mich aufnehmen. Die Hegelsche Gottesidee ist schon die meinige geworden, und ich trete somit in die Reihe der „modernen Pantheisten“, wie

Leo und Hengstenberg sagen, wohl wissend, daß schon das Wort Pantheismus einen so kolossalen Abscheu bei den nicht denkenden Pfarrern erregt. Da hab ich heut Mittag mich köstlich ergötzt an einer langen Predigt der Evangelischen Kirchenzeitung gegen Märklins Pietismus. Die gute Kirchenzeitung findet es nicht nur höchst sonderbar, daß sie zu den Pietisten gezählt wird, sondern sie findet auch noch andre kuriose Dinge. Der moderne Pantheismus, d. h. Hegel, abgesehen davon, daß er schon bei den Chinesen und Parsen sich findet, ist vollkommen ausgeprägt in der von Calvin angegriffnen Sekte der Libertiner. Diese Entdeckung ist wirklich gar zu originell. Noch origineller ist aber die Durchführung. Es hält schon schwer, Hegel in dem wiederzuerkennen, was die Kirchenzeitung für seine Ansicht ausgibt, und das hat nun wieder eine an den Haaren herbeigezogene Ähnlichkeit mit einem sehr unbestimmt ausgedrückten Satze Calvins über die Libertiner. Der Beweis war enorm ergötzlich. Der Bremer Kirchenbote weiß dies noch besser auszudrücken, und sagt, Hegel leugne die Wahrheit der Geschichte! Es ist enorm, was zuweilen für Unsinn herauskommt, wenn man sich plagt, eine Philosophie, die einem im Wege liegt und die man nicht mehr umgehen kann, als unchristlich darzustellen. Leute, die Hegel nur dem Namen nach kennen und von Leos Hegelingen nur die Anmerkungen gelesen haben, wollen ein System stürzen, das, aus einem Gusse, keiner Klammer bedarf, um sich zu halten. — Über diesem Briefe schwebt ein eminenter Unstern. Gott weiß, wenn ich mich eben dran setze, so geht der Teufel los. Immer bekomme ich Compoirarbeit.



Dieses sind zwei Marionetten, welche wider meinen Willen so steif sind. Sonst wären's Menschen. Hast Du Strauß' Charak-

teristiken und Kritiken gelesen? Sieh daß Du sie bekommst, die Aufsätze drin sind alle ausgezeichnet. Der über Schleiermacher und Daub ist ein Meisterstück. Aus den Aufsätzen über die Württemberger Besessenen ist ungeheuer viel Psychologie zu lernen. Ebenso interessant sind die übrigen theologischen und ästhetischen Aufsätze. — Außerdem studiere ich Hegels Geschichtsphilosophie, ein enormes Werk, ich lese jeden Abend pflichtschuldigst darin, die ungeheuren Gedanken packen mich auf eine furchtbare Weise. — Neulich warf Tholucks alte Tratsche, der Literarische Anzeiger, in ihrer Albernheit die Frage auf: warum doch der „moderne Pantheismus“ keine lyrische Poesie habe, die doch der altpersische etc. habe? Der Literarische Anzeiger soll nur warten, bis ich und gewisse noch andre Leute diesen Pantheismus einmal durchdrungen haben, die lyrische Poesie soll schon kommen. Es ist übrigens sehr schön, daß der Literarische Anzeiger Daub anerkennt und die spekulative Philosophie verdammt. Als wenn nicht auch Daub den Grundsatz Hegels gehabt hätte: daß Menschheit und Gottheit dem Wesen nach identisch seien. Das ist diese gräßliche Oberflächlichkeit; ob Strauß und Daub der Grundlage nach übereinstimmen, das kümmert sie wenig, aber ob Strauß nicht an die Hochzeit zu Kana glaubt, Daub aber doch, danach wird der eine in den Himmel versetzt und der andre als Kandidat der Hölle bezeichnet. Oswald Marbach, der Volksbücherherausgeber, ist der konfuseste aller Menschen, besonders aber (cum — tum) der Hegelianer. Wie ein Kind Hegels sagen kann:

Der Himmel ist auch auf der Erden,

Ich fühle klar den Gott in mir zum Menschen werden,

das ist mir rein unbegreiflich, weil Hegel die Gesamtheit sehr scharf von dem unvollkommenen Einzelnen unterscheidet. — Hegeln hat niemand mehr geschader als seine Schüler; nur wenige waren wie Gans, Rosenkranz, Ruge etc. seiner würdig. Aber ein Oswald Marbach ist denn doch das Non plus ultra aller Mißverständlingsmenschen. So ein göttlicher Kerl! — Herr Pastor Mallet hat im Bremer Kirchenboten Hegels System für eine „lose Rede“ erklärt. Das wäre schlimm, denn wenn die Blöcke auseinanderfielen, diese Granitgedanken, so könnte ein einziges Fragment dieses zyklischen Gebäudes nicht nur Herrn Pastor Mallet sondern ganz Bremen totschlagen. Wenn zum Beispiel der Gedanke, daß die Weltgeschichte die Entwicklung des Begriffs der Freiheit ist, mit aller seiner Macht in den Nacken eines Bremischen Pfarrers fiel — wie sollt' er seufzen!

Den 1. Februar. Heute soll der Brief aber weg, das gehe, wie es gehe. Die Russen fangen an, naiv zu werden; sie behaupten, der

Krieg gegen die Tscherkessen habe noch nicht so viel Menschenleben gekostet, wie eine der kleineren Napoleonischen Schlachten. Solche Naivetät hätte ich einem Barbaren wie Nicolas nicht zugebraut.

Die Berliner, wie ich höre, sind furchtbar wütend auf mich. Ich habe Tholuck und Neander gegen sie ein wenig heruntergemacht und Ranke nicht unter die Superos¹⁾ versetzt, und das hat sie rasend gemacht. Dazu hab' ich dem Heuser göttlich tolles Zeug über Beethoven geschrieben. — Ein sehr hübsches Lustspiel hab' ich gelesen: Weh dem, der lügt! von Grillparzer in Wien, das bedeutend über den gegenwärtigen Lustspielschlendrian weg ist. Hier und da blickt auch ein edler, freier Geist hindurch, dem die österreichische Zensur eine unerträgliche Last ist. Man sieht ihm die Mühe an, die es ihm kostet, einen aristokratischen Adligen so zu zeichnen, daß der adlige Zensor keinen Anstand findet. O tempora, o moria, Donner und Doria, heute ist der fünfte Februar da, es ist schändlich, daß ich so faul bin, but I cannot help it²⁾; das weiß Gott, ich tu jetzt nichts. Mehrere Aufsätze hab' ich unter den Händen, aber sie rücken nicht vor, und wenn ich abends Verse machen will, so habe ich immer so viel gegessen, daß ich mich vor Schlaf nicht mehr halten kann. — Ich möchte diesen Sommer ungeheuer gern eine Reise machen, ins Dänische, Holstein, Jütland, Seeland, Rügen. Ich muß mal sehen, daß mein Alter mir meinen Bruder herschickt, den schlepp ich dann mit. Ich hab' ein ungeheures Verlangen nach dem Meere, und welch eine interessante Reisebeschreibung ließ sich davon machen; man könnte sie sodann mit etlichen Gedichten herausgeben. Es ist jetzt so göttliches Wetter und ich kann nicht ausgehen, ich möcht's ungeheuer gern, es ist Pech. —



Dies ist ein dicker Zuckermakler, der eben aus dem Hause geht, und dessen stehende Redensart ist: „Nach meiner Meinung nach“. Wenn er auf der Börse mit einem gesprochen hat, und weggeht, so sagt er regelmäßig: „Sie leben wohl!“ Er heißt Joh. H. Bergmann. Es gibt rührendes Volk hier. So will ich Dir gleich ein anderes

Lebensbild zeichnen: Dieser alte Kerl ist jeden Morgen besoffen und tritt dann vor seine Türe und schreit, seine Brust schlagend: „Ick bin Borger!“ d. h. Ich danke Dir Gott, daß ich nicht bin wie jene, Hannoveraner, Oldenburger oder gar Franzosen, sondern Bremer Borger tügen bären Bremer Kind!

¹⁾ Die oberen Götter.

²⁾ Aber ich kann mir nicht helfen.



Der Gesichtsausdruck der hiesigen alten Weiber aller Stände ist wahrhaft ekelhaft. Besonders die rechte mit der Stumpfnase ist echt Bremisch.

Die Rede vom Bischof Eylert am Ordensfeste hat ein wesentliches Verdienst; jetzt weiß man, was vom König zu halten ist, und sein Meineid ist offiziell. Derselbe König, der anno 1815, als er die Angst kriegte, seinen Untertanen in einer Kabinettsordre versprach, wenn sie ihn aus der Schwulität rissen, sollten sie eine Konstitution haben, derselbe lumpige, hundsföttische, gottverfluchte König läßt

jetzt durch Eylert verkündigen, daß niemand eine Konstitution von ihm bekommen werde, denn „Alle für Einen und Einer für Alle sei Preußens Regierungsprinzip“ und

„Niemand flicke einen alten Lappen auf ein neues Kleid“. Weißt Du, warum Rottecks vierter Band in Preußen verboten ist? Weil darin steht, daß unsre majestätische Rotznase von Berlin 1814 die spanische Konstitution von 1812 anerkannt hat und doch 1823 die Franzosen nach Spanien geschickt hat, um diese Konstitution zu vernichten und den Spaniern die edle Gabe der Inquisition und Tortur wiederzubringen. 1826 ist zu Valencia Ripole von Inquisitionswegen verbrannt worden, und dessen Blut und das Blut von dreiundzwanzigtausend edlen Spaniern, die wegen liberaler und ketzerischer Ansichten im Gefängnis verschmachtet sind, hat Friedrich Wilhelm III. „„„,der Gerechte“““ von Preußen auf seinem Gewissen. Ich hasse ihn, und außer ihm hasse ich vielleicht nur noch zwei oder drei, ich hasse ihn bis in den Tod; und müßte ich ihn nicht so sehr verachten, diesen Sch . . . kerl, so haßte ich ihn noch mehr. Napoleon war ein Engel gegen ihn, der König von Hannover ist ein Gott, wenn unser König ein Mensch ist. Es gibt keine Zeit, die reicher ist an königlichen Verbrechen als die von 1816 bis 1830; fast jeder Fürst, der damals regierte, hatte die Todesstrafe verdient. Der fromme Karl X., der tückische Ferdinand VII. von Spanien, Franz von Österreich, diese Maschine, die zu nichts gut war, als Todesurteile zu unterschreiben und von Carbonari zu träumen, Dom Miguel, der ein größeres Luder ist als sämtliche Helden der französischen Revolution zusammengenommen, und den doch Preußen, Rußland und Österreich mit Freuden anerkannten, als er im Blute der besten Portugiesen sich badete, und der Vatermörder Alexander von Rußland, sowie sein würdiger Bruder Nikolaus, über deren scheußliche

Taten noch ein Wort zu verlieren überflüssig wäre — o, ich könnte Dir ergötzliche Geschichten erzählen, wie lieb die Fürsten ihre Untertanen haben — ich erwarte bloß von dem Fürsten etwas Gutes, dem die Ohrfeigen seines Volks um den Kopf schwirren und dessen Palastfenster von den Steinwürfen der Revolution zerschmettert werden. Leb wohl.

Dein

Friedrich Engels.

Die Deutschen Volksbücher.

Ist es nicht ein großes Lob für ein Buch, wenn es ein Volksbuch, ein deutsches Volksbuch ist? Aber darum dürfen wir auch Großes von einem solchen Buche verlangen, darum muß es allen vernünftigen Ansprüchen genügen, und von jeder Seite in seinem Werte unangreifbar sein. Das Volksbuch hat den Beruf, den Landmann, wenn er abends müde von seinem harten Tagewerk zurückkehrt, zu erheitern, zu beleben, zu ergötzen, ihn seiner Mühen vergessen zu machen, sein steinigtes Feld in einen duftigen Rosengarten umzuwandeln; es hat den Beruf, dem Handwerker seine Werkstatt, dem geplagten Lehrjungen seine elende Dachkammer in eine Welt der Poesie, in einen goldenen Palast umzuzaubern und ihm sein handfestes Liebchen in Gestalt einer wunderschönen Prinzessin vorzuführen; aber es hat auch den Beruf, neben der Bibel ihm sein sittliches Gefühl klarer zu machen, ihm seine Kraft, sein Recht, seine Freiheit zum Bewußtsein zu bringen, seinen Mut, seine Vaterlandsliebe zu wecken.

Sind also im allgemeinen die Anforderungen, die man, ohne ungerecht zu sein, an ein Volksbuch machen darf, reicher, poetischer Inhalt, derber Witz, sittliche Reinheit, und für das deutsche Volksbuch kräftiger, biederer deutscher Geist, Eigenschaften, die zu jeder Zeit sich gleich bleiben, so sind wir daneben auch berechtigt, zu verlangen, daß das Volksbuch seiner Zeit entspreche oder aufhöre, Volksbuch zu sein. Sehen wir insbesondere die Gegenwart an, das Ringen nach Freiheit, das alle ihre Erscheinungen hervorruft, den sich entwickelnden Konstitutionalismus, das Sträuben gegen den Druck der Aristokratie, den Kampf des Gedankens mit dem Pietismus, der Heiterkeit mit den Resten düsterer Askese, so sehe ich nicht ein, inwiefern es Unrecht wäre, zu verlangen, das Volksbuch solle hier dem Ungebildeteren zur Hand gehen, ihm, wenn auch natürlich nicht in unmittelbarer Deduktion, die Wahrheit und Vernünftigkeit dieser Richtungen zeigen — aber auf keinen Fall die

Duckmäuserei, das Kriechen vor dem Adel, den Pietismus befördern. Von selbst versteht es sich aber, daß Gebräuche früherer Zeiten, deren Ausübung jetzt Unsinn oder Unrecht wäre, dem Volksbuche fremd bleiben müssen.

Nach diesen Grundsätzen dürfen und müssen wir auch diejenigen Bücher beurteilen, die jetzt wirklich deutsche Volksbücher sind und gewöhnlich unter diesem Namen zusammengefaßt werden. Sie sind teils Erzeugnisse der mittelalterlichen deutschen oder romanischen Poesie, teils des Volksaberglaubens. Früher von den höheren Ständen verachtet und verspottet, wurden sie von den Romantikern bekanntlich hervorgesucht, bearbeitet, ja gefeiert. Aber die Romantik sah nur auf den poetischen Gehalt, und wie unfähig sie war, ihre Bedeutung als Volksbücher zu fassen, zeigt Görres in seinem Werk darüber. Daß Görres überhaupt seine Urteile alle dichtet, hat er ja noch in der neuesten Zeit gezeigt. Doch beruht auf seinem Buche noch immer die gewöhnliche Ansicht über diese Bücher, und Marbach beruft sich noch darauf bei der Ankündigung seiner Ausgabe. In der dreifachen neuen Bearbeitung dieser Bücher — durch Marbach in Prosa, durch Simrock eine prosaische und eine poetische — von denen zwei wieder für das Volk bestimmt sind, war die Aufforderung gegeben, die Gegenstände dieser Bearbeitungen nochmals genau in ihrem volkstümlichen Werte zu prüfen.

Das Urteil über den poetischen Wert dieser Bücher muß jedem Einzelnen überlassen bleiben, so lange die Poesie des Mittelalters überhaupt so sehr verschieden beurteilt wird; daß sie aber wirklich echt poetisch sind, wird wohl keiner leugnen. Mögen sie also auch als Volksbücher sich nicht legitimieren können, der poetische Gehalt soll ihnen ungeschmälert bleiben, ja, nach Schillers Worten:

Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn,

möchte vielleicht mancher Dichter einen Beweggrund mehr finden, das, was sich als unhaltbar für's Volk erweist, der Poesie durch Bearbeitung zu retten. — Zwischen denen dieser Erzählungen, die deutschen, und denen, die romanischen Ursprungs sind, findet sich ein sehr bezeichnender Unterschied; die deutschen, echte Volkssagen, stellen den Mann handelnd in den Vordergrund; die romanischen heben das Weib entweder geradezu duldend (Genovefa) oder liebend, also auch passiv gegen die Leidenschaft, hervor. Nur zwei sind ausgenommen: die Haimonskinder und Fortunat, beide romanisch, aber auch Volkssagen, während Oktavian, Melusine etc. Produkte der Hofpoesie und erst später durch die prosaische Bearbeitung ins Volk übergegangen sind. — Von den komi-

schen ist auch nur eins nicht gerade deutschen Ursprungs, Salomon und Morolf, während Eulenspiegel, die Schildbürger usw. uns nicht streitig gemacht werden können.

Fassen wir die Gesamtheit dieser Bücher ins Auge, und beurteilen wir sie nach den im Anfange ausgesprochenen Grundsätzen, so ist es klar, daß sie nur nach einer Seite hin diesen Ansprüchen genügen; sie haben Poesie und Witz in reichem Maße und in einer auch dem Ungebildetsten im allgemeinen ganz verständlichen Form, nach der andern Seite hin aber genügt die Gesamtheit gar nicht, einzelne sprechen gerade das Gegenteil aus, andere genügen nur teilweise. Die besonderen Zwecke, die die Gegenwart von ihnen verlangen dürfte, gehen ihnen als Produkten des Mittelalters natürlich ganz ab. Trotz der äußeren Reichhaltigkeit dieses Literaturzweiges und trotz Tiecks und Görres' Deklamationen lassen sie also noch sehr viel zu wünschen übrig; ob diese Lücke aber jemals auszufüllen sein wird, ist eine andere Frage, die ich mir nicht zu beantworten getraue.

Um nun zu dem einzelnen überzugehen, so ist ohne Zweifel das wichtigste die Geschichte vom gehörnten Siegfried. Das Buch laß ich mir gefallen, das ist eine Erzählung, die wenig zu wünschen übrig läßt, da ist die üppigste Poesie, bald mit der größten Naivität, bald mit dem schönsten humoristischen Pathos vorge tragen; da ist sprudelnder Witz — wer kennt nicht die kostbare Episode vom Kampf der beiden Memmen? Da ist Charakter, ein kecker, jugendlich-frischer Sinn, an dem sich jeder wandernde Handwerksbursche ein Exempel abnehmen kann, wenn er auch nicht mehr mit Drachen und Riesen zu kämpfen hat. Und werden nur die Druckfehler verbessert, an denen besonders die mir vorliegende (Kölner) Ausgabe überaus reich ist, und die Interpunktion richtig gesetzt, so verschwinden Schwabs und Marbachs Überarbeitungen gegen diesen echten Volksstil. Das Volk hat sich aber auch dankbar dagegen bewiesen; keines dieser Bücher ist mir so häufig vorgekommen wie dieses.

Herzog Heinrich der Löwe. — Von diesem Buch habe ich mir leider kein altes Exemplar verschaffen können, die neuere, in Einbeck gedruckte Ausgabe scheint ganz an die Stelle der alten getreten zu sein. Voran steht eine Genealogie des braunschweigischen Hauses, die bis zum Jahre 1735 geht, dann folgt die Biographie des Herzogs Heinrich nach der Geschichte und darauf die Volkssage. Noch sind beigefügt eine Erzählung, die von Gottfried von Bouillon dasselbe erzählt, wie die Volkssage von Heinrich dem Löwen, die Geschichte vom Sklaven Andronicus, welche einem palästinischen Abt Gerasimi zugeschrieben und am Schluß bedeutend verändert

wird und ein Gedicht aus der neueren romantischen Schule, dessen Verfasser mir nicht einfällt, in dem die Sage vom Löwen noch einmal erzählt wird. So verschwindet die Sage, auf der doch das Volksbuch beruht, gänzlich unter den Anhängseln, mit denen es die Freigebigkeit des weisen Herausgebers ausstattete. Die Sage selbst ist sehr schön, aber das übrige kann nicht interessieren, was geht den Schwaben die braunschweigische Geschichte an? Und was soll die moderne wortreiche Romanze hinter dem einfachen Stil des Volksbuches? Doch auch der ist fort; der geniale Bearbeiter, der mir ein Pfarrer oder Schulmeister aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts zu sein scheint, schreibt folgendermaßen: „So war das Ziel der Reise erreicht, das heilige Land lag vor Augen, der Boden wurde betreten, an den sich die bedeutendsten Erinnerungen der religiösen Geschichte knüpfen. Die fromme Einfalt, die hieher verlangensvoll geschaut hatte, ging hier über in inbrünstige Andacht, fand hier volle Befriedigung und ward die lebhafteste Freude in dem Herrn.“ — Man stelle die Sage in ihrer alten Sprache wieder her, füge, um ein Buch voll zu machen, andere echte Volkssagen hinzu und sende sie so unters Volk, so wird sie den poetischen Sinn wach halten; aber in dieser Gestalt ist sie es nicht wert, unter dem Volk zu zirkulieren.

Herzog Ernst. — Der Verfasser dieses Buches ist kein besonderer Poet gewesen, indem er alle poetischen Momente im orientalischen Märchen vorfand. Doch ist das Buch gut geschrieben und sehr unterhaltend für das Volk; das ist aber auch alles. An die Wirklichkeit der darin vorkommenden Phantasiegestalten wird doch kein Mensch mehr glauben, man mag es darum unverändert in den Händen des Volkes lassen.

Ich komme jetzt zu zwei Sagen, die das deutsche Volk schuf und ausbildete, zu dem Tiefsten, was die Volkspoesie aller Völker aufweisen kann. Ich meine die Sage von Faust und vom ewigen Juden. Sie sind unerschöpflich, jede Zeit kann sie sich aneignen, ohne sie in ihrem Wesen umzumodeln; und wenn auch die Bearbeitungen der Faustusage nach Goethe zu den Iliaden post Homerum gehören mögen, so decken sie uns doch immer neue Seiten daran auf — von der Wichtigkeit der Ahasversage für die neuere Poesie gar nicht zu reden. Aber wie enthalten die Volksbücher diese Sagen! Nicht als Produkte der freien Phantasie, nein, als Kinder eines sklavischen Aberglaubens sind sie aufgefaßt; das Buch vom ewigen Juden verlangt sogar einen religiösen Glauben an seinen Inhalt, den es mit der Bibel und vielen abgeschmackten Legenden zu rechtfertigen sucht; von der Sage enthält es nur das alleräußerlichste, aber eine sehr lange und langweilige christliche Vermahnung über

den Juden Ahasverus. Die Faustsage ist zu einer gemeinen Hexereigeschichte herabgesunken, mit ordinären Zauberanekdoten verziert, sogar die wenige Poesie, die sich in der Volkskomödie erhalten hat, ist fast ganz verschwunden. Nicht nur aber sind diese beiden Bücher unfähig, einen poetischen Genuß zu bieten, sie müssen in der gegenwärtigen Gestalt den alten Aberglauben wieder befestigen und erneuern; oder was soll man anders von solchen Teufeleien erwarten? Das Bewußtsein der Sage und ihres Inhalts scheint auch im Volke ganz zu verschwinden; Faust gilt für einen ganz gewöhnlichen Hexenmeister und Ahasver für den größten Bösewicht außer Judas Ischariot. Aber sollte es nicht möglich sein, diese beiden Sagen dem deutschen Volke zu retten, sie in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder herzustellen und ihr Wesen so klar auszudrücken, daß auch dem Ungebildeteren der tiefe Sinn nicht ganz unverständlich ist? Marbach und Simrock sind noch nicht zur Bearbeitung dieser Sagen gekommen; möchten sie bei diesen eine weise Kritik vortragen lassen!

Eine andere Reihe der Volksbücher liegt vor uns, es sind die scherzhaften, Eulenspiegel, Salomon und Morolf, der Pfaff vom Kalenberge, die sieben Schwaben, die Schildbürger. Das ist eine Reihe, wie sie wenige Völker aufzuweisen haben. Dieser Witz, diese Natürlichkeit der Anlage wie der Ausführung, der gutmütige Humor, welcher den beißenden Spott überall begleitet, damit er nicht zu arg werde, diese frappante Komik der Situation könnte wahrlich einen großen Teil unserer Literatur beschämen. Welcher Autor der Gegenwart hätte Erfindungsgabe genug, ein Buch wie die Schildbürger schaffen zu können? Wie prosaisch steht Mundts Humor da, vergleicht man ihn mit dem der sieben Schwaben! Freilich gehörte eine ruhigere Zeit dazu, dergleichen zu produzieren, als die unsrige, die, einem ruhelosen Geschäftsmanne gleichend, stets die wichtigen Fragen im Munde führt, die sie zu beantworten habe, ehe sie an anderes denken könne. — Was die Form dieser Bücher betrifft, so möchte, außer Entfernung eines oder des andern mißratenen Witzes und Reinigung des entstellten Stils, wenig an ihnen zu ändern sein. Von Eulenspiegel sind mehrere mit preußischem Zensurstempel versehene Ausgaben weniger vollständig; gleich im Anfang fehlt ein derber Witz, der bei Marbach in einem sehr guten Holzschnitt dargestellt ist.

Einen schorffen Gegensatz hierzu bilden die Geschichten von Genovefa, Griseldis und Hirlanda, drei Bücher romanischen Ursprungs, die alle ein Weib zur Heldin haben, und zwar ein leidendes Weib; sie bezeichnen das Verhältnis des Mittelalters zur Religion, und das auf sehr poetische Weise — nur sind Genovefa und

Hirlanda zu sehr über einen Leisten gehauen Aber, um Gotteswillen, was soll das deutsche Volk heutzutage damit? Man kann sich zwar unter Griseldis das deutsche Volk sehr schön vorstellen und unter Markgrafen Walther die Fürsten — aber da müßte denn die Komödie doch ganz anders schließen als es in dem Volksbuch geschieht, man würde sich die Vergleichung beiderseits verbitten und würde hie und da gutes Recht dazu haben. Soll die Griseldis noch Volksbuch bleiben, so kommt sie mir vor wie eine Petition an die hohe deutsche Bundesversammlung um Emanzipation der Frauen. Man weiß aber hie und da, wie vor vier Jahren dergleichen romanhafte Petitionen aufgenommen wurden, weshalb ich mich sehr wundere, daß Marbach nicht nachträglich zum jungen Deutschland gerechnet worden. Das Volk hat lange genug Griseldis und Genovefa vorgestellt, es spiele jetzt auch einmal den Siegfried und Reinald; aber der rechte Weg, es dahin zu bringen, ist doch wohl nicht das Anpreisen jener alten Demütigungshistorien?

Das Buch vom Kaiser Octavianus gehört seiner ersten Hälfte nach dieser Klasse an, während es durch die zweite Hälfte es sich an die eigentlichen Liebesgeschichten anschließt. Die Geschichte von der Helena ist nur eine Nachahmung des Oktavian, oder beide sind vielleicht verschiedene Auffassungen derselben Sage. Die zweite des Oktavian ist ein vortreffliches Volksbuch und allein dem Siegfried zur Seite zu stellen; die Charakteristik des Florens, sowie seines Pflegevaters Clemens und des Claudius ist ausgezeichnet, und Tieck hatte es hier sehr leicht; aber zieht sich nicht überall der Gedanke hindurch, daß adliges Blut besser sei als Bürgerblut? Und wie oft finden wir nicht diesen Gedanken noch im Volke selbst? Wenn dieser Gedanke nicht aus dem Oktavian verbannt werden kann — und das halte ich für unmöglich — wenn ich bedenke, daß er zuerst entfernt werden muß, wo konstitutionelles Leben erstehen soll, so mag das Buch so poetisch sein, wie es will, censeo Carthaginem esse delendam.

Den genannten tränenreichen Leidens- und Duldergeschichten stehen drei andere gegenüber, die die Liebe feiern. Es sind: Magelone, Melusina und Tristan. Magelone sagt mir als Volksbuch am meisten zu; Melusina ist wieder voll von absurden Monstrositäten und fabelhaften Übertreibungen, so daß man beinahe eine Donquixotiade darin sehen möchte und ich wieder fragen muß: was soll das dem deutschen Volke? Und nun gar die Geschichte von Tristan und Isolde — ihren poetischen Wert will ich nicht antasten, weil ich die herrliche Bearbeitung Gottfrieds von Straßburg liebe, wenn auch hie und da Mängel in der Erzählung zu finden sein möchten, — aber es gibt kein Buch, das weniger dem Volke

in die Hände gegeben werden dürfte als gerade dieses. Zwar liegt hier eine moderne Frage wieder sehr nahe, die Emanzipation der Frauen; ein geschickter Dichter würde bei einer Bearbeitung des Tristan jetzt diese Frage gar nicht mehr von seiner Arbeit ausschließen können, ohne darum in eine gesuchte und langweilige Tendenzpoesie zu verfallen. Aber im Volksbuch, wo von dieser Frage keine Rede ist, kommt die ganze Erzählung auf eine Entschuldigung des Ehebruchs heraus — und das in den Händen des Volkes zu lassen, ist doch sehr bedenklich. Indes verschwindet das Buch fast ganz und sehr selten bekommt man ein Exemplar davon zu Gesicht.

Die Haimonskinder und Fortunat, wo wir wieder den Mann im Mittelpunkt der Handlung sehen, sind einmal wieder ein paar rechte Volksbücher. Hier der heiterste Humor, mit dem der Sohn Fortunas alle seine Abenteuer durchficht — dort der kecke Trotz, die ungebändigte Oppositionslust, die der absoluten, tyrannischen Gewalt Karls des Großen jugendkräftig entgegentritt und sich nicht scheut, erlittene Beleidigungen mit eigener Hand, auch vor dem Auge des Fürsten, zu rächen. Solch ein jugendlicher Geist muß in den Volksbüchern herrschen, der läßt viele Mängel übersehen. Aber wo ist der in Griseldis und ihren Verwandten zu finden?

Zuletzt kommt das Beste, der geniale hundertjährige Kalender, das superkluge Traumbuch, das nie fehlende Glücksrad und ähnliche unsinnige Kinder des leidigen Aberglaubens. Mit welchen elenden Sophismen Görres dieses Zeug entschuldigt hat, weiß ein jeder, der sein Buch nur einmal angesehen hat. Alle diese traurigen Bücher hat die preußische Zensur mit ihrem Stempel beehrt. Freilich sind sie weder revolutionär wie Börnes Briefe noch unsittlich, wie man von der Wally behauptet. Man sieht, wie falsch die Anschuldigungen sind, als sei die preußische Zensur ausnehmend scharf. Ich brauche wohl kein Wort mehr darüber zu verlieren, ob solches Zeug ferner unter dem Volke bleiben solle.

Von den übrigen Volksbüchern ist nichts zu sagen; die Geschichten von Pontus, Fierabras usw. haben sich längst verloren und verdienen also diesen Namen nicht mehr. Aber ich glaube schon in diesen wenigen Andeutungen gezeigt zu haben, wie ungenügend diese Literatur erscheint, wenn man sie im Interesse des Volkes, nicht im Interesse der Poesie beurteilt. Was ihr nottut, sind Bearbeitungen einer strengen Auswahl, die vom alten Ausdruck nicht ohne Not abgehen und gut ausgestattet unter das Volk gebracht werden. Mit Gewalt die auszurotten, die vor der Kritik nicht bestehen können, dürfte weder leicht möglich noch rätlich sein; nur dem wirklich Abergläubischen darf der Zensurstempel versagt

werden. Die übrigen verlieren sich von selbst; Griseldis findet sich selten, Tristan fast gar nicht. In manchen Gegenden ist es nicht möglich, auch nur ein einziges Exemplar aufzutreiben, z. B. im Wuppertal; in andern, wie in Cöln, Bremen usw. hat fast jeder Krämer Exemplare an den Fenstern für die hereinkommenden Bauern aufgehängt.

Aber eine vernünftige Bearbeitung ist das deutsche Volk, sind die besseren dieser Bücher doch wohl wert? Es ist freilich nicht jedermanns Sache, eine solche Bearbeitung auszuführen; ich kenne nur zwei, die kritischen Scharfsinn und Geschmack gerug bei der Auswahl, Gewandtheit im altertümlichen Stil bei der Ausführung besitzen, das sind die Brüder Grimm; ob sie aber auch Lust und Muße zu dieser Arbeit haben würden? Die Marbachsche Bearbeitung paßt gar nicht für das Volk. Was ist da zu hoffen, wenn er gleich mit Griseldis anfängt? Nicht nur fehlt ihm alle Kritik, auch hat er sich zu Auslassungen hinreißen lassen, die gar nicht not-taten; dazu hat er den Stil recht matt und farblos gemacht — man vergleiche das Volksbuch vom gehörnten Siegfried und jedes andere mit der Bearbeitung. Da ist nichts als auseinandergerissene Sätze, Wortversetzungen, zu denen keine Veranlassung war, als Herrn Marbachs Sucht, in Ermangelung anderweitiger Selbständigkeit hier selbständig zu scheinen. Oder was trieb ihn sonst dazu, die schönsten Stellen aus dem Volksbuch zu verändern und mit seiner unnötigen Interpunktion zu versehen? Wer das Volksbuch nicht kennt, für den sind die Marbachschen Erzählungen ganz gut, aber sobald man beide vergleicht, sieht man, daß Marbachs ganzes Verdienst die Verbesserung der Druckfehler ist. Seine Holzschnitte sind von ganz verschiedenem Wert. — Die Simrocksche Bearbeitung ist noch nicht weit genug gediehen, um ein Urteil darüber fällen zu können; doch traue ich Simrock weit mehr zu als seinem Nebenbuhler. Seine Holzschnitte sind auch durchgängig besser als die Marbachs.

Sie haben für mich einen außerordentlichen, poetischen Reiz, diese alten Volksbücher mit ihrem altertümlichen Ton, mit ihren Druckfehlern und schlechten Holzschnitten. Sie versetzen mich aus unsern geschraubten, modernen „Zuständen, Wirren und feinen Bezügen“ in eine Welt, die der Natur weit näher liegt. Aber davon darf hier keine Rede sein. Tieck freilich hatte in diesem poetischen Reiz sein Hauptargument — aber was gilt Tiecks, Görres' und aller andern Romantiker Autorität, wenn die Vernunft dawider spricht, und wenn es sich um das deutsche Volk handelt?

Karl Beck.

Ein Sultan bin ich, wild und sturmbewegt,
 Mein Heer des Lieds gepanzerte Gestalten;
 Um meine Stirne hat der Gram gelegt
 Den Turban in geheimnisreiche Falten —

Mit diesen schwülstigen Worten trat Herr Beck, Einlaß begehrend, an die Reihen der deutschen Dichter; im Auge das stolze Bewußtsein seines Berufs, um den Mund einen weltschmerzlichen, modernen Zug. So streckte er die Hand nach dem Lorbeer aus. Zwei Jahre sind seitdem vergangen; bedeckt der Lorbeer versöhnend die „geheimnisvollen Falten“ seiner Stirn?

Es lag in seiner ersten Gedichtsammlung eine große Kühnheit. „Gepanzerte Lieder“, und eine „neue Bibel“, ein „junges Palästina“, — der zwanzigjährige Dichter sprang aus Prima gleich in den Himmel! Das war ein Feuer, wie es lange nicht loderte, ein Feuer, das stark rauchte, weil es von allzu grünem frischem Holze kam.

Die junge Literatur entwickelte sich so rasch und glänzend, daß ihre Gegner einsahen, wie man durch hochmütiges Desavouieren oder Aburteilen mehr verlieren als gewinnen müsse. Es war hohe Zeit, sie genauer zu betrachten und ihre wirklichen Schwächen anzugreifen. Damit war denn die junge Literatur freilich als ebenbürtig anerkannt. Und man fand dieser schwachen Seiten — ob wirkliche oder scheinbare, geht uns hier nichts an — bald eine ziemliche Anzahl; am lautesten aber wurde behauptet, das gewesene junge Deutschland wolle die Lyrik stürzen. Freilich, Heine kämpfte gegen die Schwaben; Wienbarg machte bittere Bemerkungen über die alltägliche Lyrik und ihr ewiges Einerlei, Mundt verwarf alle Lyrik als unzeitgemäß und prophezeite einen Literaturmessias der Prosa; das war zu arg. Wir Deutschen sind von jeher stolz gewesen auf unsere Lieder; rühmte sich der Franzose seiner selbsterkämpften Charte und spottete er unserer Zensur, so zeigten wir stolz auf die Philosophie von Kant bis Hegel und auf die Liederreihe vom Ludwigslied bis auf Nikolaus Lenau. Und dieser lyrische Schatz sollte uns nun verkümmert werden? Siehe, da kommt die Lyrik der „jungen Literatur“ mit Franz Dingelstedt, Ernst von der Haide, Theodor Creizenach und Karl Beck.

Kurz vor Freiligraths Gedichten erschienen Becks „Nächte“. Es ist bekannt, welches Aufsehen beide Gedichtsammlungen erregten. Zwei junge Lyriker standen auf, denen damals von den Jüngeren keiner an die Seite zu setzen war. Das Verhältnis Becks und Freiligraths zu einander wurde in der Eleganten Zeitung von

zweite Gesang sie aufwiesen; man hatte nicht geglaubt, daß Schiller und Goethe, die unserer pedantischen Ästhetik in die Krallen geraten waren, zu einer so poetischen Zusammenstellung Stoff bieten könnten, wie sie im dritten Gesange gegeben wurde; daß Becks dichterische Reflexion so ruhig und beinahe philiströs über der Wartburg schweben würde, wie sie es nun wirklich tat.

Mit dem fahrenden Poeten war Beck förmlich in die Literatur eingetreten. Beck kündigte stille Lieder an, und die Journale berichteten, daß er ein Trauerspiel: Verlorene Seelen, ausarbeite.

Ein Jahr verging. Außer einzelnen Gedichten ließ Beck nichts von sich hören. Die stillen Lieder blieben aus und von den verlorenen Seelen war nichts Gewisses zu erfahren. Endlich brachte die Elegante novellistische Skizzen von ihm. Ein Versuch in Prosa von einem solchen Autor konnte jedenfalls Beachtung verlangen. Ich bezweifle indes, daß dieser Versuch selbst irgend einen Freund der Beck'schen Muse befriedigt hat. An einigen Bildern war der frühere zu erkennen; der Stil konnte bei sorgsamer Pflege sich recht nett herausbilden, das ist aber auch alles Gute, was von dieser kleinen Erzählung zu sagen ist. Weder tiefe Gedanken noch poetischer Schwung erheben sie über die Sphäre der gemeinen Unterhaltungsliteratur; die Erfindung ziemlich alltäglich und sogar ungeschön, die Ausführung gewöhnlich.

In einem Konzerte sagte mir ein Freund, daß Becks stille Lieder angekommen seien. Eben erklang das Adagio einer Beethovenschen Symphonie. So, dacht' ich, werden diese Lieder sein; aber ich hatte mich getäuscht, es war wenig Beethoven und viel Bellinisches Lamentieren darin. Als ich das kleine Heft zur Hand nahm, erschrak ich. Gleich das erste Lied so unendlich trivial, in einer so wohlfeilen Manier, nur durch gesuchte Redeweisen quasi-originell!

An die „Nächte“ erinnert nur in diesen Liedern noch die enorme Träumerei. Daß in den Nächten viel geträumt wurde, war zu entschuldigen; dem fahrenden Poeten sah man's nach, aber jetzt kommt Herr Beck aus dem Schlafen gar nicht heraus. Schon Seite 3 wird geträumt; S. 4, S. 8, S. 9, S. 15, S. 16, S. 23, S. 31, S. 33, S. 34, S. 35, S. 40 usw. überall Träume. Dazu kommt eine ganze Reihe Traumbilder. Es wäre lächerlich, wenn es nicht gar zu traurig wäre. Die Hoffnung auf Originalität mußte bis auf einige neue Versmaße verschwinden; dafür müssen uns denn Heinesche Anklänge entschädigen und eine grenzenlos kindische Naivität, die durch fast alle Lieder sich höchst widerwärtig hindurchzieht. Besonders leidet die erste Abteilung: „Lieder der Liebe, Ihr Tagebuch“ daran. Von einer lodernen Flamme, von einem edeln kräftigen Geist, wie Beck sein will, hätte ich solch einen matten, wider-

Kühne in seiner, von den Charakteren her bekannten Manier besprochen. Ich möchte auf diese Kritik die Worte Wienbargs über G. Pfizer anwenden.

Die Nächte sind ein Chaos. Alles liegt bunt und regellos durcheinander. Bilder, oft kühn, wie seltsame Felsformationen; Keime eines künftigen Lebens, übergossen aber von einem Phrasenmeer; hier und da beginnt schon eine Blume zu sprossen, eine feste Insel sich anzusetzen, eine Kristallschicht sich zu bilden. Aber noch ist alles Verwirrung und Unordnung. Nicht auf Börne, auf Beck selbst passen die Worte:

Wie sich die Bilder wüst und blitzend treiben
Durch mein gewitterschwüles, zürnend Haupt!

Das Bild, welches uns Beck in seinem ersten Versuch von Börne gibt, ist entsetzlich schief und unwahr; Kühne's Einfluß ist dabei nicht zu verkennen. Abgesehen davon, daß Börne nun und nimmermehr in solchen Phrasen gesprochen hätte, kannte er auch den ganzen verzweifelnden Weltschmerz nicht, den ihm Beck zuschreibt. Ist das der klare Börne, der feste, unerschütterliche Charakter, dessen Liebe wärmte, aber nicht verbrannte, am wenigsten ihn selbst? Nein, das ist Börne nicht, das ist nur ein unbestimmtes Ideal des modernen Dichters, aus Heinescher Koketterie und Mundtschen Floskeln zusammengesetzt, ein Ideal, vor dessen Realisierung uns Gott bewahren möge. In Börnes Haupt haben sich nie die Bilder wüst und blitzend herumgetrieben, seine Locken haben sich nicht fluchend gen Himmel gebäumt; in seinem Herzen scholl es nie Mitternacht, sondern immer Morgenstunde, sein Himmel war nicht blutig rot, sondern immer blau. Börne war glücklicherweise nicht so gräßlich verzweiflungsvoll, daß er die „achtzehnte Nacht“ hätte schreiben können. Schwatzte Beck nicht so viel vom Rot des Lebens, mit dem sein Börne schreibt, so würd' ich glauben, er hätte den Franzosenfresser nicht gelesen. Beck mag die allerwehmütigste Stelle des Franzosenfressers nehmen, und sie ist lichter Tag gegen seine affektierte Sturmnachtverzweiflung. Ist denn Börne an sich nicht poetisch genug, muß er erst mit diesem neumodischen Weltschmerze gepfeffert werden? Neumodisch sage ich — denn daß dergleichen zur echten modernen Poesie gehört, kann ich nie glauben. Das ist ja eben die Größe Börnes, daß er erhaben war über die jämmerlichen Floskeln und Koteriestichwörter unserer Tage.

Noch ehe sich ein fertiges Urteil über die „Nächte“ bilden konnte, trat Beck schon mit einer neuen Reihe Dichtungen hervor. Der fahrende Poet zeigte ihn uns von anderer Seite. Der Sturm hatte ausgeweht, das Chaos begann sich zu ordnen. Man hatte keine so vortrefflichen Schilderungen erwartet, wie der erste und

wärtigen Brei nicht erwartet. Nur zwei oder drei Lieder sind erträglich. „Sein Tagebuch“ ist etwas besser; da ist denn doch hier und da ein wirkliches Lied, das uns für die vielen Unsinnigkeiten und Faseleien entschädigen kann. Die größte dieser Faseleien seines Tagebuches ist „Eine Träne“. Man weiß, was Beck früher schon in der Tränenpoesie leistete. Da ließ er „das Leid, den rohen, blutigen Korsaren im stillen Meer der Träne kreuzen“, und „den Gram, den stummen, kalten Fisch“, darin plätschern, jetzt gesellt sich noch mehr dazu:

Träne, nicht vergebens
 Bist du voll und groß,
 Schwimmt doch meines Lebens
 Glück in deinem Schoß. (!)
 Es schwimmen in dir so viel, so viel,
 Mein Lieben und mein Saitenspiel.
 Träne, nicht vergebens
 Bist du voll und groß!

Wie albern ist das! Die Traumbilder enthalten noch das bessere des ganzen Heftes, und einzelne Lieder darunter sind wenigstens herzlich. Besonders: Schlaf' wohl! das, nach der Zeit des ersten Abdrucks in der Eleganten zu schließen, unter die früheren dieser Lieder gehören muß. Das Schlußgedicht ist eins der besseren, nur etwas phrasenhaft, und zum Schluß ist wieder die „Träne des Weltgeistes starker Schild“.

Den Schluß machen Versuche in der Ballade. Der Zigeunerkönig, dessen Anfang stark nach Freiligraths Schilderungen schmeckt, ist matt gegen die lebendigen Gemälde des Zigeunerlebens bei Lenau, und der Phrasenschwall, der uns zwingen soll, das Gedicht frisch und kräftig zu finden, macht es nur noch widerwärtiger. Dagegen ist „Das Röslein“ ein hübsch wiedergegebener Moment. Das Ungarische Wachthaus gehört in die Kategorie des Zigeunerkönigs; die letzte Ballade dieses Zyklus ist ein Exempel, wie ein Gedicht fließende und volltönende Verse und schöne Floskeln haben kann, ohne doch einen besonderen Eindruck zu hinterlassen. Der frühere Beck hätte mit drei treffenden Bildern den finstern Räuber Janossyk anschaulicher hingestellt. Dieser muß denn doch noch zu guter Letzt auf der vorletzten Seite träumen, und so schließt das Heft, aber nicht das Gedicht, dessen Fortsetzung im zweiten Bändchen versprochen wird. Was soll das heißen? Sollen Dichtungen wie Journale schließen mit „Fortsetzung folgt“?

Die Verlorenen Seelen hat der Verfasser, nachdem sie als Drama von der Regie mehrerer Theater für unaufführbar erklärt worden, wie man hört, vernichtet; ein anderes Trauerspiel: „Saul“, scheint

er jetzt auszuarbeiten, wenigstens hat die Elegante nur den ersten Akt und die Theater-Chronik einen großen Prospektus davon gegeben. Dieser Akt ist schon in diesen Blättern besprochen worden¹⁾. Ich kann das darin Gesagte leider nur bestätigen. Beck, dessen regellose, tastende Phantastik ihn unfähig macht zu plastischer Charakterdarstellung und allen seinen Personen dieselben Phrasen unterlegt, Beck, der in seiner Auffassung Börnes zeigt, wie wenig er einen Charakter verstehen kann, geschweige schaffen, konnte auf keinen unglücklicheren Gedanken kommen, als ein Trauerspiel zu schreiben. Beck mußte die Exposition unwillkürlich von einem eben erschienenen Vorbilde entlehnen, mußte seinen David und Merob im weinerlichen Ton „Ihres Tagebuchs“ sprechen lassen, er mußte die Stimmungsübergänge im Gemüte Sauls mit der Plumpheit einer Jahrmarktskomödie wiedergeben. Wenn man Moab sprechen hört, so erkennt man erst die Bedeutung, die bei seinem Vorbilde Abner hat; dieser Moab, dieser rohe, blutige Molochjünger, der dem Tier näher steht als dem Menschen, sollte Sauls „böser Geist“ sein? Ein Naturmensch ist noch keine Bestie, und Saul, der gegen die Priester opponiert, findet darum doch noch keinen Gefallen an Menschenopfern. Dazu der Dialog über alle Maßen ledern, die Sprache matt, und nur einige erträgliche Bilder, die aber noch keinen Akt eines Trauerspiels stützen können, erinnern an Erwartungen, die Herr Beck nicht mehr erfüllen zu können scheint.

Retrograde Zeichen der Zeit.

Nichts Neues unter der Sonne! Das ist eine jener glücklichen Pseudowahrheiten, denen die brillianteste Karriere zgedacht war, die von Mund zu Mund ihren Triumphzug um die Erde machten und nach Jahrhunderten noch so oft zitiert werden, als kämen sie erst eben zur Welt. Die echten Wahrheiten sind selten so glücklich gewesen; sie mußten ringen und dulden, sie wurden gefoltert und lebendig begraben und jeder knetete sie nach seinem Gutdünken zurecht. Nichts Neues unter der Sonne! Nein, Neues genug, aber es wird unterdrückt, wenn es nicht zu jenen geschmeidigen Pseudowahrheiten gehört, die immer ein loyales „das heißt etc.“ in ihrem Gefolge führen, und die wie ein aufflackerndes Nordlicht bald der Nacht wieder weichen; steigt aber eine neue, echte Wahrheit am Horizonte morgenrötlich empor, so wissen die Kinder der Nacht wohl, daß ihrem Reich der Untergang droht und greifen zu den

¹⁾ November 1839 Nr. 190 Kleine Chronik.

Waffen. Das Nordlicht findet ja stets einen heitern, das Morgenrot einen bewölkten Himmel, dessen Trübe es niederzukämpfen oder mit seinen Flammen zu durchgeisten hat. Und einige solcher Wolken, die sich an die Morgenröte der Zeit gehängt haben, sollen jetzt vor uns Revue passieren.

Oder fassen wir unsern Stoff anders an! Die Versuche, den Lauf der Geschichte mit einer Linie zu vergleichen, sind bekannt. „Die Form der Geschichte“, heißt es in einem geistvollen Werke¹⁾, das gegen die Hegelsche Geschichtsphilosophie geschrieben ist, „die Form der Geschichte ist nicht Auf- und Absteigen, nicht der konzentrische Kreis oder die Spirale, sondern der epische Parallelismus, bald konvergierend (so soll es wohl statt „kongruierend“ heißen) bald divergierend. Ich halte mich indes lieber an eine aus freier Hand gezogene Spirale, die es mit ihren Windungen nicht zu genau nimmt. Langsam beginnt die Geschichte ihren Lauf von einem unsichtbaren Punkte aus, um den sie in schläfrigen Windungen kriecht; aber immer größer werden ihre Kreise, immer rascher und lebendiger der Schwung; endlich schießt sie wie ein flammender Komet von Stern zu Stern, ihre alten Bahnen oft streifend, oft durchkreuzend, und tritt mit jeder Umkreisung ihrer selbst dem Unendlichen näher. — Wer will das Ende absehen? Und an jenen Stellen, wo sie ihre alte Bahn wieder aufzunehmen scheint, da erhebt sich die naseweise Kurzsichtigkeit und schreit frohlockend, daß sie einmal einen Gedanken gehabt! Da haben wir's, es ist nichts Neues unter der Sonne! Da jubeln unsere chinesischen Stillstandshelden, unsere Rückschrittsmandarine und machen Miene, drei Jahrhunderte als einen vorwitzigen Ausflug in verbotene Regionen, als einen Fiebertraum aus den Weltannalen hinauszurezensieren — und sie sehen nicht, daß die Geschichte nur den geradesten Weg einem neuen, leuchtenden Ideengestirn entgegenbraust, das bald in seiner Sonnengröße ihre blöden Augen blenden wird.

An einem solchen Punkte der Geschichte stehen wir jetzt. Alle Ideen, welche seit Karl dem Großen in die Arena traten, alle Geschmäcke, die seit fünf Jahrhunderten einander verdrängten, wollen ihr abgestorbenes Recht bei der Gegenwart noch einmal wieder geltend machen. Der Feudalismus des Mittelalters und der Absolutismus Ludwigs XIV., die Hierarchie Roms und der Pietismus des vorigen Jahrhunderts streiten sich um die Ehre, den freien Gedanken aus dem Felde zu schlagen! Man wird mir erlassen, von diesen ein Breiteres zu reden; blitzen doch gleich tausend Schwerter,

¹⁾ Gutzkow, Zur Philosophie der Geschichte, Hamburg 1836, S. 53 (Anmerkung des Herausgebers).

alle schärfer als das meinige, gegen jeden, der eine dieser Devisen auf dem Schilde führt, und wissen wir doch, daß sie alle sich aneinander und am diamantharten Fuße der fortschreitenden Zeit zerreiben. Aber jenen kolossalen Reaktionen im kirchlichen und Staatsleben entsprechen unmerklichere Bestrebungen in Kunst und Literatur, unbewußte Rückschritte zu früheren Jahrhunderten, die zwar nicht der Zeit, aber doch dem Zeitgeschmack Gefahr drohen und deren Zusammenstellung seltsamerweise noch nirgend geschehen ist.

Man braucht eben nicht weit zu gehen, um diese Erscheinungen anzutreffen. Geht nur in einen modernen möblierten Salon, so werdet ihr sehen, wes Geisteskinder die Formen sind, mit denen man euch umgibt. Alle die Rokokomißgeburten aus der Zeit des krassesten Absolutismus sind heraufbeschworen worden, um den Geist der Bewegung in die Form zu zwingen, in denen sich der „l'état c'est moi“ behaglich fühlte. Unsere Salons sind geschmückt, Stühle, Tische, Schränke und Sophas im style de la renaissance, und es fehlte nur noch, daß man Heine'n eine Perücke aufsetzte und Bettine'n in einen Reifrock preßte, um das siècle wieder vollständig herzustellen.

Solch ein Zimmer ist freilich dazu gemacht, um darin einen Roman des Herrn von Sternberg mit seiner merkwürdigen Vorliebe für das Zeitalter der Maintenon zu lesen. Man hat dem Geiste Sternbergs diese Caprice verziehen, man hat sich auch wohl, aber natürlich umsonst, nach tiefern Gründen dafür umgesehen; ich erlaube mir indes zu behaupten, daß gerade dieser Zug Sternbergscher Romane, der für den Augenblick ihre Verbreitung befördert, ihrer Fortdauer bedeutend schaden wird. Abgesehen davon, daß ein ewiges Hindeuten auf die dürrste, prosareichste Zeit, gegen deren verschrobenes, zwischen Himmel und Erde zappelndes Wesen, gegen deren Konvenienzmarionetten unsre Zeit und ihre Kinder noch natürlich sind, die Schönheit einer Dichtung eben nicht hebt, so sind wir doch zu sehr gewohnt, diese Zeit in spöttischem Lichte zu betrachten, als daß sie uns auf die Dauer in andrer Beleuchtung zusagen könnte, und eine solche Caprice in jedem Sternbergschen Romane wiederzufinden, wird am Ende doch überaus langweilig sein. Für mehr als eine Caprice kann diese Neigung, wenigstens in meinen Augen, nicht gelten, und entbehrt sie schon darum aller tieferen Gründe, so glaube ich doch, den Anknüpfungspunkt im Leben der „guten Gesellschaft“ gefunden zu haben. Herr von Sternberg ist ohne Zweifel für sie erzogen worden und hat sich mit Behagen in ihr bewegen gelernt, hat vielleicht seine eigentliche Heimat in ihren Zirkeln gefunden; und da ist's kein Wunder, wenn

er mit einer Zeit liebäugelt, deren gesellschaftliche Formen weit bestimmter und gerundeter, wenn auch hölzerner und geschmackloser waren, als die heutigen. Weit kühner als bei Herrn von Sternberg ist der Geschmack des siècle in seiner Mutterstadt Paris aufgetreten, wo er ernsthafte Miene macht, den Romantikern den kaum errungenen Sieg wieder zu entreißen. Victor Hugo kam, Alexander Dumas kam und die Herde der Nachahmer mit ihnen; die Unnatur der Iphigenien und Nathalien wich der Unnatur einer Lucrezia Borgia, auf einen Starrkrampf folgte ein hitziges Fieber; man wies den französischen Klassikern Plagiate aus den Alten nach — da tritt Dem. Rachel auf und alles ist vergessen, Hugo und Dumas, Lucrezia Borgia und die Plagiate; Phädra und der Cid spazieren mit abgemessenen Schritten und geschniegelten Alexandrinern über die Bühne, Achilles paradiert mit seinen Anspielungen auf den großen Ludwig, und Ruy Blas und Mademoiselle de belle Isle wagen sich kaum aus den Kulissen hervor, um sich gleich in deutsche Übersetzungsfabriken und auf deutsche Nationalbühnen zu retten. Es muß ein seliges Gefühl sein für einen Legitimisten, im Anschauen Racinescher Stücke die Revolution, Napoleon und die große Woche vergessen zu können; die Glorie des ancien régime steigt aus der Erde hervor, die Welt behängt sich mit Hautelisse-Tapeten, der absolute Ludwig spaziert in brokatner Weste und Allongeperücke durch die gestutzten Alleen von Versailles, und ein allmächtiger Mätressenfächer regiert den glücklichen Hof und das unglückliche Frankreich.

Während hier indes die Reproduktion des Frühern in Frankreich selbst bleibt, scheint eine Eigentümlichkeit der französischen Literatur im vorigen Jahrhundert bei der gegenwärtigen deutschen sich wiederholen zu wollen. Ich meine den philosophischen Dilettantismus, der sich bei mehreren neuern Schriftstellern ebenso gut wie bei den Enzyklopädisten zeigt. Was hier der Materialismus war, beginnt dort Hegel zu werden. Mundt war der erste, der — um in seinem Sprachgebrauch zu reden — die Hegelschen Kategorien in die Literatur einführte; Kühne, wie immer, unterließ nicht, ihm zu folgen und schrieb die „Quarantäne im Irrenhause“, und obgleich der zweite Band der „Charaktere“ von einem teilweisen Abfall von Hegel zeugt, so enthält ihr erster Band doch Stellen genug, in denen er Hegel ins Moderne zu übersetzen versucht. Leider gehören diese Übersetzungen aber zu denen, deren Verständnis nicht ohne das Original gewonnen werden kann.

Die Analogie ist nicht zu leugnen; wird die Folgerung, die der schon einmal angezogene Autor aus dem Schicksal des philosophischen Dilettantismus im vorigen Jahrhundert zog, nämlich, daß

mit dem System der Keim des Todes in die Literatur kommt, wird sie auch bei dem des gegenwärtigen Jahrhunderts sich bestätigen? Werden die Wurzeln eines Systems, das alle früheren an Konsequenz übertrifft, sich störrig quer über das Feld legen, das der poetische Genius beackert? Oder entsprechen diese Erscheinungen nur der Liebe, mit der die Philosophie der Literatur entgegenkommt und deren Früchte an Hotho, Röscher, Strauß, Rosenkranz und den Hallischen Jahrbüchern so glänzend hervortreten? Dann freilich würde sich der Gesichtspunkt anders stellen und wir dürften auf jene Vermittelung der Wissenschaft und des Lebens, der Philosophie und der modernen Tendenzen, Börnes und Hegels hoffen, deren Vorbereitung früher schon von einem Teile des sogenannten jungen Deutschland beabsichtigt wurde. Außer diesen bleibt nur noch ein Ausweg offen, der sich hinter diesen beiden freilich etwas komisch ausnimmt; der, angenommen, daß Hegels Einfluß auf die schöne Literatur ohne alle Bedeutung sein werde. Ich glaube indes, nur wenige werden sich entschließen können, diesen Weg einzuschlagen.

Aber wir müssen noch weiter zurück, als bis zu den Enzyklopädisten und der Frau von Maintenon; Duller, Freiligrath und Beck erlauben sich, die zweite schlesische Schule des siebzehnten Jahrhunderts in unsrer Literatur zu repräsentieren. Wen erinnern Dullers Ketten und Kronen, Antichrist, Loyola, Kaiser und Papst in ihrer Darstellung nicht an das himmelstürmende Pathos der asiatischen Banise von weiland Ziegler von Klipphausen, oder an den „Großherzog Arminius samt seiner durchlauchtigsten Thusnelda“ Lohensteins? Beck nun gar hat jene guten Leute an Schwulst noch übertroffen; man hält einzelne Stellen seiner Gedichte fast für nichts anderes als für Produkte des siebzehnten Jahrhunderts, eingetaucht in moderne Weltschmerzinkturstinktur; und Freiligrath, der auch zuweilen Schwulst von poetischer Sprache nicht unterscheiden kann, macht den Rückschritt zu Hofmanswaldau vollständig, indem er den Alexandriner erneuert und die Koketterie mit Fremdwörtern wieder einführt. Er wird dies aber hoffentlich mit seinen ausländischen Stoffen ablegen,

Die Palme dorrt, der Wüstensand verweht,
 Ans Herz der Heimat wirft sich der Poet,
 Ein anderer und doch derselbe!

und täte Freiligrath dies nicht, wahrlich, in hundert Jahren würde man seine Gedichte für ein Herbarium oder eine Streusandbüchse halten und sie, den lateinischen Versregeln gleich, für den Schulunterricht in der Naturgeschichte benutzen. Ein Raupach dürfte auf keine andre als eine solche praktische Unsterblichkeit seiner

Jamben-Chroniken rechnen, aber Freiligrath wird uns hoffentlich Dichtungen bringen, die des neunzehnten Jahrhunderts vollkommen würdig sind. — Aber ist es nicht hübsch, daß wir in unsrer Reproduktionsliteratur seit der romantischen Schule schon vom zwölften bis ins siebzehnte Jahrhundert gediehen sind? Dann wird auch wohl Gottsched nicht lange mehr auf sich warten lassen. —

Ich gestehe meine Verlegenheit, wie ich diese Einzelheiten unter einem Gesichtspunkt rangieren soll; ich gestehe, die Fäden verloren zu haben, mit denen sie sich an die fortrollende Masse der Zeit knüpfen. Vielleicht sind sie noch nicht reif zu einem sichern Überblick und gewinnen noch an Umfang und Zahl. Aber es bleibt merkwürdig, daß wie im Leben, so in Kunst und Literatur diese Reaktion hervortritt, daß die Klagen ministerieller Blätter von Wänden widerhallen, die das l'état c'est moi gehört zu haben scheinen und dem Geschrei der modernen Dunkelmänner auf dieser Seite die überladene Dunkelheit eines Teiles der neuern deutschen Poesie auf jener entspricht.

Platen.

Von den poetischen Kindern der Restaurationsperiode, deren Kraft durch die elektrischen Schläge des Jahres 1830 nicht gelähmt wurde, und deren Ruhm sich erst in der gegenwärtigen Literaturepoche begründete, zeichnen sich drei durch eine bezeichnende Ähnlichkeit aus: Immermann, Chamisso und Platen. Bei allen dreien eine ungewöhnliche Individualität, ein bedeutender Charakter und eine Verstandeskraft, die ihr poetisches Talent zum mindesten aufwiegt. Bei Chamisso herrscht bald Phantasie und Gefühl vor, bald der berechnende Verstand; in den Terzinen besonders ist die Oberfläche durchaus kalt und verständig, aber man hört das edle Herz darunter pochen; bei Immermann bekämpfen sich diese beiden Eigenschaften und bilden jenen Dualismus, den er selbst anerkennt und dessen äußerste Spitzen seine starke Persönlichkeit wohl zusammenbiegen, aber nicht vereinen kann; bei Platen endlich hat die poetische Kraft ihre Selbständigkeit aufgegeben und findet sich leicht in die Herrschaft des mächtigen Verstandes. Hätte Platens Phantasie sich nicht anlehnen können an diesen Verstand und seinen großartigen Charakter, er wäre nicht so berühmt geworden. Darum vertrat er das Verstandesmäßige der Poesie, die Form, und darum ward ihm sein Wunsch nicht gewährt, mit einem großen Werke seine Laufbahn zu beschließen. Er wußte wohl, daß ein solches großes Werk nötig sei, um seinem Ruhme Dauer zu verleihen; aber er fühlte auch, daß

seine Kraft noch nicht dazu ausreiche, und hoffte von der Zukunft und seinen Vorarbeiten; indessen verfloß die Zeit, er kam aus den Vorarbeiten gar nicht heraus und starb endlich.

Platens Phantasie folgte ängstlich dem kühnen Schritte seines Verstandes; und als es auf ein geniales Werk ankam, als sie einen kühnen Sprung wagen sollte, den der Verstand nicht vollbringen konnte, da mußte sie zurückbeben. Daraus entsprang Platens Irrtum, daß er die Produkte seines Verstandes für Poesie hielt. Für anakreontische Ghaselen reichte seine poetische Schöpferkraft aus; zuweilen auch blitzte sie in seinen Komödien wie ein Meteor auf; aber gestehen wir uns nur, von dem, was Platen eigentümlich war, ist das meiste Produkt des Verstandes, und als solches wird es immer anerkannt werden. Man wird seiner überkünstelten Ghasele, seiner rhetorischen Oden müde werden; man wird die Polemik seiner Komödien größtenteils unberechtigt finden, aber man wird dem Witze seiner Dialoge, der Erhabenheit seiner Parabasen alle Achtung zollen und seine Einseitigkeit in der Größe seines Charakters begründet finden müssen. Platens literarische Stellung in der öffentlichen Meinung wird sich verändern; er wird weiter zu Goethe, aber näher zu Börne treten.

Daß ihn auch seine Gesinnungen mehr zu Börne hinziehen, dafür zeugten außer einer Masse von Anspielungen in den Komödien schon mehrere Gedichte in der Gesamtausgabe, von denen ich nur die Ode an Karl X. erwähne; eine Reihe Lieder, die den polnischen Freiheitskampf zur Veranlassung hatten, waren in diese Sammlung nicht aufgenommen, obwohl sie für die Charakteristik Platens von hohem Interesse sein mußten. Jetzt sind sie, als Anhang zur Gesamtausgabe, in einer andern Verlagshandlung erschienen. Meine Ansicht über Platen finde ich darin bestätigt. Der Gedanke und der Charakter müssen hier mehr und auffallender als sonst irgendwo die Poesie ersetzen. Darum findet sich Platen in der einfachen Weise des Liedes selten zurecht; es müssen lange, gestreckte Verse sein, deren jeder einen Gedanken betten kann, oder künstliche Odenmetra, deren ernster, gemessener Gang einen rhetorischen Inhalt fast zu fordern scheint. Mit der Kunst des Verses kommen Platen auch die Gedanken, und das ist der stärkste Beweis für den verstandesmäßigen Ursprung seiner Gedichte. Wer andere Ansprüche an Platen macht, den werden diese Polenlieder nicht befriedigen; wer aber mit diesen Erwartungen das Heftchen in die Hand nimmt, der wird für den mangelnden poetischen Duft durch eine Fülle erhabener, mächtiger Gedanken, die auf dem Boden des edelsten Charakters gewachsen sind, und durch eine „großartige Leidenschaftlichkeit“, wie die Vorrede treffend sagt, reichlich entschädigt werden. Schade, daß diese Gedichte nicht einige Monate

früher erschienen sind, als das deutsche Nationalbewußtsein sich gegen die kaiserlich russische europäische Pentarchie erhob; sie wären die beste Antwort darauf gewesen. Vielleicht hätte auch der Pentarchist hier manches Motto für sein Werk gefunden.

Requiem für die Deutsche Adelszeitung.

Dies irae, dies illa
Saecla soluet in favilla. —

Jener Tag, an dem Luther die Urschrift des Neuen Testaments hervorzog und mit diesem griechischen Feuer die Jahrhunderte des Mittelalters, mit ihrer Herrlichkeit und ihrer Knechtschaft, mit ihrer Poesie und Gedankenlosigkeit, zu Staub und Asche verbrannte, jener Tag und die ihm folgenden drei Jahrhunderte haben endlich eine Zeit geweckt, „die so ganz der Öffentlichkeit angehört, eine Zeit, von der Napoleon, dem man trotz vieler Eigenschaften, die namentlich in den Augen der Deutschen verwerflich sind, einen seltenen Scharfsinn nicht absprechen kann, gesagt hat: „le journalisme est une puissance“. Ich führe diese Worte nur hier an, um zu zeigen, wie wenig mittelalterlich, d. h. gedankenlos, der Prospektus der Adelszeitung ist, dem sie entlehnt sind. Und dieser Öffentlichkeit sollte die Krone aufgesetzt, sollte das Bewußtsein gegeben werden mit der deutschen Adelszeitung. Denn das ist klar, Gutenberg erfand den Druck nicht, um einen Börne — das war ja ein Demagoge — oder Hegel — der ist ja vorn servil, wie Heine, und hinten revolutionär, wie Schubarth bewiesen hat — oder irgend einem andern Bürgerlichen seine verworrenen Gedanken in die Welt verbreiten zu helfen, sondern einzig und allein, um die Stiftung der Adelszeitung möglich zu machen. — Wohl ihr, sie ist hinüber! Sie tat nur einen verstohlenen, scheuen Blick in diese arge, unmitttelalterliche Welt und ihr reines Jungfrauen- oder vielmehr gnädiges Fräuleinherz bebte zurück vor dem Greuel der Verwüstung, vor dem Schmutz der demokratischen Canaille, vor der schauerhaften Arroganz der Kurunfähigkeit, vor allen jenen bejammernswerten Zuständen, Bezügen und Wirren dieser Zeit, die an den Toren freiherrlicher Schlösser, wenn sie sich dort melden, mit der Hetzpeitsche begrüßt werden. Wohl ihr, sie ist hinüber, sie sieht die Hohlheit der Demokratie, das Rütteln am Bestehenden, die Tränen der Hochwohl- und Hochgeborenen nicht mehr, sie ist entschlafen. —

Requiem aeternam dona ei, Domine!¹⁾

¹⁾ Herr, gib ihr ewige Ruhe!

Und doch, wir haben viel an ihr verloren. Welche Freude war nicht in allen Salons, wo nur Herren von sechzehn Ahnen Zutritt haben, welcher Jubel in allen halbverlorenen Vorposten der rechtgläubigen Aristokratie! Da saß der alte gnädige Papa im Erblehnstuhl, von den Lieblingshunden umgeben, in der Rechten die Erbpfeife, in der Linken die Erbkarbatsche und studierte andächtig den antediluvianischen Stammbaum im ersten Buche Mosis, als die Tür aufging und der Prospektus der Adelszeitung hereingebracht wurde. Der Hochwohlgeborene, als ihm das Wort Adel, mit großen Lettern gedruckt, begegnet, rückt eilig die Brille zurecht und liest beseligt das Blatt durch, er sieht, daß auch Familiennachrichten in der neuen Zeitung eine Stelle finden und freut sich schon auf seinen Nekrolog — wie gern möchte er ihn nicht selbst lesen! — wenn er einmal zu seinen Ahnen versammelt wird. — Da galoppieren die jungen Herren in den Schloßhof; der Alte läßt sie eilig heraufrufen, Herr Theoderich „von der Neige“ jagt die Rosse mit einem Peitschenhieb in den Stall, Herr Siegwart überrennt mehrere Lakaien, tritt der Katze auf den Schwanz und schleudert ritterlichst einen alten, suppliziert habenden und abgewiesenen Bauern auf die Seite, Herr Giselher befiehlt den Dienern bei Leibesstrafe die Anordnungen zur Jagd ja untadelhaft zu treffen und so poltern die jungen Barone in den Saal. Die Hunde, welche ihnen heulend entgegenspringen, werden mit der Karbatsche unter den Tisch getrieben und Herr Siegwart von der Neige, der den Lieblingshund mit gnädigem Fuße zur Ruhe verwies, bekommt von dem entzückten Papa nicht einmal den gewohnten zornigen Blick dafür. Herr Theoderich, der außer der Bibel und dem Stammbaum auch einiges im Konversationslexikon gelesen hat und also die Fremdwörter am richtigsten aussprechen kann, muß den Prospektus vorlesen und der Alte vergißt bei seinen Freudentränen Ablösungsordnung und Adelsbeschwerung.

Wie sittig-bescheiden-herablassend ritt die Gnädige nicht herein in die moderne Welt auf ihrem weißen Papierzelter, wie kühn sahen ihre beiden Ritter nicht in die Welt hinaus, jeder Zoll ein Baron, jeder Blutstropfen die Frucht von vierundsechzig ebenbürtigen Beilagern, jeder Blick eine Herausforderung! Zuerst Herr von Alvensleben, der sein ritterliches Streitroß auf der dürren Heide französischer Romane und Memoiren herumgetummelt hat, um nun auch einen Tyost gegen bürgerliche Rangen wagen zu können. Auf dem Schilde trägt er die Devise: „Ein wohl erworbenes Recht kann nie ein Unrecht werden“, und schreit mit starker Stimme in die Welt hinaus: „Der Adel hat vor Zeiten die Gnade gehabt, sich verdient zu machen, jetzt ruht er auf seinen Lorbeeren, oder zu

deutsch, liegt auf der Bärenhaut, und der Adel hat die Fürsten und somit auch die Völker kräftiglich geschützt und ich werde schon Sorge tragen, daß diese Großtaten nicht vergessen werden und meine Geliebte, die Adelszeitung — *requiescat in pace* — ist die schönste Dame in der Welt, und wer das leugnet, der“ —

Da fällt der adlige Herr vom Pferde und an seiner Stelle zockelte Herr Friedrich Baron de la Motte Fouqué in die Schranken. Der alte „lichtbraune“ Rosinante, dem wegen langen Stallebens die Eisen abgefallen waren, der in seinen besten Tagen nie fett gewesene Hypogryph, dem die romantischen Sprünge unter den Nordlandsrecken längst vergangen waren, fing plötzlich an zu stampfen; Herr von Fouqué vergaß den jährlichen poetischen Kommentar zum Berliner Politischen Wochenblatt, ließ den Panzer scheuren und das alte blinde Roß hervorführen und ging in einsamer Heldengröße auf den Kreuzzug der Ideen der Zeit; damit aber der ehrliebende Bürgerstand nicht glaube, gegen ihn richte sich die geknickte Lanze des alten Recken, wirft er ihm ein Vorwort hin. Solch herablassende Güte verdient Besprechung

Das Vorwort belehrt uns, daß die Weltgeschichte nicht, wie Hegel höchst irrig meint, da ist, um den Begriff der Freiheit zu realisieren, sondern allein, um zu beweisen, daß es drei Stände geben muß, von denen der Adel fechten, der Bürger denken, der Bauer pflügen soll. Nun sollen das aber keine Kastenunterschiede sein, sondern die Stände sollen sich gegenseitig flicken und erfrischen, nicht durch Mesalliancen, sondern durch Standeserhöhungen. Es ist freilich schwer zu begreifen, daß der „quellenklare See“ des Adels, der aus den reinen Quellen zusammen rann, die von den Höhen der Raubschlösser sprudelten, daß dieser See noch eine Erquickung nötig haben soll. Aber der edle Baron erlaubt, daß Leute, welche nicht nur allein Bürger, sondern auch „Reitersknechte“ und vielleicht sogar Schneidergesellen gewesen sind, den Adel erfrischen sollen. Wie aber die übrigen Stände vom Adel erfrischt werden sollen, das sagt Herr Fouqué nicht. Wahrscheinlich durch die aus dem Adel degradierten Subjekte oder, da Herr Fouqué so gütig ist, zu gestehen, daß der Adel eigentlich innerlich nicht besser ist als die Canaille, so wird für den Adeligen die Erhebung in den Bürgerstand, oder gar in den Stand der Bauern von derselben Ehre sein, als das Adelsdiplom für den Bürgerlichen? In dem Staate des Herrn Fouqué ist ferner dafür gesorgt, daß die Philosophie nicht zu sehr überhand nimmt; Kant wäre mit seinen Gedanken über den ewigen Frieden dort auf den Scheiterhaufen gekommen, denn beim ewigen Frieden könnten die Adligen gar nicht fechten, sondern höchstens etwa die Handwerksburschen.

Man sieht, Herr Fouqué verdiente für seine gründlichen Studien der Geschichte und Staatswissenschaft die Erhebung in den denkenden, d. h. in den Bürgerstand: er ist vortrefflich eingeübt, bei Hunnen und Avaren, bei Baschkiren und Mohikanern, ja sogar bei den Antediluvianern nicht nur ein verehrliches Publikum, sondern auch einen hohen Adel aufzuspüren. Er hat auch die nagelneue Entdeckung gemacht, daß im Mittelalter, als der Bauer leibeigen war, der Bauernstand Liebes und Gutes in bezug auf die beiden andern gab und empfing. Seine Sprache ist unvergleichlich, er schleudert mit „wurzeltief eingreifenden Dimensionen“ um sich und „weiß Gold aus den an sich (Hegel — Saul unter den Propheten) dunkelsten Erscheinungen zu ziehen“. —

Et lux perpetua luceat eis —

sie haben's wahrlich nötig.

Sie hat noch so manchen schönen Gedanken gehabt, die selige Adelszeitung, zum Exempel den über den Grundbesitz des Adels und noch hundert andere, die zu preisen ein Ding der Unmöglichkeit wäre, aber ihr schönster Gedanke war doch, in ihrer ersten Nummer unter den Ankündigungen gleich eine Mesalliance anzuzeigen. Ob sie mit gleicher Humanität Herrn von Rothschild unter den deutschen Adel rechnen wollte, hat sie nicht gesagt. Gott tröste die beklagenswerten Eltern und erhebe die Selige in den himmlischen Grafenstand,

Und laß sie ruhig schlafen,
bis auf den jüngsten Tag! —

Wir aber wollen ihr ein Requiem singen und eine Leichenrede halten, wie es eines braven Bürgers Pflicht ist.

Tuba mirum spargens sonum
Per sepulcra regionum
Coget omnes ante thronum.

Hört ihr sie nicht, die Posaune, die die Grabsteine überbläst und die Erde freudig wogen macht, daß die Gräber sich auftun? Der jüngste Tag ist angebrochen, der Tag, dem keine Nacht mehr folgen wird; der Geist, der ewige König ist auf seinen Thron gestiegen und zu seinen Füßen versammeln sich die Völker der Erde, Rechenschaft zu geben von ihrem Dichten und Trachten; es geht ein neues Leben durch die Welt, daß die alten Völkerstämme ihre laubigen Zweige freudig wiegen im Hauche des Morgens und abschütteln alle alten Blätter zum Spiel des Windes, der sie zusammenweht zu einem großen Scheiterhaufen, den Gott selbst mit seinen Blitzen entflammt. Das Gericht ist ausgegangen über die Geschlechter der Erde, das Gericht, das die Kinder der Vergangenheit gern

niederschlagen möchten wie einen Erbschaftsprozeß; aber unerbittlich droht der ewige Richter mit seinen durchdringenden Blicken; das Pfund, mit dem sie nicht gewuchert haben, wird von ihnen genommen, und sie werden hinausgestoßen in die Finsternis, wo kein Strahl des Geistes sie erquickt.

Landschaften.

Hellas hatte das Glück, seinen landschaftlichen Charakter in der Religion seiner Bewohner zum Bewußtsein gebracht zu sehen. Hellas ist ein Land des Pantheismus; alle seine Landschaften sind — oder waren es wenigstens — in dem Rahmen der Harmonie gefaßt. Und doch drängt sich jeder Baum, jede Quelle, jeder Berg zu sehr in den Vordergrund, und doch ist sein Himmel viel zu blau, seine Sonne viel zu strahlend, sein Meer viel zu großartig, als daß sie sich mit der lakonischen Vergeistigung eines Shelleyschen Spirit of nature, eines allumfassenden Pan begnügen sollten; jedes einzelne macht auch in seiner schönen Abrundung Ansprüche auf einen besondern Gott, jeder Fluß will seine Nymphen, jeder Hain seine Dryaden haben — und so ward die Religion der Hellenen. Andere Gegenden waren nicht so glücklich; sie dienten keinem Volke zur Grundlage seines Glaubens und müssen ein poetisches Gemüt abwarten, das den religiösen Genius, der in ihnen schlummert, heraufbeschwört. Steht ihr auf dem Drachenfels oder auf dem Rochusberg bei Bingen und schaut ihr hin über das rebenduftende Rheintal, die fernen blauen Berge mit dem Horizont verschmolzen, das Grün der Felder und Weinberge, vom Golde der Sonne übergossen, das Blau des Himmels widerstrahlend aus dem Strom — da senkt sich der Himmel mit seinem Licht auf die Erde und spiegelt sich in ihr, der Geist versenkt sich in die Materie, das Wort wird Fleisch und wohnt unter uns — das ist verkörpertes Christentum. Im graden Gegensatz dazu steht die norddeutsche Heide; da ist nichts als dürre Halme und demütiges Heidekraut, das im Bewußtsein seiner Schwäche nicht von der Erde aufzukriechen wagt; hie und da ein ehemals trotztender, jetzt vom Blitz zersplitterter Baum; und je heiterer der Himmel ist, desto schärfer scheidet er sich in seiner selbstgenügsamen Herrlichkeit von der armen verfluchten Erde, die im Sack und in der Asche vor ihr liegt, desto zornesheißer blickt sein Sonnenauge auf den kahlen, unfruchtbaren Sand — hier ist die jüdische Weltanschauung repräsentiert.

Die Heide ist genug gescholten worden, die ganze Literatur¹⁾

¹⁾ Im dritten Bande des Blasedow nimmt sich der Alte der Heide an. (Anmerkung des Verfassers.)

hat ihr einen Fluch zugewälzt und sie nur, wie in Platens Ödipus, zur Staffage der Satire angewandt, aber man hat es auch verschmäht, ihre seltenen Reize, ihre versteckten poetischen Beziehungen aufzusuchen. Man muß eigentlich in einer schönen Gegend, auf Bergeshöhen und waldigen Felsenkronen, aufgewachsen sein, um das Abschreckende, Trostlose der norddeutschen Sahara recht zu empfinden, aber auch um den verborgenen, wie die lybische Mirage nicht immer sichtbaren Schönheiten dieses Gebietes mit Lust nachzuspüren. Die eigentliche Prosa Deutschlands steckt nur in den Kartoffelsteppen der linken Elbseite. Aber die Heimat der Sachsen, des tatenreichsten deutschen Stammes, ist auch in ihrer Öde poetisch. In einer Sturmnacht, wenn die Wolken gespenstisch um den Mond flattern, wenn die Hunde sich von fern einander zubellen, dann jagt auf schnaubenden Rossen hinein in die endlose Heide, dann sprengt mit verhängten Zügeln über die verwitterten Granitblöcke und die Grabhügel der Hünen; in der Ferne blitzt das Wasser der Moore im Widerscheine des Mondes, Irrlichter gaukeln darüber hin, unheimlich tönt das Geheul des Sturmes über die weite Fläche; der Boden wird unsicher unter euch und ihr fühlt, daß ihr in den Bereich der deutschen Volkssage gekommen seid. Erst seit ich die norddeutsche Heide kenne, hab' ich die Grimmschen „Kinder- und Hausmärchen“ recht verstanden. Fast allen diesen Märchen sieht man es an, daß sie hier entstanden sind, wo mit dem Anbruch der Nacht das Menschliche verschwindet und die grausigen, formlosen Geschöpfe der Volksphantasie über einen Boden hinhuschen, dessen Öde am hellen Mittag schon unheimlich ist. Sie sind die Versinnlichung der Gefühle, die den isolierten Bewohner der Heide erfassen, wenn er in einer solchen wilden Nacht durch sein Heimatland geht oder vom hohen Turme die öde Fläche schaut. Da treten die Eindrücke, die ihm von den Sturmnächten der Heide aus seiner Kindheit geblieben sind, wieder vor ihn hin und gestalten sich zu jenen Märchen. Das Geheimnis von der Entstehung des Volksmärchens belauscht ihr am Rhein und in Schwaben nicht, während hier jede Blitznacht — helle Blitznacht, sagt Laube — davon mit Donnerzungen redet.

Der Sommerfaden der Apologie der Heide würde, vom Winde getragen, sich wohl noch länger fortspinnen, wenn er sich nicht eben um einen unglücklichen, mit hannoverschen Landesfarben angemalten Wegweiser verwickelt hätte. Ich habe lange über die Bedeutung dieser Farben nachgedacht. Die königlich preußischen zeigen zwar das nicht an, was Thiersch in seinem schlechten Preußenliede darin finden will; immerhin aber erinnern sie in ihrer Prosa an die kalte, herzlose Bureaukratie und alles das was dem

Rheinländer vom Preußentum noch nicht recht einleuchten will; der schroffe Abstand zwischen Schwarz und Weiß kann ein Analogon bieten für das Verhältnis zwischen König und Untertanen in der absoluten Monarchie; und da sie eigentlich nach Newton gar keine Farben sind, so können sie andeuten, daß die loyale Gesinnung in der absoluten Monarchie die ist, welche sich zu gar keiner Farbe hält. Die muntre rote und weiße Fahne der Hanseaten paßte doch wenigstens vor Zeiten; der französische Esprit schillert in der Trikolore, deren Farben sich auch das phlegmatische Holland aneignete, wahrscheinlich um sich selbst zu persiflieren; am schönsten und bedeutungsvollsten bleibt freilich immer die unglückliche deutsche Trikolore. Aber die hannoverschen Farben! Denkt euch einen Stutzer, der mit seinen weißen Inexpressibles eine Stunde lang über Stock und Stein, durch Chausseegräben und frischgepflügte Felder gejagt ist, denkt euch Lot's Salzsäule — ein Exempel für das ehemals hannoversche *Nunquam retrorsum*, zur Warnung für Viele — denkt euch dieses ehrwürdige Denkmal von der ungezogenen Beduinenjugend mit Lehm beworfen, und ihr habt einen hannoverschen Wappenfahl. Oder bedeutet das Weiß vielleicht das unschuldige Staatsgrundgesetz und das Gelb den Kot, mit dem es von gewissen feilen Federn bespritzt wird? —

Wenn ich den religiösen Charakter der Gegenden festhalte, so sind die holländischen Landschaften wesentlich calvinistisch. Die totale Prosa, die Unmöglichkeit einer Vergeistigung, die auf einer holländischen Fernsicht lastet, der graue Himmel, der nun einmal einzig zu ihr paßt, alles das erweckt denselben Eindruck, den die unfehlbaren Beschlüsse der Dordrechter Synode in uns zurücklassen. Die Windmühlen, das einzig Bewegte in der Landschaft, erinnern an die Erwählten der Prädestination, die sich einzig und allein vom Hauche der göttlichen Fügung antreiben lassen; alles andere liegt im „Geistlichen Tod“. Und der Rhein wie der strömende, lebendige Geist des Christentums verliert in dieser dünnen Orthodoxie seine befruchtende Kraft und muß ganz und gar versanden. So erscheinen, vom Rheine aus gesehen, seine holländischen Ufer; andre Teile des Landes sollen schöner sein, ich kenne sie nicht. — Rotterdam, mit seinen schattigen Kais, mit seinen Grachten und Schiffen, ist für Kleinstädter aus dem Innern Deutschlands eine Oase; hier begreift man, wie die Phantasie eines Freiligrath mit den scheidenden Fregatten zu fernen, üppigeren Gestaden ziehen konnte. Dann wieder die verdammten seeländischen Inseln, nichts als Schilf und Dämme, Windmühlen und glockenspielende Kirchturmspitzen, zwischen denen sich das Dampfboot stundenlang hindurchwindet!

Aber nun, welch seliges Gefühl, wenn wir hinausfliegen aus den philiströsen Dämmen, aus der enggeschnürten calvinistischen Orthodoxie in das Gebiet des freiwogenden Geistes! Helvoetsluys verschwindet, die Waalufer versinken rechts und links in den höher aufjubilenden Wellen, das sandige Gelb des Wassers verwandelt sich in Grün, und nun vergessen, was dahinter ist und mit frohem Herzen hinaus in die dunkelgrüne, durchsichtige Flut!

Und nun vergiß der Schmerzen,
 Die man dir angetan,
 Und geh' mit ganzem Herzen
 Die große freie Bahn.
 Der Himmel beugt sich nieder,
 Wird Eines mit dem Meer —
 Du willst zerrissen wieder
 Fahren dazwischen her?
 Der Himmel beugt sich nieder,
 Umfängt die schöne Welt,
 Selig der schönen Glieder,
 Die er umschlungen hält,
 Als wollte sie ihn küssen,
 So hüpfte die Welle auf,
 Und du, du willst zerrissen
 Vollenden deinen Lauf?
 Sieh, wie der Gott der Liebe
 Sich in die Welt versenkt,
 Und daß er ihr verbliebe,
 Sich ihr im Menschen schenkt!
 Trägst du nicht allerwegen
 Den Gott im Busen dein?
 So laß' ihn frei sich regen,
 Und seiner würdig sein!

Dann hänge dich in die Taue des Bugspriets und schau in die Wogen, wie sie, vom Kiele zerteilt, den weißen Schaum weit hinausspritzen über dein Haupt, dann sieh über die ferne, grüne Fläche, wo die schäumenden Wellenhäupter in ewiger Unruhe auftauchen, wo die Sonnenstrahlen aus tausend tanzenden Spiegeln in dein Auge zurückfallen, wo das Grün des Meeres mit dem spiegelnden Himmelblau und Sonnengold zu einer wunderbaren Farbe verschmilzt, da entschwinden dir alle kleinlichen Sorgen, alle Erinnerungen an die Feinde des Lichts und ihre hinterlistigen Ausfälle, und du gehst auf im stolzen Bewußtsein des freien, unendlichen Geistes! Ich habe nur einen Eindruck, den ich diesem vergleichen

konnte; als sich zum erstenmal die Gottesidee des letzten Philosophen vor mir auftat, dieser riesenhafteste Gedanke des neunzehnten Jahrhunderts, da erfaßten mich dieselben seligen Schauer, da wehte es mich an, wie frische Meerluft, die vom reinsten Himmel herniederhaucht; die Tiefen der Spekulation lagen vor mir wie die unergründliche Meerflut, von der das zum Boden strebende Auge sich nicht abwenden kann; in Gott leben, weben und sind wir! Das kommt uns auf dem Meere zum Bewußtsein; wir fühlen, daß alles um uns und wir selbst von Gott durchhaucht sind; die ganze Natur ist uns so verwandt, die Wellen winken uns so vertraut zu, der Himmel breitet sich so liebeselig um die Erde, und das Licht der Sonne hat einen so unbeschreiblichen Glanz, daß man meint, es mit Händen greifen zu können. —

Die Sonne sinkt im Nordwest; links von ihr erhebt sich ein leuchtender Streif aus dem Meere, die Küste von Kent, das südliche Ufer der Themse. Aut der See liegen schon die Nebel der Dämmerung, nur im Westen ist, wie über den Himmel, auch über's Wasser, der Purpur des Abends ausgegossen; der östliche Himmel prangt in tiefem Blau, aus dem die Venus schon hell austritt; im Südwesten zieht sich lang am Horizonte Margate hin, in dessen Fenstern das Abendrot sich spiegelt, ein langer, goldner Streif in zauberischem Lichte; und nun schwingt die Mützen und begrüßt das freie England mit freudigem Rufe und vollem Glase. Gute Nacht, auf fröhliches Erwachen in London!

Ihr, die ihr über die Prosa der Eisenbahnen klagt, ohne je eine gesehen zu haben, laßt euch fahren auf der, die von London nach Liverpool geht. Wenn es irgend ein Land gibt, das gemacht ist, auf der Eisenbahn durchflogen zu werden, so ist es England. Keine blendenden Schönheiten, keine kolossalen Felsmassen, aber ein Land voll sanfter Hügelwellen, das bei der englischen, nie ganz klaren Sonnenbeleuchtung einen wunderbaren Reiz hat. Man staunt über die mannigfachen Gruppierungen der einfachen Staffage; aus ein paar Hügeln, Feld, Bäumen, weidendem Vieh macht die Natur tausend anmutige Landschaften. Eigentümlich schön erscheinen die Bäume, mit denen alle Felder, einzeln und in Gruppen, besetzt sind, so daß die ganze Gegend etwas parkähnliches erhält. Dann wieder ein Tunnel, der den Wagenzug für einige Minuten im Dunkel hält, und der in einen Hohlweg ausläuft, aus dem man plötzlich wieder in die lachenden, sonnigen Felder versetzt wird. Auf einmal führt der Weg auf einem Viadukt quer durch ein langes Tal; tief unten liegen die Städte und Dörfer, die Wälder und Wiesen, zwischen denen der Fluß sich hindurchschlängelt; rechts und links Berge, die im Hintergrunde verschwimmen, und über dem reizen-

den Tale eine zauberhafte Beleuchtung, halb Nebel, halb Sonnenschein — doch kaum hat man das wunderbare Gebiet überschaut, so ist man ihm in einen kahlen Hohlweg entrückt und hat Zeit, das magische Bild in der Phantasie neu zu schaffen. Und so geht es fort, bis die Nacht hereinbricht und der Schlummer die schauensmatten Augen schließt. O, es liegt eine reiche Poesie in den Provinzen Britanniens! Oft meint man, noch in den golden days of merry England zu sein, und Shakespeare mit der Büchse hinterm Hag schleichen zu sehen, wie er noch nach fremdem Wilde jagte, oder man wundert sich, daß auf dieser grünen Au nicht eine seiner göttlichen Komödien wirklich sich abwickelt. Denn wo die Szene auch liegen mag, in Italien, in Frankreich oder Navarra, immer ist's im Grunde doch merry England, wohin seine barocken Rüpel, seine superklugen Schulmeister, seine liebenswürdig-bizarren Frauen gehören, überall merkt man dem Ganzen an, daß nur der englische Himmel dazu paßt. Nur einige Komödien, wie der Sommernachts Traum, haben das Südlich-Klimatische so vollkommen wie Romeo und Julie, auch in den Charakteren.

Und nun zurück zu unserem Vaterlande! Das malerische und romantische Westfalen ist ganz ärgerlich geworden über seinen Sohn Freiligrath, der es über dem freilich weit malerischeren und romantischeren Rhein ganz und gar vergessen hat; trösten wir es mit einigen schmeichelnden Worten, damit seine Geduld nicht eher bricht, als das zweite Heft erscheint. Westfalen ist von Bergketten gegen Deutschland hin umgeben und nur gegen Holland offen, gleichsam als sei es von Deutschland ausgestoßen. Und doch sind seine Kinder echte Sachsen, treue, gute Deutsche. Nun, jene Berge bieten herrliche Punkte dar; im Süden die Ruhr- und Lenne-Täler, im Osten das Wesertal, im Norden eine Bergkette von Minden nach Osnabrück — überall die reichsten Aussichten, nur in der Mitte des Landes eine langweilige Sandfläche, die man durch Gras und Korn immer hindurchscheinen sieht. Und dann die alten, schönen Städte, vor allem Münster mit seinen gotischen Kirchen, mit den Arkaden seines Marktes, mit Annette Elisabeth von Droste Hülshof und Levin Schücking. Der letztere, den ich das Vergnügen hatte, dort kennen zu lernen, war so gütig, mich auf die Gedichte jener Dame aufmerksam zu machen, und ich kann diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne einen Teil der Schuld abzutragen, die das deutsche Publikum sich gegen diese Poesien aufgeladen hat. Es hat sich bei ihnen wiederum bewährt, daß die gepriesene deutsche Gründlichkeit es sich nur zu leicht mit der Würdigung von Gedichten macht; man blättert sie durch, untersucht, ob die Reime rein, die Verse fließend sind, ob der Inhalt leicht zu

verstehen und an schlagenden, wenigstens blendenden Bildern reich ist, und das Urteil ist fertig. Aber Dichtungen wie diese, wo eine Innigkeit des Gefühls, eine Zartheit und Originalität der Naturbilder, wie sie nur Shelley haben mag, eine kühne Byronsche Phantasie im Gewande einer freilich etwas steif drapierten Form, einer von Provinzialismen nicht freien Sprache auftreten, gehen spurlos vorüber; wer hätte aber auch Lust, sie etwas langsamer zu lesen als gewöhnlich — und da man doch nur Gedichte zur Hand nimmt, wenn die Stunde der Siesta kommt, so könnte die Schönheit derselben wohl gar dem Schlafe Abbruch tun! Dazu ist die Dichterin eine gläubige Katholikin, und wie kann sich ein Protestant dafür interessieren! Aber wenn der Pietismus den Mann, den Magister, den Oberhelfer Albert Knapp lächerlich macht, so steht der kindliche Glaube dem Fräulein von Droste gut. Es ist eine mißliche Sache um die religiöse Freisinnigkeit der Frauen. Die George Sands, die Mistreß Shelleys sind selten; nur zu leicht zernagt der Zweifel das weibliche Gemüt und erhebt den Verstand zu einer Macht, die er bei keinem Weibe haben darf. Wenn aber die Ideen, mit denen wir Kinder des Neuen stehen und fallen, Wahrheit sind, dann ist auch die Zeit nicht mehr fern, wo das weibliche Herz ebenso warm für die Gedankenblüten des modernen Geistes schlägt, wie jetzt für den frommen Glauben der Väter — und erst dann wird der Sieg des Neuen vor der Tür sein, wenn die junge Generation es mit der Muttermilch in sich aufnimmt.

Ein Abend.

To-morrow comes!
Shelley.

i.

Im Garten sitz ich — eben ist gesunken
Des alten Tages Sonne in die Fluten
Und, die von ihr beherrscht, verborgen ruhten,
Sprühn lustig jetzt, der Abendröte Funken.
Die Blumen stehn und schaun sich an so trübe,
Daß ihnen schwand der Sonne heit'res Leuchten,
Die Vögel aber auf den unerreichten
Baumgipfeln singen froh ihr Lied der Liebe.
Die Schiffe ruhen auf des Stromes Rücken,
Die sonst den weiten Ozean durchfahren,
Und fernherüber dröhnt das Holz der Brücken,
D'rauf heimwärts ziehn der Menschen müde Scharen,

Der kühle Trank braust auf im hellen Becher,
 Und vor mir liegen Calderons Komödien;
 Und so berauscht ich mich, ein rechter Zecher,
 Am Wein und den gewaltigen Tragödien.

2.

Bleich wird das Abendrot im Westen schon —
 Geduld, ein Morgen kommt, ein Freiheitsmorgen,
 Die Sonne steigt, und ewig glüht ihr Thron,
 Fern bleibt die Nacht mit ihren trüben Sorgen.
 Da sprießen neu die Blumen, nicht in Beeten,
 Nicht da allein, wo wir den Samen säten,
 Die ganze Erde wird ein lichter Garten.
 Und alle Pflanzen wechseln ihre Länder,
 Die Friedenspalme schmückt des Nordens Ränder,
 Der Liebe Rose kränzt die Frosterstarrten.
 Die feste Eiche wandert nach dem Süden,
 Despoten trifft als Keule dort ihr Ast,
 Und wer dem Lande wiedergab den Frieden,
 Der sieht von ihrem Laub sein Haar umfaßt.
 Die Aloe sproßt in aller Welt empor —
 Ihr ist der strenge Geist des Volkes ähnlich,
 So stachelvoll, so plump und unansehnlich,
 Bis plötzlich, laut erkrachend, bricht hervor
 Durch jedes Hemmnis eine lichte Blüte,
 Die Freiheitsflamme, die verborgen glühte,
 Den Duft verhauchend, der zu Gott mag dringen
 Eh' als der Weihrauch, den ihm Heuchler bringen.
 Und einsam stehn im Haine und vergessen
 Jetzt ohne Deutung, einzig die Zypressen.

3.

Die Vögel, die dann auf den grünen Zweigen
 Mit lautem Sang das Morgenrot verkünden,
 Die schon erkennen, wenn die Wolken neigen
 Ihr feuchtes Haupt zu niedern Tälgründen,
 Daß bald die Sonne wird den Thron besteigen,
 Das sind die Männer aus dem Dichterreigen;
 Ihr Wort wird fortgetragen an den Winden,
 Die, frei, sich gern mit freiem Wort verbünden.
 Die Sänger stehn nicht auf der Schlösser Warten —
 Die Adelsschlösser sanken längst, zertrümmert —
 Von stolzen Eichen, die im Sturm nicht knarnten,
 Sehn sie zur Sonne kühn und unbekümmert;

Ob sie der Strahl des Lichtes, des langerharrten,
 Auch blende, wenn er rein die Welt umschimmert,
 Und ich bin einer auch der freien Sängern;
 Die Eiche Börne ist's, an deren Ästen
 Ich aufgeklimmen, wenn im Tal die Dränger
 Um Deutschland enger ihre Ketten preßten.
 Ja, einer bin ich von den kecken Vögeln,
 Die in dem Äthermeer der Freiheit segeln;
 Und wär' ich Sperling nur in ihren Zügen —
 Ich wäre Sperling lieber unter ihnen,
 Als Nachtigall, sollt' ich im Käfig liegen,
 Und mit dem Liede einem Fürsten dienen.

4.

Dann trägt das Schiff, das durch die Wogen schäumt,
 Nicht Waaren mehr, um einz'le zu bereichern,
 Nicht dient's dem gier'gen Kaufmann mehr zu Speichern,
 Es bringt die Saat, der Menschenglück entkeimt;
 Es ist ein Roß, das jugendfroh sich bäumt,
 Sein Reiter bringt den Heuchlern Tod und Schleichern,
 's ist Einer von den mut'gen Gramverscheuchern,
 's ist ein Gedanke, der von Freiheit träumt.
 Die Flagge trägt nicht mehr des Königs Wappen,
 Dem sich das Schiffsvolk beugt mit Furcht und Zittern —
 Sie trägt die Wolk', um die nach Ungewittern,
 Wenn sie der Blitz zerriß mit seinen Schlägen,
 Sich sühnend will der Friedensbogen legen.

5.

Dann wölbt die Liebe Brücken, unsichtbare,
 Von Herz zu Herzen; ob durch ihren Bogen
 Herniederbraust der rasche Strom der Jahre,
 Der Strom der Leidenschaften, schaumumflogen,
 Die Brücke wankt nicht, die demantharte,
 Und d'rüber weht der Freiheit Lichtstandarte
 Und d'rüber geht der Mensch; wohin er sendet
 Den Blick, wohin sein Fuß ihn möge tragen,
 Er sieht ein gastlich Dach gen Himmel ragen,
 Erquickung wird ihm gerne stets gesendet;
 Wo er sich legt, das Auge schlafgeblendet,
 Da fühlt er heimisch sich und sonder Zagen.
 Zum Äther aber wölbet neue Brücken
 Ein rein'rer Glaube, d'rauf die Menschen dreister

Zum Himmel geh'n, demütig-stolz zu blicken
 In's Aug' dem ew'gen Urbild aller Geister.
 Aus seinem Schoße sind sie ausgegangen,
 Zu seinem Schoße kehren sie hinwieder,
 Sich fühlend als der Geisteskette Glieder,
 Die ewig die Materie umfassen.

6.

Ein neuer Wein wird dann die Becher füllen,
 Der Freiheit Wein, zu üppiger Berauschung;
 Er wird die Sinne nicht in Nebel hüllen,
 Gibt neuen Sinn in glücklicher Vertauschung,
 Daß du vermagst, die Melodie der Sphären
 Dir aufzufangen mit des Ohres Lausung,
 Daß in den Adern sich dein Blut verklären,
 Zu Äther wird, der die Unendlichkeiten
 Durchströmt, daß deine Blicke durch den hehren
 Uralten Raum, wie kecke Krieger schreiten,
 Und Sterne sich erobern in der Höh';
 Dazwischen, wie Irrlichterscheine, gleiten
 Vorbei die Bilder aus vergang'nem Weh'.

7.

Und dann ersteht ein Calderon, ein neuer,
 Ein Perlenfischer in dem Meer der Dichtung,
 Von Bildern flammt sein Lied, die Opferfeuer
 Von duft'ger Cedernblöcke hoher Schichtung;
 Es rauscht sein Sang, es rauscht die gold'ne Leier
 Von des Tyrannen blutiger Vernichtung:
 Die Menschheit horcht dem stolzen Siegesliede,
 Und alle Welt durchhaucht der milde Friede.
 Auch jener singt, wie einst den Sieg erstritten
 Die Menschheit über der Tyrannen Heere
 Auf der Mantibler Brücke¹⁾, wo sie mitten
 Durch alle Lanzen eindrang in das hehre
 Gelobte Freiheitsland mit kühnen Schotten;
 Wie da sie ward der Arzt der eignen Ehre,
 Sie, die so lang', gleich dem standhaften Fürsten,
 In Ketten mußte nach Erlösung dürsten.

¹⁾ Alle in dieser Strophe gesperrt gedruckten Bezeichnungen sind Namen Calderonscher Dramen, die Engels im Original in der Anmerkung spanisch anführt.

Tochter der Luft, stieg da die Freiheit nieder,
 Zur Erde fröhlich aus des Äthers Raum,
 Sang ihre wundervollen Zauberlieder,
 Da ward das Leben rings ein süßer Traum.
 Da glänzte klar der Freude Becher wieder
 Und ungetrübt voll wilder Gärung Schaum;
 Die Sonne scheucht die Wolken wie die Sorgen
 Und bringt, stets froh, April- und Maientmorgen.

8.

Doch wann wird jene neue Sonn' erstehen,
 Wann wird die alte Zeit zusammen krachen?
 Wir sah'n die alte Sonne untergehen,
 Wie lang wird uns die finstre Nacht umdachen?
 Durch Wolkenschleier lugt der trübe Mond,
 Der Nebel lagert auf den Tälergründen;
 Im Nebel ruht, was auf der Erde wohnt,
 Wir, die wir wachen, tappen wie die Blinden.
 Geduld, die Wolken, die den Mond umringen,
 Scheucht vor sich her die Sonne schon im Steigen,
 Die Nebel, die sich durch die Täler schlingen,
 Sind morgendhauch-geweckte Geisterreigen.
 Im Osten tanzt der Morgenstern empor,
 Blutrote Strahlen durch die Nebel schießen —
 Seht ihr nicht Blumen schon den Kelch erschließen,
 Schmettert nicht schon der Vöglein froher Chor?
 Der halbe Himmel strahlt im lichten Scheine,
 Schneegipfel werden Rosenedelsteine;
 Die gold'nen Wolken, die dort aufgeschossen,
 Die Häupter sind's von edlen Sonnenrossen;
 Schaut dorthin, wo die dicht'sten Strahlen fließen,
 Die junge Sonne jubelnd zu begrüßen!

Sanct Helena.

Fragment.

Du stolzer Fels in Meereseinsamkeit,
 Du harte Gruft des größten Felsenherzen,
 Das hier gedacht der selbstgeschaff'nen Zeit,
 Das hier verschied an des Prometheus Schmerzen;
 Wie stehst du da im schwarzen Priesterkleid,
 Du, eine jener ausgeglühten Kerzen,
 Die Gott, als er die Welt gesetzt zusammen,
 Entbrannt, um Licht zu seinem Werk zu flammen.

Wohl möchten sie zu dir den Heros senden,
 Der als ein neu Jahrhundert ward geboren,
 Mit seinen Blitzen muß Erleuchtung spenden,
 Mit seinem Donner füllen alle Ohren,
 Bis, ungehört, sich in des Weltraums Wänden
 Des Kindes erster Wehschrei sich verloren;
 Dann warf die Zeit, in ihren bitteren Scherzen,
 Ihn zu den andern ausgeglühten Kerzen.

Brief an Wilhelm Graeber

Mein lieber Wilhelm!

Bremen, 20. November 1840.

Es ist nun schon wenigstens ein halbes Jahr vorbei, daß Du mir nicht geschrieben hast. Was soll ich zu solchen Freunden sagen? Du schreibst nicht, Dein Bruder schreibt nicht, der Wurm schreibt nicht, Grel schreibt nicht, Heuser schreibt nicht, der W. Blank läßt keine Zeile erblicken, von Plümacher ist mir noch weniger etwas bewußt, sacré tonnerre, was soll ich dazu sagen? Meine Rolle Kanaster war noch sieben Pfund schwer, als ich Dir zum letzten male schrieb, jetzt ist kaum noch ein Kubikzoll davon übrig, und noch keine Antwort. Statt dessen jubiliert Ihr in Barmen herum, — wartet Kerls, als ob ich nicht von jedem Glase Bier wüßte, das Ihr seitdem getrunken habt, ob Ihr's in einem oder mehreren Zügen getrunken habt.

Namentlich Du solltest Dich schämen, über meine politischen Wahrheiten loszuziehen, Du politische Schlafmütze. Wenn man Dich auf Deiner Landpfarre, denn ein höheres Ziel wirst Du doch wohl nicht erwarten, ruhig sitzen und jeden Abend mit der Frau Pfäffin und den etwaigen jungen Pfäfflein spazieren gehen läßt, ohne Dir eine Kanonenkugel vor die Nase zu schicken, bist Du seelenvergnügt und kümmerst Dich nicht um den frevelhaften F. Engels, der gegen das Bestehende raisonnirt. O ihr Helden! Aber ihr werdet dennoch in die Politik hereingerissen, der Strom der Zeit überflutet Eure Idyllenwirtschaft und dann steht Ihr da wie die Ochsen am Berge. Tätigkeit, Leben, Jugendmut, das ist der wahre Witz!

Von dem großartigen Ulk, den unser gemeinschaftlicher Freund Krummacher hier angeregt hat, werdet Ihr nun wohl schon gehört haben. Jetzt ist es so ziemlich vorbei, aber es ist arg gewesen. Die Panieliter haben sich bataillonsmäßig formiert, haben das Arsenal der Bürgerwehr gestürmt und sind mit einer großen dreifarbigem Fahne durch die Stadt gezogen. Sie sangen Ein freies

Leben führen wir und Vivat Paniel, Paniel lebe, Paniel ist ein braver Mann. Die Krummacherianer scharten sich auf dem Domshof, besetzten das Rathaus, wo gerade der Senat Sitzung hielt, und plünderten die Waffenkammer. Mit Hellebarden und Morgensternen bewaffnet, stellten sie sich auf dem Domshof in ein Karree, richteten die beiden Kanonen, die an der Hauptwache stehen (Pulver hatten sie aber nicht), gegen die Obernstraße, von wo die Panieliter kamen, und erwarteten so den Feind. Dieser aber, als er vor den Kanonen angekommen war, kamen von der andern Seite auf den Markt, und besetzten ihn [sic!]. Die 600 Mann starke Reiterei okkupierte den Grasmarkt, gerade den Krummacherianern gegenüber, und war des Kommandos zum Einhauen gewärtig. Da trat der Bürgermeister Smidt aus dem Rathause. Er ging zwischen die Parteien, stellte sich festen Fußes auf den Stein, auf dem die Giftmischerin Gottfried hingerichtet wurde, und welcher gerade einen halben Zoll aus dem Pflaster hervorragt, und sprach, zu den Krummacherianern gewendet: „Ihr Männer von Israel!“ Dann drehte er sich zu den Panielitern: „*ἄνδρες Ἀθηναῖοι*“¹⁾ Dann wandte er sich bald rechts bald links und hielt folgende Rede: Sintemal Krummacher ein Fremder ist, so ziemt es sich nicht, daß ein Streit, den er erregt hat, in unsrer guten Stadt ausgefochten werde. Ich schlage also den geehrten Teilen vor, sich gütigst auf die Bürgerweide begeben zu wollen, welche für dergleichen Szenen ein sehr passendes Terrain bietet.

Dies wurde billig befunden, die Parteien zogen zu verschiedenen Toren hinaus, nachdem Paniel sich mit dem steinernen Schilde und Schwerte Rolands bewaffnet hatte. Den Oberbefehl der Krummacherianer, welche 6239^{1/2} Mann stark waren, übernahm Pastor Mallet, der 1813 den Feldzug mitgemacht hat; er befahl, Pulver zu kaufen und ein paar kleine Pflastersteine mitzunehmen, um sie in die Kanonen zu laden. Auf der Bürgerweide angekommen, ließ Mallet den Kirchhof besetzen, der daran stößt und von einem breiten Graben umgeben ist. Er stieg auf das Monument des Gottfried Menken und befahl die Kanonen auf dem Wall des Kirchhofs aufzufahren. Aber aus Mangel an Pferden waren die Kanonen nicht fortzuschaffen gewesen. Inzwischen war es neun Uhr abends und pechdunkel. Die Heere biwakierten, Paniel in Schwachhausen, einem Dorfe, Mallet in der Vorstadt. Das Hauptquartier war in der Reitbahn vor dem Herdentore, welche zwar schon von einer Kunstreiterbande okkupiert war, aber als Pastor Kohlmann von Horn in der Bahn einen Abendgottesdienst hielt, liefen die

¹⁾ Männer von Athen.

Reiter weg. Dies geschah am 17. Oktober. Am 18. morgens rückten die beiden Armeen aus. Paniel, der $4267\frac{3}{4}$ Mann zu Fuß und $1689\frac{1}{4}$ Reuter hatte, griff an. Eine Infanteriekolonnie, die Paniel selbst anführte, drang auf das erste Treffen Mallets ein, welches aus seinen Katechisationsschülern und einigen zelotischen Frauen bestand. Nachdem drei alte Weiber gespießt und sechs Katechumenen erschossen waren, stob das Bataillon auseinander und wurde von Paniel in den Chausseegraben geworfen. Auf dem rechten Flügel Paniels stand Pastor Capelle, der mit drei Schwadronen Kavallerie, die aus den jungen Comptoiristen gebildet war, Mallet umging und ihm in den Rücken fiel; er besetzte die Vorstadt und nahm dem Mallet so seine Operationsbasis. Paniels linker Flügel rückte unter Pastor Rothes Befehl auf die Horner Chaussee und drängte den Jünglingsverein, der mit den Hellebarden nicht umzugehen wußte, auf das Gros von Mallets Armee zurück. Da hörten wir, unsrer sechse, in der Fechtstunde das Schießen, stürzten mit Fecht-Jacken, -Handschuhen, -Masken und -Hüten heraus, das Tor war geschlossen, ein Angriff auf die Wache verschaffte uns den Schlüssel, und so kamen wir, das Rapier in der Hand, auf dem Kampfplatz an. Richard Roth von Barmen formierte den zersprengten Jünglingsverein aufs neue, während Höller von Solingen sich mit dem Rest der Katechumenen in ein Haus warf; ich und drei andre hieben ein paar Panieliter vom Pferde, stiegen auf, warfen, vom Jünglingsverein unterstützt, die feindliche Kavallerie; Mallets Hauptarmee rückte vor, unsre Rapiere verbreiteten Quarten, Terzen, Schrecken und Tod, und in einer halben Stunde waren die Rationalisten zerstreut. Jetzt kam Mallet, um zu danken, und als wir sahen, für wen wir gefochten hatten, sahen wir uns erstaunt an.

Se non è vero, è come spero ben trovato.¹⁾ Schreibt nun aber bald. Und animiere den Wurm, daß er mir schreibt.

Fr. Engels.

Siegfrieds Heimat.

Do wuchs in Niderlanden eins richen Küneges kint,
 Sin vater hiez Siegmunt, sin muoter Siglint,
 In einer bürge riche, diu witen was bekant,
 Niden bi dem Rine, diu was ze Santen genant.

Der Nibelunge Not, 20.

Nicht allein oberhalb Köln sollte der Rhein besucht werden, und namentlich die deutsche Jugend sollte sich nicht dem reisenden

¹⁾ Wenn es nicht wahr ist, ist es, wie ich hoffe, gut erfunden.

John Bull gleichstellen, der sich von Rotterdam bis Köln in der Kajüte des Dampfschiffes langweilt, und erst dann aufs Verdeck steigt, weil hier sein Panorama des Rheins von Köln bis Mainz oder sein Guide for travellers on the Rhine beginnt. Die deutsche Jugend sollte sich einen wenig besuchten Ort zum Wallfahrtsorte wählen, ich meine die Heimat Hürnensiegfrieds, Xanten.

Römerstadt, wie Köln, blieb es im Mittelalter klein und äußerlich unbedeutend, während Köln groß wurde und einem kurfürstlichen Erzbistume den Namen gab. Aber Xantens Kathedrale blickt in herrlicher Vollendung weithin in die Prosa der holländischen Sandfläche, und Kölns kolossalerer Dom blieb Torso; aber Xanten hat Siegfried und Köln nur den heiligen Hanno, und was ist das Hannolied gegen die Nibelungen!

Ich kam vom Rheine her. Durch enge, verfallene Tore trat ich in die Stadt; schmutzige, enge Gassen führten mich auf den freundlichen Markt, und von dort schritt ich auf ein überbautes Tor in der Mauer zu, die den ehemaligen Klosterhof mit der Kirche umgrenzte. Über dem Tore, rechts und links, unter den beiden Türmchen, standen zwei Basreliefs, unverkennbar zwei Siegfriede, leicht von dem Schutzpatron der Stadt, dem über jeder Haustüre abgebildeten heiligen Viktor zu unterscheiden. Der Held steht da, im enganschließenden Schuppenpanzer, den Speer in der Hand, auf dem Bilde rechts dem Lindwurm den Speer in den Rachen rennend, links den „starken Zwerg“ Alberich niedertretend. Es war mir auffallend, diese Bildwerke in Wilhelm Grimms deutscher Heldensage, wo doch sonst alles gesammelt ist, was sich auf den Gegenstand bezieht, nicht erwähnt zu finden. Auch sonst erinnere ich mich nicht, von ihnen gelesen zu haben, und doch gehören sie mit zu den wichtigsten Zeugnissen für die örtliche Anknüpfung der Sage im Mittelalter.

Ich durchschritt den hallenden, gotisch gewölbten Torweg und stand vor der Kirche. Die griechische Baukunst ist helles, heiteres Bewußtsein, die maurische Trauer, die gotische heilige Ekstase; die griechische Architektur ist lichter, sonniger Tag, die maurische sterndurchflimmerte Dämmerung, die gotische Morgenröte. Hier vor dieser Kirche empfand ich, wie niemals, die Gewalt des gotischen Baustils. Nicht zwischen modernen Gebäuden, wie der Kölner Dom, oder gar verbaut mit Häusern, die sich Schwalbennestern gleich daran gehängt haben, wie die Kirche in den norddeutschen Städten, erregt eine gotische Kathedrale den bewältigendsten Eindruck, sondern nur zwischen waldigen Bergen, wie die Kirche von Altenberg im Bergischen oder wenigstens getrennt von allem Fremdartigen, Modernen, zwischen Klostermauern und alten Gebäuden,

wie der Dom von Xanten. Da erst empfindet man es tief, was ein Jahrhundert vollbringen kann, wenn es sich mit aller seiner Macht auf ein Einziges, Großes wirft. Und stände erst der Kölner Dom so frei und dem Blick von allen Seiten, in allen seinen riesigen Dimensionen so offen, wie die Kirche von Xanten, wahrlich, das neunzehnte Jahrhundert müßte sterben vor Scham, daß es mit all seiner Superklugheit dieses Gebäude nicht vollenden kann. Denn wir kennen die religiöse Tat nicht mehr, und darum wundern wir uns auch über eine Mistreß Fry, die im Mittelalter zu den gewöhnlichsten Erscheinungen gehört hätte.

Ich trat in die Kirche; es wurde gerade das Hochamt gehalten. Die Orgeltöne brausten vom Chor herunter, eine jubelnde Schar herzenerobernder Krieger, und jagten durch das hallende Schiff, bis sie sich in den entfernteren Gängen der Kirche verließen. Und laß auch du dein Herz von ihnen bezwingen, Sohn des neunzehnten Jahrhunderts — diese Klänge haben Stärkere und Wildere gebändigt denn du! Sie haben die alten deutschen Götter aus ihren Hainen vertrieben, sie haben die Helden einer großen Zeit über das stürmische Meer, durch die Wüste und ihre niebesiegten Kinder nach Jerusalem geführt, sie sind die Schatten tatendürstender, heißblütiger Jahrhunderte! Dann aber, wenn die Posaunen das Wunder der Transsubstantiation verkünden, wenn der Priester die blitzende Monstranz erhebt und alles Bewußtsein der Gemeinde trunken ist vom Wein der Andacht, dann stürze hinaus, rette dich, rette dein Denken aus diesem Meere des Gefühls, das durch die Kirche wogt, und bete draußen zu dem Gott, des Haus nicht von Menschenhänden gemacht ist, der die Welt durchhaucht und im Geist und in der Wahrheit angebetet sein will.

Erschüttert ging ich weg und ließ mich zu einem Gasthof, dem einzigen des Städtchens, zeigen. Als ich in die Wirtsstube trat, merkte ich, daß ich in Hollands Nachbarschaft sei. Eine seltsam gemischte Ausstellung von Gemälden und Kupferstichen an den Wänden, ins Glas geschnittenen Landschaften an den Fenstern, Goldfischen, Pfauenfedern und tropischen Blattgerippen vor dem Spiegel zeigte recht deutlich den Stolz des Wirtes, Dinge zu besitzen, die andere nicht haben. Diese Raritätensucht, die in entschiedener Geschmacklosigkeit sich mit den Produkten der Kunst und Natur, gleichviel ob schön oder häßlich, umgibt und die sich am wohlsten in einem Zimmer befindet, das von solchen Unsinnigkeiten strotzt, das ist die Erbsünde des Holländers. Welch' ein Schauer ergriff mich aber erst, als der gute Mann mich in seine Gemäldesammlung führte! Ein kleines Zimmer, die Wände ringsum dicht bedeckt von Gemälden geringen Wertes, obwohl er be-

hauptete, Schadow habe ein Porträt, welches freilich viel hübscher war, als die übrigen, für einen Hans Holbein erklärt. Einige Altarbilder von Jan van Kalkar (einem benachbarten Städtchen) hatten lebhaftes Kolorit und würden dem Kenner interessant gewesen sein. Aber wie war dieses Zimmer noch sonst dekoriert! Palmblätter, Korallenzweige und dergleichen ragten aus jeder Ecke hervor, ausgestopfte Eidechsen waren überall angebracht, auf dem Ofen standen ein paar von bunten Seemuscheln zusammengesetzte Figuren, wie man sie namentlich in Holland häufig findet; in einer Ecke stand die Büste des Kölner Wallraf und unter ihr hing der mumienhaft ausgedörrte Leichnam einer Katze, die mit einem Vorderfuß einem gemalten Christus am Kreuz grade ins Gesicht trat. Sollte einer meiner Leser einmal nach Xanten in dies einzige Hotel verschlagen werden, so frage er den gefälligen Wirt nach seiner schönen antiken Gemme; er besitzt eine wunderschöne, in einen Opal geschnittene Diana, die mehr wert ist als seine ganze Gemäldesammlung.

In Xanten muß man nicht versäumen, die Sammlung von Altertümern des Herrn Notar Huber zu sehen. Hier ist fast alles vereinigt, was auf dem Boden der Castra vetera ausgegraben und aufgefunden wurde. Die Sammlung ist interessant, doch enthält sie nichts von besonderem Kunstwert, wie das von einer Militärstation, wie Castra vetera war, auch zu erwarten ist. Die wenigen schönen Gemmen, die hier gefunden wurden, sind ganz zerstreut in der Stadt; das einzige größere Denkmal der Skulptur ist eine etwa drei Fuß lange Sphinx im Besitz des erwähnten Gastwirts; sie ist von gewöhnlichem Sandstein, schlecht erhalten, übrigens auch nie schön gewesen.

Ich ging vor die Stadt und bestieg einen Sandberg, die einzige natürliche Erhöhung in weitem Kreise. Das ist der Berg, wo nach der Sage Siegfrieds Burg gestanden hat. Am Eingange eines Fichtenwaldes setzte ich mich nieder und sah auf die Stadt herab. Von allen Seiten durch Dämme umgeben, lag sie in einem Kessel, über dessen Rand sich nur die Kirche majestätisch erhob. Rechts der Rhein, der mit breiten, blinkenden Armen eine grüne Insel umschließt, links die Clevischen Berge in blauer Ferne.

Was ist es, das uns in der Sage von Siegfried so mächtig ergreift? Nicht der Verlauf der Geschichte an sich, nicht der schmachlichste Verrat, dem der jugendliche Held unterliegt; es ist die tiefe Bedeutsamkeit, die in seine Person gelegt ist. Siegfried ist der Repräsentant der deutschen Jugend. Wir alle, die wir ein von den Beschränkungen des Lebens noch ungebändigtes Herz im Busen tragen, wissen, was das sagen will. Wir fühlen alle denselben

Tatendurst, denselben Trotz gegen das Herkommen in uns, der Siegfrieden aus der Burg seines Vaters trieb; das ewige Überlegen, die philiströse Furcht vor der frischen Tat ist uns von ganzer Seele zuwider, wir wollen hinaus in die freie Welt, wir wollen die Schranken der Bedächtigkeit umrennen und ringen um die Krone des Lebens, die Tat. Für Riesen und Drachen haben die Philister auch gesorgt, namentlich auf dem Gebiete von Kirche und Staat. Aber das Zeitalter ist nicht mehr; man steckt uns in Gefängnisse, Schulen genannt, wo wir, statt selber um uns zu schlagen, das Zeitwort schlagen so recht zum Spott durch alle Modi und Tempora griechisch durchkonjugieren müssen, und wenn man uns aus der Disziplin losläßt, so fallen wir der Göttin des Jahrhunderts, der Polizei, in die Arme. Polizei beim Denken, Polizei beim Sprechen, Polizei beim Gehen, Reiten und Fahren, Pässe, Aufenthaltskarten und Douanenscheine — es schlage der Teufel Riesen und Drachen tot! Nur den Schein der Tat haben sie uns gelassen, das Rapier statt des Schwertes, und was soll alle Fechterkunst mit dem Rapier, wenn wir sie nicht mit dem Schwerte anwenden dürfen? Und wenn einmal die Schranken durchbrochen werden, wenn die Philisterei und der Indifferentismus einmal überritten wird, wenn der Tatendrang sich Luft macht — seht ihr dort jenseits des Rheines den Turm von Wesel? Die Zitadelle jener Stadt, die eine Burg der deutschen Freiheit genannt wird, sie ist ein Grab der deutschen Jugend geworden, und sie muß der Wiege des größten deutschen Jünglings grade gegenüber liegen! Wer hat dort gegessen? Studenten, welche nicht umsonst wollten fechten gelernt haben, vulgo Duellanten und Demagogen. Jetzt, nach der Amnestie Friedrich Wilhelms IV., darf man sagen, daß diese Amnestie ein Akt nicht nur der Gnade, sondern auch der Gerechtigkeit war. Alle Prämissen und namentlich die Notwendigkeit zugegeben, daß der Staat gegen diese Verbindungen einschreiten mußte, so werden doch alle, die das Wohl des Staates nicht im blinden Gehorsam, in der strikten Subordination sehen, darin mit mir übereinstimmen, daß durch die Behandlung der Beteiligten eine Restitution derselben in Ehren und Würden bedingt war. Die demagogischen Verbindungen unter der Restauration und nach den Julitagen waren ebenso erklärlich, wie sie jetzt unmöglich sind. Wer hatte denn damals jede freie Regung unterdrückt, wer hatte das Pochen des jugendlichen Herzens unter „provisorische“ Kuratel gestellt? Und wie sind jene Unglücklichen behandelt worden? Kann man es leugnen, daß dieser Rechtsfall grade dazu gemacht ist, um alle Nachteile und Fehler der schriftlichen und geheimen Rechtspflege ins hellste Licht zu stellen, um den Widerspruch zu beweisen, daß besoldete Staatsdiener anstatt

unabhängiger Geschwornen über Anklagen auf Vergehen gegen den Staat zu richten haben; kann man es leugnen, daß die ganze Verurteilung in Bausch und Bogen, „im Rummel“, wie die Kaufleute sagen, geschehen ist?

Doch ich will hinuntergehen an den Rhein und lauschen, was die abendrotumstrahlten Wellen der Muttererde Siegfrieds erzählen von seinem Grabe zu Worms und vom versenkten Horte. Vielleicht daß eine gütige Fee Morgana mir das Schloß Siegfrieds neu erstehen läßt und mir vorspiegelt, was seinen Söhnen im neunzehnten Jahrhundert für Heldentaten vorbehalten sind.

Ernst Moritz Arndt.

Wie der treue Eckart der Sage steht der alte Arndt am Rhein und warnt die deutsche Jugend, die nun schon manches Jahr hinüberschaut nach dem französischen Venusberge und den verführerischen, glühenden Mädchen, den Ideen, die von seiner Zinne winken. Aber die wilden Jünglinge achten des alten Recken nicht und stürmen hinüber — und nicht alle bleiben entnervt liegen, wie der neue Tannhäuser Heine.

Das ist Arndts Stellung zur deutschen Jugend von heute. So hoch ihn alle schätzen, so genügt ihnen sein Ideal des deutschen Lebens nicht; sie wollen freieres Walten, vollere, strotzende Lebenskraft, glühendes, stürmisches Pulsieren in den welthistorischen Adern, die Deutschlands Herzblut leiten. Und darum die Sympathie für Frankreich, aber freilich nicht jene Sympathie der Unterwerfung, von der die Franzosen fabeln, sondern jene höhere und freiere, deren Natur von Börne im Franzosenfresser der deutsch-tümlichen Einseitigkeit gegenüber so schön entwickelt ist.

Arndt hat es gefühlt, daß die Gegenwart ihm entfremdet ist, daß sie nicht ihn um seines Gedankens, sondern seinen Gedanken um seiner starken, männlichen Persönlichkeit willen achtet. Und darum mußte es ihm, dem von Talent und Gesinnung, wie von der Zeitentwicklung einer Reihe von Jahren getragenen Manne zur Pflicht werden, seinem Volke ein Denkmal seines Bildungsganges, seiner Denkart und seiner Zeit zu hinterlassen, wie er in seinen vielbesprochenen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“ getan hat.

Vorläufig von der Tendenz abstrahiert, ist das Arndtsche Buch auch ästhetisch allerdings eine der interessantesten Erscheinungen. Diese gedrungene, markige Sprache ist in unserer Literatur lange nicht gehört worden und verdiente auf manchen von der jungen Generation einen dauernden Eindruck zu machen. Lieber straff

als schlaff. Es gibt ja Autoren, die das Wesen des modernen Stils darin sehen, daß jede hervortretende Muskel, jede angespannte Sehne der Rede hübsch mit weichem Fleisch umhüllt wird, selbst auf die Gefahr hin, weibisch zu erscheinen. Nein, da ist mir doch der männliche Knochenbau des Arndtschen Stils lieber als die schwammige Manier gewisser „moderner“ Stilisten! Um so mehr, als Arndt die Absonderlichkeiten seiner Genossen von 1813 möglichst vermieden hat und sich nur im absoluten Gebrauche des Superlativs (wie in den südromanischen Sprachen) dem Affektierten nähert. Eine so horrende Sprachmengerei, wie sie jetzt wieder in Aufnahme gekommen ist, darf man bei Arndt auch nicht suchen; er zeigt im Gegenteil, wie wenig fremde Zweige wir auf unseren Sprachstamm zu pflanzen brauchen, ohne in Not zu kommen. Wahrhaftig, unser Gedankenwagen fährt auf den meisten Wegen besser mit deutschen als mit französischen oder griechischen Rossen, und mit dem Gespötte über die Extreme der puristischen Richtung ist es nicht abgetan.

Treten wir dem Buche näher. Das mit echt dichterischer Hand entworfene Idyll des Jugendlebens nimmt den größten Teil des Buches ein. Der mag Gott immer danken, der seine ersten Jahre so verlebt hat wie Arndt! Nicht im Staube einer großen Stadt, wo die Freuden des Einzelnen von den Interessen des Ganzen erdrückt werden, nicht in Kleinkinderbewahranstalten und philanthropischen Gefängnissen, wo die sprossende Kraft verdumpft, nein, unter freiem Himmel in Feld und Wald bildete die Natur den stählernen Mann, den das verweichlichte Geschlecht wie einen Nordlandsrecken anstaunt. Die große plastische Kraft, mit der Arndt diesen Abschnitt seines Lebens schildert, drängt einem fast die Ansicht auf, als seien alle idyllischen Dichtungen überflüssig, so lange unsere Autoren noch solche Idyllen erleben wie Arndt. Am befremdlichsten wird unserem Jahrhundert jene Selbsterziehung des Jünglings Arndt erscheinen, die germanische Keuschheit mit spartanischer Strenge vereinigt. Diese Strenge aber, wo sie so naiv, so frei von Jahnscher Renommisterei ihr hoc tibi proderit olim¹⁾ für sich hinsummt, kann unserer ofenhockenden Jugend nicht genug empfohlen werden. Eine Jugend, die das kalte Wasser scheut, wie ein toller Hund, die bei dem geringsten Frost drei-, vierfache Kleidung anlegt, die sich eine Ehre daraus macht, wegen Körperschwäche vom Militärdienst frei zu kommen, ist wahrlich eine schöne Stütze des Vaterlandes! Von der Keuschheit vollends zu reden, gilt sie für ein Verbrechen in einer Zeit, wo man gewohnt ist, in jeder

¹⁾ Dies wird dir einst nützen.

Stadt zuerst nach dem „Tor, wo die letzten Häuser stehen“ sich zu erkundigen. Ich bin wahrlich kein abstrakter Moralist, alles asketische Unwesen ist mir verhaßt, ich werde nie mit der gefallenen Liebe rechten; aber es schmerzt mich, daß der sittliche Ernst zu verschwinden droht und die Sinnlichkeit sich selbst als das Höchste zu setzen sucht. Die praktische Emanzipation des Fleisches wird immer neben einem Arndt erröten müssen.

Mit dem Jahre 1800 tritt Arndt in den ihm zugetheilten Beruf. Napoleons Heere überschwemmen Europa, und mit der Macht des Franzosenkaisers wächst Arndts Haß gegen ihn; der Greifswalder Professor protestiert im Namen Deutschlands gegen die Unterdrückung und muß fliehen. Endlich erhebt sich die deutsche Nation und Arndt kehrt zurück. Dieser Teil des Buchs wäre ausführlicher zu wünschen; vor der Nationalbewaffnung und ihren Taten tritt Arndt bescheiden zurück. Statt uns erraten zu lassen, daß er nicht untätig war, hätte er uns seinen Anteil an der Zeitentwicklung ausführlicher darstellen, hätte er die Geschichte jener Tage vom subjektiven Standpunkte aus erzählen sollen. Die späteren Schicksale werden noch weit kürzer behandelt. Bemerkenswert ist hier einerseits die immer bestimmtere Hinneigung zur Orthodoxie im Religiösen, andererseits die mysteriöse, fast untertänige, und die Rute küssende Art, mit der Arndt von seiner Suspension spricht. Wen aber dies befremdete, der wird durch die jüngst in öffentlichen Blättern erlassenen Erklärungen Arndts, in denen er seine Restitution als einen Akt der Gerechtigkeit, nicht als ein Gnadengeschenk ansieht, sich überzeugt haben, daß er noch seine alte Festigkeit und Entschiedenheit besitzt.

Eine besondere Wichtigkeit aber erhält das Arndtsche Buch durch die gleichzeitige Herausgabe einer Masse von Denkwürdigkeiten über den Befreiungskrieg. So wird uns die ruhmvolle Zeit, wo die deutsche Nation seit Jahrhunderten wieder zum ersten Male sich erhebt und auswärtiger Unterdrückung in ihrer ganzen Kraft und Größe sich gegenüberstellte, auf lebendige Weise wieder nahe gebracht. Und wir Deutsche können uns nicht genug an jene Kämpfe erinnern, damit wir unser schläfriges Volksbewußtsein wach erhalten; freilich nicht in dem Sinne einer Partei, die nun alles getan zu haben glaubt und auf den Lorbeern von 1813 ruhend, sich im Spiegel der Geschichte selbstgefällig beschaut, sondern eher im entgegengesetzten. Denn nicht die Abschüttelung der Fremdherrschaft, deren emporgeschrobene, allein auf den Atlasschultern Napoleons ruhende Unnatur über kurz oder lang von selbst zusammenkrachen mußte, nicht die errungene „Freiheit“ war das größte Resultat des Kampfes, sondern dies lag in der Tat selbst

und in einem von den wenigsten Zeitgenossen klar empfundenen Momente derselben. Daß wir uns über den Verlust der nationalen Heiligtümer besannen, daß wir uns bewaffneten, ohne die allergnädigste Erlaubnis der Fürsten abzuwarten, ja die Machthaber zwangen, an unsere Spitze zu treten, kurz, daß wir einen Augenblick als Quelle der Staatsmacht, als souveränes Volk auftraten, das war der höchste Gewinn jener Jahre und darum mußten nach dem Kriege die Männer, die dies am klarsten gefühlt, am entschiedensten danach gehandelt hatten, den Regierungen gefährlich erscheinen. — Aber wie bald schlummerte die bewegende Kraft wieder ein! Der Fluch der Zersplitterung absorbierte den dem Ganzen so nötigen Schwung für die Teile, zerspaltete das allgemeine Deutsche in eine Menge provinzieller Interessen und machte es möglich (sic!), für Deutschland eine Grundlage des Staatslebens zu gewinnen, wie sie Spanien sich in der Verfassung von 1812 geschaffen hat. Im Gegenteil, der sanfte Frühlingsregen von allgemeinen Versprechungen, der uns aus „höheren Regionen“ überraschte, war schon zu viel für unsere von der Unterdrückung niedergebeugten Herzen und wir Narren bedachten nicht, daß es Versprechungen gibt, deren Bruch vom Standpunkte der Nation aus niemals, von dem der Persönlichkeit aus aber sehr leicht zu entschuldigen sein soll. (?)¹⁾ Dann kamen die Kongresse und gaben den Deutschen Zeit, ihren Freiheitsrausch auszuschlafen und sich, erwachend, in dem alten Verhältnis von Allerhöchst und Alleruntertänigst wiederzufinden. Wem die alte Strebenslust noch nicht vergangen war, wer sich noch nicht entwöhnen konnte, auf die Nation zu wirken, den jagten alle Gewalten der Zeit in die Sackgasse der Deutschtümelei. Nur wenige ausgezeichnete Geister schlugen sich durch das Labyrinth und fanden den Pfad, der zur wahren Freiheit führt.

Die Deutschtümler wollten die Tatsachen des Befreiungskrieges ergänzen und das materiell unabhängig gewordene Deutschland auch von der geistigen Hegemonie des Fremden befreien. Aber eben darum war sie Negation und das Positive, mit dem sie sich brüstete, lag in einer Unklarheit begraben, aus der es nie ganz erstand; was davon ans Tageslicht der Vernunft kam, war widersinnig genug. Ihre ganze Weltanschauung war philosophisch bodenlos, weil nach ihr die ganze Welt um der Deutschen willen geschaffen war und die Deutschen selbst die höchste Entwicklungsstufe längst gehabt hatten. Die Deutschtümelei war Negation, Abstraktion im Hegelschen Sinne. Sie bildete abstrakte Deutsche

¹⁾ Dies eingeklammerte Fragezeichen steht im Text.

durch Abstreifung alles dessen, was nicht auf vierundsechzig Ahnen rein deutsch und aus volkstümlicher Wurzel entsprossen war. Selbst ihr scheinbar Positives war negativ, denn die Hinführung Deutschlands zu ihren Idealen konnte nur durch Negation eines Jahrtausends und seiner Entwicklung geschehen, und so wollte sie die Nation ins deutsche Mittelalter oder gar in die Reinheit des Urdeutschtums aus dem Teutoburger Walde zurückdrängen. Das Extrem dieser Richtung bildete Jahn. Diese Einseitigkeit machte denn die Deutschen zum auserwählten Volk Israel und mißkannte alle die zahllosen weltgeschichtlichen Keime, die außer-deutschem Boden entsproßt waren. Namentlich gegen die Franzosen, deren Invasion zurückgedrängt war, und deren Hegemonie in Äußerlichkeiten darin ihren Grund hat, daß sie die Form der europäischen Bildung, die Zivilisation, jedenfalls von allen Völkern am leichtesten beherrschen, gegen die Franzosen wandte sich der bilderstürmende Grimm am meisten. Die großen, ewigen Resultate der Revolution wurden als „welscher Tand“ oder gar „welscher Lug und Trug“ verabscheut; an die Verwandtschaft dieser ungeheuren Volkstat mit der Volkserhebung von 1813 dachte niemand; was Napoleon gebracht hatte: Emanzipation der Israeliten, Geschwornengerichte, gesundes Privatrecht statt des Pandektenwesens, wurde allein um des Urhebers willen verdammt. Der Franzosenhaß wurde Pflicht; der Fluch der Undeutschheit fiel auf jede Anschauungsweise, die sich einen höheren Gesichtspunkt zu erobern wußte. So war auch der Patriotismus wesentlich negativ und ließ das Vaterland ohne Unterstützung im Kampfe der Zeit, während er sich abmühte, für längst eingedeutschte Fremdwörter urdeutsche, schwülstige Ausdrücke zu erfinden. Wäre diese Richtung konkret deutsch gewesen, hätte sie den durch zweitausendjährige Geschichte entwickelten Deutschen genommen, wie sie ihn fand, hätte sie das richtigste Moment unserer Bestimmung, die Zunge zu sein an der Wagschale der europäischen Geschichte, über die Entwicklung der Nachbarvölker zu wachen, hätte sie das nicht übersehen, sie würde alle ihre Fehler vermieden haben. — Es darf auf der andern Seite aber auch nicht verschwiegen werden, daß die Deutschtümelei eine notwendige Bildungsstufe unseres Volksgeistes war und mit der ihr folgenden den Gegensatz bildete, auf dessen Schultern die moderne Weltanschauung steht.

Dieser Gegensatz gegen die Deutschtümelei war der kosmopolitische Liberalismus der süddeutschen Stände, der auf die Negation der Nationalunterschiede und die Bildung einer großen, freien, alliierten Menschheit hinarbeitete. Er entsprach dem religiösen Rationalismus, mit dem er aus der gleichen Quelle, der

Philanthropie des vorigen Jahrhunderts, geflossen war, während die Deutschtümelei konsequent zur theologischen Orthodoxie hinführte, wohin fast alle ihre Anhänger (Arndt, Steffens, Menzel) mit der Zeit gelangt sind. Die Einseitigkeiten der kosmopolitischen Freisinnigkeit sind von ihren Gegnern oft — freilich selbst von einseitigen Standpunkten — aufgedeckt worden, daß ich mich in bezug auf diese Richtung kurz fassen kann. Die Julirevolution schien sie anfangs zu begünstigen, doch wurde dieses Ereignis von allen Parteien ausgebeutet. Die faktische Vernichtung der Deutschtümelei oder vielmehr ihrer Zeugungskraft, datiert von der Julirevolution und war in ihr gegeben. Aber ebenso auch der Sturz des Weltbürgertums, denn die übergreifende Bedeutung der großen Woche war eben die Restitution der französischen Nationalität in ihrer Stellung als Großmacht, wodurch denn die andern Nationalitäten gezwungen waren, sich gleichfalls in sich selbst fester zusammen zu ziehen.

Schon vor dieser jüngsten Welterschütterung arbeiteten zwei Männer im stillen an der Entwicklung des deutschen Geistes, welche vorzugsweise die moderne genannt wird, zwei Männer, die sich im Leben selbst beinahe ignoriert und deren gegenseitige Ergänzung erst nach ihrem Tode erkannt werden sollte, Börne und Hegel. Börne ist oft und mit dem größten Unrecht zum Kosmopoliten gestempelt worden, aber er war deutscher als seine Feinde. Die Hallischen Jahrbücher knüpften neulich eine Besprechung der „politischen Praxis“ an Herrn von Florencourt; aber dieser ist wahrlich nicht ihr Vertreter. Er steht auf dem Punkte, wo sich die Extreme der Deutschtümelei und des Kosmopolitismus berühren, wie dies in der Burschenschaft geschah, und ist von den späteren Fortbildungen des Nationalgeistes nur oberflächlich berührt worden. Der Mann der politischen Praxis ist Börne, und daß er diesen Beruf vollkommen ausfüllte, das ist seine historische Stellung. Er riß der Deutschtümelei ihren prahlerischen Flitterstaat vom Leibe und deckte unbarmherzig auch die Scham des Kosmopolitismus auf, der nur kraftlose frommere Wünsche hatte. Er trat an die Deutschen mit den Worten des Cid: *Lengua sin manos, cuemo osas fablar?* Die Herrlichkeit der Tat ist von keinem so geschildert wie von Börne. Alles ist Leben, alles Kraft an ihm. Nur von seinen Schriften kann man sagen, daß sie Taten für die Freiheit sind. Man komme mir hier nicht mit „Verstandesbestimmungen“, mit „endlichen Kategorien“! Die Art, wie Börne die Stellung der europäischen Nationalitäten und ihre Bestimmung auffaßte, ist nicht spekulativ. Aber das Verhältnis Deutschlands und Frankreichs hat Börne zuerst in seiner Wahrheit entwickelt, und damit der Idee

einen größeren Dienst getan als die Hegelianer, die während dessen Hegels Enzyklopädie auswendig lernten und damit dem Jahrhundert genug getan zu haben glaubten. Eben jene Darstellung beweist auch, wie hoch Börne über der Fläche des Kosmopolitismus steht. Die verstandesmäßige Einseitigkeit war Börne'n so notwendig, wie Hegel'n der übergroße Schematismus; aber statt dies zu begreifen, kommen wir nicht über die derben und oft schiefen Axiome der Pariser Briefe hinaus.

Neben Börne und ihm gegenüber stellte Hegel, der Mann des Gedankens, sein bereits fertiges System vor die Nation hin. Die Autorität gab sich nicht die Mühe, sich durch die abstrusen Formen des Systems und den ehernen Stil Hegels durchzuarbeiten; wie konnte sie auch wissen, daß diese Philosophie sich aus dem ruhigen Hafen der Theorie auf das stürmische Meer der Begebenheiten wagen werde, daß sie das Schwert schon zücke, um geradezu auf die Praxis des Bestehenden loszuziehen? War ja doch Hegel selbst ein so solider, orthodoxer Mann, dessen Polemik gerade gegen die von der Staatsmacht abgelehnten Richtungen, gegen den Rationalismus und den kosmopolitischen Liberalismus ging! Aber die Herren, die am Ruder saßen, sahen nicht ein, daß diese Richtungen nur bekämpft wurden, um der höheren Platz zu machen, daß die neue Lehre erst in der Anerkennung der Nation wurzeln müsse, ehe sie ihre lebendigen Konsequenzen frei entfalten können. Wenn Börne Hegel'n angriff, so hatte er von seinem Standpunkte aus vollkommen Recht, aber wenn die Autorität Hegel'n protegierte, wenn sie seine Lehre fast zur preußischen Staatsphilosophie erhob, gab sie sich eine Blöße, die sie jetzt augenscheinlich bereut. Oder sollte Altenstein, der freilich, noch aus einer liberaleren Zeit herstammend, einen höheren Standpunkt behauptete, hier so sehr freie Hand gehabt haben, daß alles auf seine Rechnung kam? Dem sei, wie ihm wolle, als nach Hegels Tode seine Doktrin von dem frischen Hauche des Lebens angeweht wurde, entkeimten der „preußischen Staatsphilosophie“ Schößlinge, von denen keine Partei sich hatte träumen lassen. Strauß auf theologischem, Gans und Ruge auf politischem Felde werden epochemachend bleiben. Erst jetzt zerteilten sich die matten Nebelflecke der Spekulation in die leuchtenden Ideensterne, die der Bewegung des Jahrhunderts vorleuchten sollen. Man mag der ästhetischen Kritik Ruges immerhin vorwerfen, daß sie nüchtern und im Schematismus der Doktrin befangen ist; es bleibt sein Verdienst, die politische Seite des Hegelschen Systems in ihrer Übereinstimmung mit dem Zeitgeiste dargestellt und in die Achtung der Nation restituirt zu haben. Gans hatte dies nur indirekt getan, indem er die Geschichtsphilosophie

bis auf die Gegenwart fortführte; Ruge hat die Freisinnigkeit des Hegelianismus offen ausgesprochen, Köppen hat sich ihm zur Seite gestellt; beide haben keine Feindschaft gescheut, haben ihren Weg verfolgt, selbst auf die Gefahr einer Spaltung der Schule hin, und darum alle Ehre ihrem Mute! Die begeisterte, unerschütterliche Zuversicht auf die Idee, wie sie dem Neu-Hegelianismus eigen, ist die einzige Burg, wohin sich die Freigesinnten sicher zurückziehen können, wenn die von Oben unterstützte Reaktion ihnen einen augenblicklichen Vorteil abgewinnt.

Das sind die jüngsten Entwicklungsmomente des deutschen politischen Geistes und die Aufgabe unsrer Zeit ist es, die Durchdringung Hegels und Börnes zu vollenden. Im Jung-Hegelianismus ist schon ein gutes Stück Börne und manchen Artikel der Hallischen Jahrbücher würde Börne wenig Anstand nehmen, zu unterschreiben. Aber teils ist die Vereinigung des Gedankens mit der Tat noch nicht bewußt genug, teils ist sie noch nicht in die Nation gedrungen. Noch immer wird von mancher Seite her Börne als der strikte Gegensatz Hegels angesehen; aber ebenso wenig wie Hegels praktische Bedeutung für die Gegenwart (nicht seine philosophische für die Ewigkeit) nach der reinen Theorie seines Systems beurteilt werden darf, ebenso wenig paßt auf Börne ein flaches Absprechen über seine nie geleugneten Einseitigkeiten und Extravaganzen.

Ich glaube hiermit die Stellung der Deutschtümelei zur Gegenwart hinreichend bezeichnet zu haben, um zu einer detaillierteren Besprechung ihrer einzelnen Seiten, wie sie Arndt in seinem Buche auseinander gelegt, übergehen zu können. Die weite Kluft, die Arndten von der jetzigen Generation trennt, spricht sich am klarsten darin aus, daß ihm gerade dasjenige im Staatsleben gleichgültig ist, wofür wir Blut und Leben lassen. Arndt erklärt sich für einen entschiedenen Monarchisten; gut. Ob aber konstitutionell oder absolutistisch, darauf kommt er gar nicht zu sprechen. Der Differenzpunkt ist hier: Arndt und seine ganze Genossenschaft setzt das Wohl des Staats darin, daß Fürst und Volk mit aufrichtiger Liebe einander zugetan sind und sich im Streben nach dem allgemeinen Wohl entgegen kommen. Für uns dagegen steht es fest, daß das Verhältnis zwischen Regierenden und Regierten erst rechtlich geordnet sein muß, ehe es gemütlich werden und bleiben kann. Erst Recht, dann Billigkeit! Welcher Fürst wäre so schlecht, daß er nicht sein Volk liebte und — ich spreche hier von Deutschland — von seinem Volke nicht schon darum geliebt würde, weil er sein Fürst ist? Welcher Fürst aber darf sich rühmen, seit 1815 sein Volk wesentlich weiter gebracht zu haben? Ist es nicht alles unser eigenes Werk, was wir besitzen, ist es nicht unser trotz Kon-

trolle und Aufsicht? Es läßt sich schön reden von der Liebe des Fürsten und des Volkes, und seit der große Dichter von „Heil dir im Siegerkranz“ sang: „Liebe des freien Mann's sichert die steilen Höh'n, wo Fürsten steh'n“, seitdem ist unendlicher Unsinn darüber geschwätzt worden. Man könnte die uns jetzt von einer Seite her drohende Regierungsart eine zeitgemäße Reaktion nennen. Patrimonialgerichte zur Bildung eines hohen Adels, Zünfte zur Wiedererweckung eines „ehrsamen“ Bürgerstandes, Begünstigung aller sogenannten historischen Keime, welche eigentlich alte abgehauene Strünke sind. — Aber nicht nur in bezug auf diesen Punkt hat sich die Deutschtümelei von der entschiedenen Reaktion um die Freiheit ihres Gedankens prellen lassen, auch ihre Verfassungsideen sind Einflüsterungen der Herren vom Berliner Politischen Wochenblatt. Es tat einem wehe, zu sehen, wie selbst der gediegene, ruhige Arndt sich von der sophistischen Goldflitter: „organischer Staat“ hat blenden lassen. Die Phrasen von historischer Entwicklung, Benutzung der gegebenen Momente, Organismus und so weiter müssen ihrer Zeit einen Zauber gehabt haben, von dem wir uns keine Vorstellung machen können, weil wir einsehen, daß es meist schöne Worte sind, die es mit ihrer eignen Bedeutung nicht ernstlich meinen. Man gehe geradezu auf die Gespenster los. Was versteht ihr unter einem organischen Staat? Einen solchen, dessen Institutionen sich mit und aus der Nation im Laufe der Jahrhunderte entwickelt haben, nicht aber aus der Theorie heraus konstruiert sind. Sehr schön; nun kommt die Anwendung auf Deutschland! Dieser Organismus soll darin bestehen, daß die Staatsgenossen sich in Adel, Bürger und Bauern scheiden, benebst allem, was daran hängt. Das soll alles in dem Wort Organismus in nuce¹⁾ verborgen liegen. Ist das nicht eine elende, eine schmäbliche Sophisterei? Selbstentwicklung der Nation, sieht das nicht gerade aus wie Freiheit? Ihr greift zu mit beiden Händen und erhascht — den ganzen Druck des Mittelalters und des ancien regime. Zum Glück kommt diese Taschenspielererei nicht auf Arndts Rechnung. Nicht die Anhänger der Ständeteilung, wir, ihre Gegner, wir wollen organisches Staatsleben. Es handelt sich vorläufig gar nicht um die „Konstruktion aus der Theorie“; aber es handelt sich um das, womit man uns blenden will, um die Selbstentwicklung der Nation. Wir allein meinen es ernstlich und aufrichtig mit ihr; aber jene Herren wissen nicht, daß aller Organismus unorganisch wird, sobald er stirbt; sie setzen die toten Kadaver der Vergangenheit mit ihren galvanischen Drähten in Bewegung und wollen uns

¹⁾ Im Kerne.

aufbinden, das sei kein Mechanismus, sondern Leben. Sie wollen die Selbstentwicklung der Nation fördern und schmieden ihr den Klotz des Absolutismus ans Bein, damit sie rascher voran kommt. Sie wollen nicht wissen, daß das, was sie Theorie, Ideologie oder Gott weiß wie nennen, längst in Blut und Saft des Volks übergegangen und zum Teil schon ins Leben getreten ist; daß damit nicht wir, sondern sie im Utopien der Theorie herumirren. Denn das, was vor einem halben Jahrhundert allerdings noch Theorie war, hat sich seit der Revolution als selbständiges Moment im Staatsorganismus ausgebildet. Und, was die Hauptsache ist, steht die Entwicklung der Menschheit nicht über der der Nation?

Und die Ständewirtschaft? Die Scheidewand zwischen Bürgern und Bauern ist gar nicht da, es ist selbst der historischen Schule kein Ernst damit; diese Scheidewand wird nur pro forma hingestellt, um uns die Absonderung des Adels plausibler zu machen. Um den Adel dreht sich alles, mit dem Adel fällt das Ständewesen. Mit dem Stande des Adels aber sieht es noch schlimmer aus, als mit seinem Bestande. Ein erblicher, ein Majoratsstand ist denn doch wohl nach modernen Begriffen das Allerunsinnigste. Im Mittelalter freilich! Da waren ja auch in den Reichsstädten (wie in Bremen z. B. noch) die Zünfte und ihre Privilegien erblich, da gab es reines Bäckerblut und Zinngießerblut. Freilich, was ist der Adelsstolz gegen das Bewußtsein: Meine Ahnen waren Bierbrauer bis ins zwanzigste Glied! Ein Schlächter- oder nach bremischem poetischerem Namen Knochenhauerblut haben wir noch im Adel, dessen von Herrn Fouqué festgesetzter kriegerischer Beruf ja ein fortwährendes Schlachten und Knochenhauen ist. Es ist eine lächerliche Arroganz des Adels, sich für einen Stand zu halten, da nach den Gesetzen aller Staaten ihm gar kein Beruf, weder der kriegerische noch der des großen Grundbesitzes ausschließlich zukommt. Jeder Schrift über den Adel könnte der Vers des Troubadours Wilhelm von Poitiers als Motto vorstehen: „dies Lied soll um ein Nichts sich dreh'n“. Und weil der Adel seine innere Nichtigkeit empfindet, kann kein Adliger den Schmerz darüber verbergen, von dem sehr geistreichen Baron von Sternberg an bis zu dem sehr geistlosen C. L. F. W. G. von Alvensleben. Jene Toleranz, die dem Adel das Vergnügen lassen will, sich für etwas Apartes zu halten, falls er nur sonst keine Privilegien in Anspruch nimmt, ist sehr schlecht angebracht. Denn so lange der Adel noch etwas Apartes vorstellt, so lange will und muß er Vorrechte haben. Wir bleiben bei unserer Forderung: Keine Stände, wohl aber eine große, einige, gleichberechtigte Nation von Staatsbürgern! —

Eine andere Forderung Arndts für seinen Staat sind die Majorate, überhaupt eine den Grundbesitz auf fixe Verhältnisse fest-

stellende Agrargesetzgebung. Auch dieser Punkt verdient, abgesehen von seiner allgemeinen Wichtigkeit, schon darum Beachtung, weil die erwähnte zeitgemäße Reaktion auch in dieser Hinsicht die Dinge wieder auf den Fuß vor 1789 zu setzen droht. Sind doch neuerdings viele geadelt worden unter der Bedingung, ein den Wohlstand der Familie garantierendes Majorat zu stiften! — Arndt ist entschieden gegen die unbeschränkte Freiheit und Teilbarkeit des Grundbesitzes; er sieht als eine unvermeidliche Folge eine Teilung des Landes in Parzellen, von denen keine ihren Mann ernähren kann. Aber er sieht nicht, daß gerade die volle Freigebung des Grundeigentums die Mittel besitzt, alles das im ganzen und großen wieder auszugleichen, was sie im einzelnen allerdings hier und da aus dem Gleise bringen mag. Während die verwickelte Gesetzgebung der meisten deutschen Staaten und die ebenso verwickelten Vorschläge Arndt's Inconvenienzen in den Agrarverhältnissen nie unmöglich machen, sondern höchstens erschweren, hemmen sie zugleich bei dem Eintritt von Mißverhältnissen die freiwillige Rückkehr zur gehörigen Ordnung, machen ein außergewöhnliches Eingreifen des Staats notwendig und hemmen den Fortschritt dieser Gesetzgebung durch hundert kleinliche, aber nie zu umgehende Privatrücksichten. Dagegen kann die Freiheit des Grundes kein Extrem, weder die Ausbildung des großen Landbesitzes zur Aristokratie noch die Zersplitterung der Äcker in allzukleine, nutzlos werdende Stückchen aufkommen lassen. Neigt sich die eine Wagschale zu tief, so konzentriert sich der Inhalt der andern alsbald zur Ausgleichung. Und fliegt der Grundbesitz auch von einer Hand in die andere — ich will lieber das wogende Weltmeer mit seiner großartigen Freiheit als den engen Landsee mit seiner ruhigen Fläche, deren Miniaturwellen alle drei Schritte von einer Landzunge, von einer Baumwurzel, von einem Steine gebrochen werden. Nicht nur, daß die Erlaubnis der Majoratsstiftung eine Einwilligung des Staats in die Bildung einer Aristokratie ist, nein, diese Fesselung des Grundbesitzes arbeitet, wie alle unveräußerliche Erblichkeit, geradezu auf eine Revolution hin. Wenn der beste Teil des Landes an einzelne Familien geschmiedet und den übrigen Staatsbürgern unzugänglich gemacht wird, ist das nicht eine direkte Herausforderung des Volkes? Beruht nicht die Majoratsbefugnis auf einer Ansicht vom Eigentum, die unserer Erkenntnis längst nicht mehr entspricht? Als ob eine Generation das Recht hätte, über das Eigentum aller künftigen Geschlechter, welches sie augenblicklich genießt und verwaltet, unbeschränkt zu verfügen, als ob die Freiheit des Eigentums nicht zerstört würde durch ein Schalten mit demselben, welches alle Nachkommen dieser Freiheit beraubt! Als

ob eine solche Fesselung des Menschen an die Scholle wirklich ewigen Bestand haben könnte! Die Aufmerksamkeit übrigens, die Arndt dem Grundeigentum widmet, ist eine wohlverdiente und die Wichtigkeit des Gegenstandes wäre einer ausführlichen Besprechung von der Höhe der Zeit wohl wert. Die bisherigen Theorien leiden alle an der Erbkrankheit der deutschen Gelehrten, die ihre Selbständigkeit darein setzen, jeder ein apartes System für sich zu haben. — —

Verdienten die retrograden Seiten der Deutschtümelei schon eine genauere Prüfung, teils um des verehrten Mannes willen, der sie als seine Überzeugung verfißt, teils um der Begünstigung willen, welche sie neuerdings in Preußen erfahren haben, so muß eine andere Richtung derselben darum um so entschiedener zurückgewiesen werden, weil sie augenblicklich unter uns wieder überhand zu nehmen droht — der Franzosenhaß. Ich will mit Arndt und den übrigen Männern von 1813 nicht rechten, aber das servile Gewäsch, das die Gesinnungslosigkeit jetzt in allen Zeitungen gegen die Franzosen verführt, ist mir durch und durch zuwider. Es gehört ein hoher Grad von Untertänigkeit dazu, um durch den Julitratat überzeugt zu werden, daß die orientalische Frage eine Lebensfrage ist und Mehemed Ali unser Volkstum gefährdet. Von diesem Standpunkte aus hat denn Frankreich freilich durch die Unterstützung des Ägpters dasselbe Verbrechen an der deutschen Nationalität begangen, dessen es sich im Anfange dieses Jahrhunderts schuldig machte. Es ist traurig, daß man nun schon seit einem halben Jahre kein Zeitungsblatt mehr in die Hand nehmen kann, ohne der franzosenfressenden Wut zu begegnen, die neu erwacht ist. Und wozu? Um den Russen Gebietszuwachs und den Engländern Handelsmacht genug zu geben, daß sie uns Deutschen ganz einklemmen und zerdrücken können! Das stabile Prinzip Englands und das System Rußlands, das sind die Erbfeinde des europäischen Fortschritts, nicht aber Frankreich und seine Bewegung. Aber weil zwei deutsche Fürsten dem Traktat beizutreten für gut fanden, ist die Sache plötzlich eine deutsche, Frankreich der alte gottlose, „welsche“ Erbfeind, und die ganz natürlichen Rüstungen des allerdings beleidigten Frankreichs sind ein Frevel an der deutschen Nation. Das alberne Geschrei einiger französischer Journalisten nach der Rheingrenze wird weitläufiger Erwidernungen wert gehalten, die leider von den Franzosen gar nicht gelesen werden, und Beckers Lied: „Sie sollen ihn nicht haben“ wird parforce zum Volksliede gemacht. Ich gönne Becker'n den Erfolg seines Liedes, ich will den poetischen Inhalt desselben garnicht untersuchen, ich freue mich sogar, vom linken Rheinufer so deutsche Gesinnung zu

vernehmen, aber ich finde es mit den in diesen Blättern bereits darüber erschienenen Artikeln, die mir eben zu Gesichte kommen, lächerlich, daß man das bescheidene Gedicht zur Nationalhymne erheben will. „Sie sollen ihn nicht haben“; also wieder negativ? Können ihr mit einem negierenden Volksliede zufrieden sein? Kann deutsches Volkstum nur in der Polemik gegen das Ausland eine Stütze finden? Der Text der Marseillaise ist trotz aller Begeisterung nicht viel wert, aber wie viel edler ist hier das Übergreifen über die Nationalität hinaus zur Menschheit. Und — nachdem Burgund und Lothringen uns entrissen, nachdem wir Flandern französisch, Holland und Belgien unabhängig werden ließen, nachdem Frankreich mit dem Elsaß schon bis an den Rhein vorgedrungen und nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der ehemals deutschen linken Rheinseite noch unser ist, jetzt schämen wir uns nicht, groß zu tun und zu schreien: das letzte Stück sollt ihr wenigstens nicht haben. O über die Deutschen! Und wenn die Franzosen den Rhein hätten, so würden wir doch mit dem lächerlichsten Stolz rufen: Sie sollen sie nicht haben, die freie deutsche Weser und so fort bis zur Elbe und Oder, bis Deutschland zwischen Franzosen und Russen geteilt wäre, und uns nur zu singen bliebe: Sie sollen ihn nicht haben, den freien Strom der deutschen Theorie, so lang er ruhig wallend ins Meer der Unendlichkeit fließt, so lange noch ein unpraktischer Gedankenfisch auf seinem Grund die Flosse hebt! Statt daß wir Buße tun sollten im Sack und in der Asche für die Sünden, durch die wir alle jene schönen Länder verloren haben, für die Uneinigkeit und den Verrat an der Idee, für den Provinzial-Patriotismus, der vom Ganzen um des lokalen Vorteils willen abfällt, und für die nationale Bewußtlosigkeit. Allerdings ist es eine fixe Idee bei den Franzosen, daß der Rhein ihr Eigentum sei, aber die einzige des deutschen Volkes würdige Antwort auf diese anmaßende Forderung ist das Arndtsche: „Heraus mit dem Elsaß und Lothringen!“

Denn ich bin — vielleicht im Gegensatz zu vielen, deren Standpunkt ich sonst teile, allerdings der Ansicht, daß die Wiedereroberung der deutschsprechenden linken Rheinseite eine nationale Ehrensache, die Germanisierung des abtrünnig gewordenen Hollands und Belgiens eine politische Notwendigkeit für uns ist. Sollen wir in jenen Ländern die deutsche Nationalität vollends unterdrücken lassen, während im Osten sich das Slawentum immer mächtiger erhebt? Sollen wir die Freundschaft Frankreichs mit der Deutschheit unserer schönsten Provinzen erkaufen, sollen wir einen kaum hundertjährigen Besitz, der sich nicht einmal das Eroberte assimilieren konnte; sollen wir die Verträge von 1815 für ein Urteil des Weltgeistes in letzter Instanz halten?

Aber auf der andern Seite sind wir der Elsässer nicht wert, so lange wir ihnen das nicht geben können, was sie jetzt besitzen, ein freies, öffentliches Leben in einem großen Staate. Es kommt ohne Zweifel noch einmal zum Kampfe zwischen uns und Frankreich, und da wird sich's zeigen, wer des linken Rheinufer's würdig ist. Bis dahin können wir die Frage ruhig der Entwicklung unserer Volkstümlichkeit und des Weltgeistes anheimstellen, bis dahin wollen wir auf ein klares, gegenseitiges Verständnis der europäischen Nationen hinarbeiten und nach der innern Einheit streben, die unser erstes Bedürfnis und die Basis unserer zukünftigen Freiheit ist. So lange die Zersplitterung unseres Vaterlandes besteht, so lange sind wir politisch Null, so lange sind öffentliches Leben, ausgebildeter Konstitutionalismus, Preßfreiheit und was wir noch mehr verlangen, alles fromme Wünsche, deren Ausführung immer halb bleiben wird; darnach also strebt und nicht nach Extirpation der Franzosen!

Aber dennoch hat die deutschtümliche Negation ihre Aufgabe noch immer nicht ganz vollbracht: es ist noch genug über die Alpen, den Rhein und die Weichsel heimzuschicken. Den Russen wollen wir die Pentarchie lassen; den Italienern ihren Papismus und was daran klebt, ihren Bellini, Donizetti und selbst Rossini, wenn sie mit diesem groß tun wollen gegen Mozart und Beethoven; den Franzosen ihre arroganten Urteile über uns, ihre Vaudevilles und Opern, ihren Scribe und Adam. Wir wollen heimjagen, woher sie gekommen sind alle die verrückten ausländischen Gebräuche und Moden, alle die überflüssigen Fremdwörter; wir wollen aufhören, die Narren der Fremden zu sein und zusammenhalten zu einem einigen, unteilbaren, starken — und so Gott will, freien deutschen Volk.

Brief an Friedrich Graeber.

(22. Februar 1841.)

Ew. Hochwohlerwürden in spe

haben die Gnade gehabt, habuerunt gratiam mir zu schreiben mihi scribendi sc. literas. Multum¹⁾ gaudeo, tibi adjuvasse ad gratificationem triginta thalerorum, speroque, te ista gratificatione usum esse ad bibendum in sanitatem meam. Χαῖρε²⁾, Φύλαξ τοῦ Χριστιανισμοῦ, μέγας Στρανω-

¹⁾ Ich freue mich sehr, Dir zu einer Gratifikation von 30 Thalern verholfen zu haben und ich hoffe, daß Du jene Gratifikation benutzt hast, auf meine Gesundheit zu trinken.

²⁾ Freue Dich, Wächter des Christentums, großer Straußjäger, Stern der Orthodoxie, Beruhigung der Trauer der Pietisten, König der Exegese!!! Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde und der Geist Gottes...

σομαίσις, ἄστρον τῆς ὀρθοδοξίας, παῦσις τῆς τῶν πεισίτων λύπης, βασι-
λεὺς τῆς ἐξηγήσεως!;!;!;

בְּרַשִׁית בְּרַה אֱלֹהִים אֶת־הַשָּׁמַיִם וְאֶת־הָאָרֶץ

schwebte über F. Graeber, als er das Unmögliche tat und bewies, daß zwei mal zwei fünf sind. Oh Du großer Straußenjäger, ich beschwöre Dich im Namen der ganzen Orthodoxie, daß Du das ganze verruchte Straußennest zerstörst und all die halb- ausgebrüteten Straußeneier mit Deinem Sankt Georgsspieß durchbohrest! Reite hinaus in die Wüste des Pantheismus, tapftrer Drachentöter, kämpfe mit dem Leo rugiens Ruge, welcher umhergeht und suchet, wen er verschlinge, vernichte die verdammte Straußenbrut und pflanze das Banner des Kreuzes auf dem Sinai der spekulativen Theologie auf! Laß Dich erlehen; siehe, die Gläubigen warten schon seit fünf Jahren auf den, der der Straußischen Schlange den Kopf zertreten soll, sie haben sich abgeplackt, mit Steinen und Kot, ja mit Mist nach ihr geworfen, aber immer höher schwillt ihr der giftstrotzende Kamm; da Dir das Widerlegen so leicht wird, daß all die schönen Gebäude von selbst über den Haufen stürzen, so mache Dich auf und widerlege das Leben Jesu und den ersten Band der Dogmatik; denn die Gefahr wird immer dringender, das Leben Jesu hat bereits mehr Auflagen erlebt, als alle Schriften Hengstenbergs und Tholucks zusammen, und es wird schon Comment, jeden, der kein Straußianer ist, aus der Literatur herauszuschmeißen. Und die Hallischen Jahrbücher sind das verbreitetste Journal Norddeutschlands, so verbreitet, daß seine preußische Majestät es nicht mehr verbieten kann, so gern er es möchte. Das Verbot der Hallischen Jahrbücher, die ihm alle Tage die größten Grobheiten sagen, würde ihm auf der Stelle eine Million Preußen, die jetzt noch nicht wissen, was sie von ihm denken sollen, zu Feinden machen. Und es ist für Euch die höchste Zeit, sonst werdet Ihr von uns, trotz der frommen Gesinnungen des Königs von Preußen, zum ewigen Stillschweigen verwiesen. Überhaupt solltet Ihr Euch ein wenig mehr Courage anschnallen, damit die Paukerei einmal recht los geht. Aber da schreibt Ihr so ruhig und gelassen, als ob die orthodox-christlichen Aktien hundert Prozent Agio ständen, als ob der Strom der Philosophie ruhig und gelassen, wie zu Zeiten der Scholastiker, zwischen seinen kirchlichen Dämmen flösse, als ob sich zwischen den Mond der Dogmatik und die Sonne der Wahrheit nicht die unverschämte Erde zu einer grauisigen Mondfinsternis eingedrängt hätte. Merkt Ihr denn nicht, daß der Sturm durch die Wälder fährt und alle abgestorbenen Bäume umschmeißt, daß statt des alten ad acta gelegten Teufels

der kritisch-spekulative Teufel erstanden ist und einen enormen Anhang hat? Wir fordern Euch ja alle Tage heraus mit Übermut und Spott, laßt Euch doch auch einmal durch die dicke Haut — sie ist freilich 1800 Jahre alt und etwas lederhart geworden — stechen, und besteigt das Kampfroß. Aber alle Eure Neander, Tholuck, Nitzsch, Bleek, Erdmann und wie sie heißen, das sind so weiche, gefühlvolle Kerls, denen der Degen so possierlich stehen würde, die sind alle so ruhig und bedächtig, so bange vor dem Skandal, daß gar nichts mit ihnen anzufangen ist. Der Hengstenberg und der Leo haben doch noch Courage, aber der Hengstenberg ist so oft aus dem Sattel geworfen worden, daß er ganz lendenlahm ist, und der Leo hat sich bei der letzten Rauferei mit den Hegelingen den ganzen Bart ausrupfen lassen, so daß er sich jetzt mit Anstand nicht mehr sehen lassen kann. Übrigens hat sich der Strauß gar nicht blamiert, denn wenn er vor ein paar Jahren noch glaubte, daß durch sein Leben Jesu der Kirchenlehre kein Eintrag geschähe, so hätte er allerdings, ohne sich etwas zu vergeben, ein „System der orthodoxen Theologie“ lesen können, wie so mancher Orthodoxe ein „System der Hegelschen Philosophie“ liest, wenn er aber, wie das Leben Jesu wirklich zeigt, glaubte, daß der Dogmatik überhaupt durch seine Ansichten kein Eintrag geschähe, so wußte jeder vorher, daß er bald von solchen Ideen zurückkommen würde, wenn er nur einmal die Dogmatik ernstlich vornähme. Er sagt's ja auch gerade heraus in der Dogmatik, was er von der Kirchenlehre hält. Es ist übrigens sehr gut, daß er sich in Berlin angesiedelt hat, da ist er an seinem Platze, und kann durch Wort und Schrift mehr wirken als in Stuttgart.

Daß ich als Poet auf den Hund gekommen sein soll, wird von mehreren Seiten bestritten, und übrigens hat der Freiligrath meine Verse nicht aus poetischen, sondern aus Tendenz- und räumlichen Gründen nicht drucken lassen. Erstens ist er nicht eben liberal, und zweitens sind sie zu spät gekommen; drittens war so wenig Raum da, daß von den für die letzten Bogen bestimmten Gedichten bedeutendes gestrichen werden mußte. Das Rheinlied von N. Becker ist übrigens doch wahrhaftig ein ganz ordinäres Ding und schon so auf den Hund gekommen, daß man es in keinem Journal mehr loben darf. Da ist doch der Rhein von R. E. Prutz ein ganz andres Lied; und andre Gedichte von Becker sind auch weit besser. Die Rede, die er bei dem Fackelzuge gehalten hat, ist das Verworrenste, was mir je vorgekommen ist. Für die Ehrenbezeugungen von den Königen bedanke ich mich. Was soll all das? Ein Orden, eine goldne Tabatiere, ein Ehrenbecher von einem Könige, das ist heutzutage eher eine Schande als eine Ehre. Wir bedanken uns alle

für dergleichen und sind gottlob sicher, denn seit ich meinen Artikel über E. M. Arndt im Telegraphen drucken ließ, wird es selbst dem verrückten König von Bayern nicht einfallen, mir eine solche Narrenschele anzuheften oder den Stempel des Servilismus auf den Hintern zu drücken. Je schuftiger, je kriechender, je serviler einer heutzutage ist, desto mehr Orden kriegt er.

Ich fechte jetzt wütend und werde Euch demnächst alle zusammenhauen. Zwei Duelle hab' ich hier in den letzten vier Wochen gehabt, der Erste hat revoziert, nämlich den dummen Jungen, den er mir, nachdem ich ihn gohrfeigt, aufbrummte, und hat die Ohrfeige noch ungesühnt sitzen; mit dem Zweiten habe ich mich gestern geschlagen und ihm einen famosen Abschluß über die Stirn beigebracht, so recht von oben herunter, eine ausgezeichnete Prime.

Fare well,

Dein F. Engels.

Immermanns Memorabilien¹⁾.

Die Nachricht vom Tode Immermanns war ein harter Schlag für uns Rheinländer, nicht allein wegen der poetischen, sondern auch wegen der persönlichen Bedeutung dieses Mannes, obwohl die letztere noch mehr als die erstere erst recht sich zu entwickeln begann. Er stand in einem eigenen Verhältnisse zu den jüngern literarischen Kräften, die neuerdings am Rheine und in Westfalen erstanden sind; denn in literarischer Hinsicht gehören Westfalen und der Niederhein zusammen, so scharf sie in politischer sich bisher geschieden haben; wie denn auch das „Rheinische Jahrbuch“ für Autoren beider Provinzen einen gemeinsamen Mittelpunkt abgibt. Je mehr der Rhein bisher sich der Literatur fern gehalten hatte, desto mehr suchten jetzt rheinische Poeten sich als Vertreter ihrer Heimat hinzustellen und wirkten so zwar nicht nach einem Plane, aber doch auf ein Ziel hin. Ein solches Streben bleibt selten ohne das Zentrum einer starken Persönlichkeit, der sich die Jüngern unterordnen, ohne ihrer Selbständigkeit etwas zu vergeben, und dieses Zentrum schien für die rheinischen Dichter Immermann werden zu wollen. Er war, trotz mancher Vorurteile gegen die Rheinländer, doch allmählich unter ihnen naturalisiert, er hatte seine Versöhnung mit der literarischen Gegenwart, der die Jüngeren alle angehören, offen vollzogen, ein neuer, frischerer Geist war über ihn gekommen und seine Produktionen fanden immer mehr

¹⁾ Erster Band. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1840.

Anerkennung. So wurde auch der Kreis junger Dichter, die sich um ihn zusammenfanden und aus der Nachbarschaft zu ihm herüberkamen, immer größer; wie oft klappte z. B. nicht Freiligrath, als er in Barmen noch Fakturen schrieb und Conti Correnti rechnete, Memorial und Hauptbuch zu, um einen oder ein paar Tage in Immermanns und der Düsseldorfer Maler Gesellschaft zuzubringen. So kam es, daß Immermann in den Träumen von einer rheinisch-westfälischen Dichterschule, die hier und da auftauchten, einen wichtigen Platz einnahm; er war, ehe Freiligraths Ruhm reifte, der vermittelnde Übergang von der provinziellen zur gemeinsam deutschen Literatur. Wer ein Auge hat für solche Beziehungen und Verknüpfungen, dem ist dies Verhältnis längst kein Geheimnis mehr gewesen; vor einem Jahre deutete unter andern Reinhold Köstlin in der Europa darauf hin, wie Immermann der Stellung entgegen reife, die Goethe in seinen spätern Jahren einnahm. Der Tod hat alle diese Zukunftsträume und Hoffnungen zerrissen.

Wenige Wochen nach dem Tode Immermanns erschienen seine „Memorabilien“. War er, im kräftigsten Mannesalter, schon reif genug, um seine eigenen Denkwürdigkeiten zu schreiben? Sein Schicksal bejaht, sein Buch verneint es. Aber wir haben auch die Memorabilien nicht als den Abschluß eines Greises, der seine Laufbahn dadurch für geschlossen erklärt, mit dem Leben anzusehen; Immermann rechnete vielmehr nur mit einer frühern, mit der exklusiv romantischen Periode seiner Tätigkeit ab, und so waltet freilich ein anderer Geist über diesem Buche, als über den Werken jener Periode. Dazu waren die hier geschilderten Ereignisse durch den mächtigen Umschwung des letzten Dezenniums so fern gerückt, daß sie sogar ihm, ihrem Zeitgenossen, als historisch abgetan erschienen. Und dennoch glaub' ich behaupten zu dürfen, daß Immermann nach zehn Jahren die Gegenwart und ihre Stellung zu der Angel seines Werks, dem Befreiungskriege, höher, freier gefaßt hätte. Vorläufig gilt es jedoch, die Memorabilien so zu betrachten, wie sie einmal sind.

Hatte der frühere Romantiker in den Epigonen schon den höhern Standpunkt Goethescher Plastik und Ruhe angestrebt, ruhte der Münchhausen bereits ganz auf der Basis moderner Dichtungsweise, so zeigt uns sein nachgelassenes Werk noch klarer, wie sehr Immermann die neuesten literarischen Entwicklungen zu würdigen wußte. Der Stil und mit ihm die Form der Anschauung sind ganz modern; nur der durchdachtere Gehalt, die strengere Gliederung, die scharfgeprägte Charaktereigentümlichkeit und die, wenn auch ziemlich verschleierte, antimoderne Gesinnung des Verfassers schei-

den dieses Buch aus der Masse von Schilderungen, Charakteren, Denkwürdigkeiten, Besprechungen, Situationen, Zuständen usw., von denen heuer unsere nach gesunder poetischer Lebensluft schmachttende Literatur eingedunstet wird. Dabei hat Immermann Takt genug, um selten Gegenstände vor das Forum der Reflexion zu bringen, die ein anderes Tribunal ansprechen dürfen als das des baren Verstandes.

Der vorliegende erste Band findet seinen Stoff in „der Jugend vor fünf und zwanzig Jahren“ und den sie beherrschenden Einflüssen. Ein „Avisbrief“ leitet ihn ein, in dem der Charakter des Ganzen aufs treueste dargelegt ist. Auf der einen Seite moderner Stil, moderne Schlagwörter, ja moderne Prinzipien, auf der andern Eigentümlichkeiten des Autors, deren Bedeutung für einen weitem Kreis längst abgestorben ist. Immermann schreibt für moderne Deutsche, wie er mit ziemlich dürrn Worten sagt, für solche, die den Extremen des Deutschtums und des Kosmopolitismus gleich fern stehen; die Nation faßt er ganz modern auf und stellt Prämissen hin, die konsequent auf Selbstherrschaft als Bestimmung des Volks führen würden; er spricht sich entschieden gegen den „Mangel an Selbstvertrauen, die Wut zu dienen und sich wegzuworfen“ aus, an der die Deutschen kranken. Und doch steht daneben eine Vorliebe für das Preußentum, die Immermann nur auf sehr schwache Gründe stützen kann, eine so frostige, gleichgültige Erwähnung der konstitutionellen Bestrebungen in Deutschland, die nur zu deutlich zeigt, daß Immermann die Einheit des modernen geistigen Lebens noch keineswegs erfaßt hatte. Man sieht es deutlich, wie ihm der Begriff des Modernen gar nicht zusagen will, weil er sich gegen manche Faktoren desselben sträubt, und wie er diesen Begriff doch wieder nicht von der Hand weisen kann.

Mit „Knabenerinnerungen“ beginnt das eigentliche Memoire. Immermann hält sein Versprechen, nur die Momente zu erzählen, wo „die Geschichte ihren Durchzug durch ihn gehalten“. Mit dem Bewußtsein des Knaben wachsen die Weltbegebenheiten, steigert sich der kolossale Bau, von dessen Sturz er Zeuge sein sollte; anfangs in der Ferne tosend, brechen die Wogen der Geschichte in der Schlacht bei Jena den Damm Norddeutschlands, strömen über das selbstzufriedene Preußen hin, das „Après moi le déluge“¹⁾ des großen Königs nun auch speziell für seinen Staat bewahrheitend, und überfluten gleich zuerst Immermanns Vaterstadt, Magdeburg. Dieser Teil ist der beste des Buches; Immermann ist stärker in der Erzählung als in der Reflexion, und es ist ihm vortrefflich ge-

1) Nach mir die Sintflut!

lungen, die Spiegelung der Weltbegebenheiten in der eigenen Brust aufzufassen. Dazu ist gerade hier der Punkt, von dem an er sich dem Fortschritte, freilich nur vorläufig, unumwunden anschließt. Ihm ist, wie allen Freiwilligen von 1813, das Preußen vor 1806 das ancien regime dieses Staates, aber auch, was jetzt weniger zugegeben wird, Preußen nach 1806 das durch und durch wiedergeborene, die neue Ordnung der Dinge. Mit der Wiedergeburt Preußens ist es aber eine eigne Sache. Die erste Wiedergeburt durch den großen Friedrich ist bei Gelegenheit des vorigjährigen Jubiläums so gepriesen worden, daß man nicht begreift, wie ein zwanzigjähriges Interregnum schon wieder eine zweite nötig machen konnte. Und dann will man behaupten, daß trotz der zweimaligen Feuer- taufe der alte Adam neuerdings wieder starke Lebenszeichen von sich gegeben habe. In dem vorliegenden Abschnitte verschont uns Immermann jedoch mit Anpreisungen des Status quo, und so wird sich erst im Verlaufe dieser Zeilen näher herausstellen, wo Immermanns Weg sich von der Neuzeit trennt.

„Die Jugend wird, bis sie in das öffentliche Leben eintritt, erzogen durch die Familie, durch die Lehre, durch die Literatur. Als viertes Erziehungsmittel trat für die Generation, welche wir betrachten, noch der Despotismus hinzu. Die Familie hegt und pflegt sie, die Lehre isoliert sie, die Literatur führt sie wieder ins Weite; uns gab der Despotismus die Anfänge des Charakters.“ Nach diesem Schema ist der reflektive Teil des Buches eingerichtet und man wird ihm schwerlich seinen Beifall versagen können, da es den großen Vorteil hat, den Entwicklungsgang des Bewußtseins in der Zeitfolge seiner Stufen aufzufassen. — Der Abschnitt über die Familie ist ganz ausgezeichnet, so lange er bei der alten Familie stehen bleibt, und es ist nur zu bedauern, daß Immermann sich nicht mehr bemüht hat, Licht- und Schattenpartien zu einem Ganzen zu verbinden. Die Bemerkungen, die er hier gibt, sind alle im höchsten Grade treffend. Dagegen zeigt seine Auffassung der neuern Familie wieder, daß er die alte Befangenheit und Verstimmung gegen die Erscheinungen des letzten Jahrzehnts noch immer nicht losgeworden war. Allerdings weicht das „altväterische Behagen“, die Zufriedenheit mit dem heimischen Herde immer mehr einer Mißstimmung, einem Ungenügen an den Genüssen des Familienlebens; aber dagegen verliert sich auch die Philisterei der Hausväterlichkeit, der Glorienschein um die Schlafmütze immer mehr, und die Gründe der Mißstimmung, die Immermann fast alle ganz richtig und nur zu grell hervorhebt, sind eben Symptome einer noch ringenden, nicht abgeschlossenen Epoche. Das Zeitalter vor der Fremdherrschaft war abgeschlossen und trug als solches den

Stempel der Ruhe — aber auch der Untätigkeit, und schleppte sich mit dem Keim des Verfalls. Unser Autor hätte ganz kurz sagen können: die neuere Familie kann sich darum einer gewissen Unbehaglichkeit nicht erwehren, weil neue Ansprüche an sie gemacht werden, die sie mit ihren eignen Rechten noch nicht zu vereinigen weiß. Die Gesellschaft ist, wie Immermann zugibt, eine andere geworden, das öffentliche Leben ist als ganz neues Moment hinzutreten, Literatur, Politik, Wissenschaft, alles das dringt jetzt tiefer in die Familie ein, und diese hat ihre Mühe, alle die fremden Gäste unterzubringen. Da liegt's! Die Familie ist noch zu sehr nach dem alten Stil, um sich mit den Eindringlingen recht zu verständigen und auf guten Fuß zu setzen, und hier gibt es allerdings eine Regeneration der Familie; der leidige Prozeß muß nun einmal durchgemacht werden, und mir däucht, die alte Familie hätte ihn wohl nötig. Übrigens hat Immermann die moderne Familie grade in dem beweglichsten, modernen Einflüssen am meisten zugänglichen Teile Deutschlands, am Rhein, studiert, und hier ist denn das Mißbehagen eines Übergangsprozesses am deutlichsten zu Tage getreten. In den Provinzialstädten des innern Deutschlands lebt und webt die alte Familie noch fort unter dem Schatten des alleinigmachenden Schlafrocks, steht die Gesellschaft noch auf dem Fuße von Anno 1799, und wird öffentliches Leben, Literatur, Wissenschaft mit aller Ruhe und Bedächtigkeit abgefertigt, ohne daß sich jemand in seinem Schlendrian stören ließe. — Zum Belege des über die alte Familie Beigebrachten gibt der Verfasser noch „pädagogische Anekdoten“ und schließt dann mit dem „Oheim“, einem Charakterbilde aus der alten Zeit, den erzählenden Teil des Buches ab. Die Erziehung, die der heranwachsenden Generation von der Familie wird, ist abgeschlossen; die Jugend wirft sich der Lehre und Literatur in die Arme. Hier beginnen die weniger gelungenen Partien des Buches. In Betreff der Lehre wurde Immermann zu einer Zeit von ihr berührt, wo die Seele aller Wissenschaft, die Philosophie, und die Basis dessen, was der Jugend geboten wurde, die Kenntnis des Altertums, in einem windschnellen Umschwunge begriffen waren, und Immermann hatte nicht den Vorteil, diesen Umschwung bis zu seinem Ziele lernend mitmachen zu können. Als es zum Abschluß kam, war er der Schule längst entwachsen. Auch sagt er vorläufig wenig mehr, als daß die Lehre jener Jahre eng gewesen sei, und holt die tiefgreifendsten Hebel der Zeit in gesonderten Artikeln nach. Bei Gelegenheit Fichtes gibt er Philosophisches zum Besten, was unsern Herren vom Begriff seltsam genug vorkommen mag. Er läßt sich hier zu geistreichen Raisonnements über eine Sache verleiten, die zu durchschauen ein

geistreiches und poetisches Auge nicht hinreicht. Wie werden unsere strikten Hegelianer schaudern, wenn sie lesen, wie hier die Geschichte der Philosophie auf drei Seiten dargestellt wird! Und es muß zugestanden werden, daß nicht leicht dilettantischer über Philosophie gesprochen werden kann, als es hier geschieht. Gleich der erste Satz, daß die Philosophie immer zwischen zwei Punkten oszilliere, entweder im Ding oder im Ich das Gewisse aufsuche, ist offenbar der Folge des Fichteschen „Ich“ auf das Kantsche „Ding an sich“ zu Gefallen geschrieben worden und läßt sich zur Not auf Schelling, keinesfalls aber auf Hegel anwenden. — Sokrates wird die Inkarnation des Denkens genannt und ihm eben deshalb die Fähigkeit, ein System zu haben, abgesprochen; in ihm sei die reine Doktrin mit einem unbefangenen Eingehen in die Empirie vereinigt gewesen, und weil dieser Bund über den Begriff hinausging, habe er nur als Persönlichkeit, nicht als Lehre sich manifestieren können. Sind das nicht Sätze, die ein unter Hegelschen Einflüssen herangewachsenes Geschlecht in die größte Verwirrung bringen müssen? Hört da nicht alle Philosophie auf, wo die Übereinstimmung des Denkens und der Empirie „über den Begriff hinausgeht“? Welche Logik hält da stand, wo die Systemlosigkeit der „Inkarnation des Denkens“ als notwendiges Attribut beigelegt wird?

Doch warum Immermann auf ein Gebiet verfolgen, das er selbst nur durchfliegen wollte? Genug, eben so wenig er mit den Philosophemen früherer Jahrhunderte fertig werden kann, eben so wenig weiß er Fichtes Philosophie mit seiner Persönlichkeit zu einigen. Dagegen schildert er den Charakter Fichte, den Redner an die deutsche Nation, und den Turnwüterich Jahn wieder ganz vortrefflich. Diese Charakterbilder werfen mehr Licht auf die wirkenden Kräfte und Ideen, in deren Bereich die damalige Jugend stand, als lange Auseinandersetzungen. Auch da, wo die Literatur das Thema bildet, lesen wir die Darlegung des Verhältnisses, in das sich die „Jugend vor fünf und zwanzig Jahren“ zu den großen Dichtern stellte, weit lieber, als die schwach begründete Beweisführung, daß die deutsche Literatur vor allen ihren Schwestern einen modernen, nichtromantischen Ursprung hat. Es wird immer gezwungen erscheinen, wenn man Corneille aus romantisch-mittelalterlicher Wurzel aufsprießen läßt und von Shakespeare mehr als den rohen Stoff, den er vorfand, dem Mittelalter zuweisen will. Spricht hier vielleicht das nicht ganz reine Gewissen des ehemaligen Romantikers, das den Vorwurf eines fortwährenden Kryptoromantizismus zurückweisen will?

Auch der Abschnitt über den Despotismus, nämlich den Napoleonischen, wird nicht gefallen. Die Heinesche Napoleonsan-

betung ist dem Volksbewußtsein fremd, aber dennoch will es niemanden zusagen, daß Immermann der hier die Unparteilichkeit des Historikers in Anspruch nimmt, als beleidigter Preuße spricht. Er hat es wohl gefühlt, daß hier ein Hinausgehen über den nationaldeutschen und besonders preußischen Standpunkt nötig sei; darum hält er sich im Stil möglichst vorsichtig, paßt die Gesinnung dem Modernen so nah wie möglich an und wagt sich nur an Kleinigkeiten und Nebensachen. Allmählich wird er aber kühner, gesteht, daß es ihm nicht recht eingehen wolle, wie Napoleon zu den großen Männern gerechnet werde, stellt ein vollständiges System des Despotismus auf und zeigt, daß Napoleon in diesem Handwerke ein ziemlicher Stümper und Böhnhase gewesen sei. Das ist aber nicht der rechte Weg, große Männer zu begreifen.

So stellt sich Immermann, — abgesehen von einzelnen Gedanken, die seiner Überzeugung vorausgeeilt sind — allerdings in der Hauptsache dem modernen Bewußtsein fern. Aber dennoch läßt er sich nicht in eine jener Parteien einrangieren, in die man Deutschlands geistigen Status quo zu teilen pflegt. Die Richtung, der er am nächsten zu stehen scheint, die Deutschtümelei, weist er ausdrücklich ab. Der bekannte Immermannsche Dualismus äußerte sich in der Gesinnung als Preußentum einerseits, als Romantik andererseits. Das erstere verlief sich aber allmählich, besonders für den Beamten, in die nüchternste, maschinenmäßigste Prosa, die letztere in eine bodenlose Überschwänglichkeit. So lange Immermann auf diesem Punkte stehen blieb, konnte er sich keine rechte Anerkennung erringen und mußte mehr und mehr einsehen, daß diese Richtungen nicht nur polare Gegensätze waren, sondern auch das Herz der Nation immer gleichgültiger ließen.

Endlich wagte er einen poetischen Fortschritt und schrieb die Epigonen. Und kaum hatte das Werk den Laden des Verlegers verlassen, so gab es seinem Verfasser Gelegenheit, einzusehen, daß nur seine bisherige Richtung einer allgemeineren Anerkennung seines Talentes von seiten der Nation und der jüngeren Literatur entgegen gestanden hatte. Die Epigonen wurden fast überall gewürdigt und gaben Veranlassung zu Diatriben über den Charakter ihres Verfassers, wie sie Immermann bisher nicht gewohnt war. Die junge Literatur, wenn man anders diesen Namen für die Fragmente einer Sache noch brauchen darf, die niemals ein Ganzes war, diese erkannte zuerst die Bedeutung Immermanns und führte ihn erst recht bei der Nation ein. Er war durch die immer schärfer werdende Scheidung zwischen Preußentum und romantischer Poesie sowie durch die verhältnismäßig geringe Popularität, deren seine Schriften genossen, innerlich verstimmt gewesen und hatte seinen

Werken immer mehr den Stempel schroffer Isolierung unwillkürlich aufgedrückt. Jetzt, als er einen Schritt vorwärts getan hatte, kam mit der Anerkennung auch ein anderer, freierer, heiterer Geist über ihn. Die alte jugendliche Begeisterung taute wieder auf und nahm im Münchhausen einen Anlauf zur Versöhnung mit der praktisch-verständigen Seite des Charakters. Seine romantischen Sympathieen, die ihm noch immer im Nacken saßen, beschwichtigte er durch Ghismonda und Tristan; aber Welch ein Unterschied gegen frühere romantische Dichtungen, namentlich welche Plastik gegen Merlin herrscht darin!

Überhaupt war die Romantik für Immermann nur Form; vor der Träumerei der romantischen Schule bewahrte ihn die Nüchternheit des Preußentums; aber diese war es denn auch, die ihn gegen die Zeitentwicklung einigermaßen verstockte. Man weiß, daß Immermann in religiöser Hinsicht zwar sehr freisinnig, in politischer aber gar zu eifriger Anhänger der Regierung war. Durch seine Stellung zur jüngeren Literatur wurde er allerdings den politischen Strebungen des Jahrhunderts näher gestellt und lernte sie von einer andern Seite kennen; wie indes die Memorabilien zeigen, saß das Preußentum noch gar fest in ihm. Dennoch finden sich grade in diesem Buche so manche Äußerungen, die mit der Grundansicht Immermanns so sehr kontrastieren und so sehr auf moderner Basis beruhen, daß ein bedeutender Einfluß der modernen Ideen auf ihn gar nicht zu verkennen ist. Die Memorabilien zeigen klar ein Bemühen ihres Verfassers, mit seiner Zeit gleichen Schritt zu halten, und wer weiß, ob der Strom der Geschichte nicht allmählig den konservativ-preußischen Damm unterwühlt hätte, hinter dem Immermann sich verschanzt hielt.

Und nun noch eine Bemerkung! Immermann sagt, der Charakter jener Epoche, die er in den Memorabilien schildert, sei vorzugsweise jugendlich gewesen; jugendliche Motive seien in Bewegung gesetzt und Jugendstimmungen angeschlagen worden. Ist's mit unserer Epoche nicht ebenso? Die alte Generation in der Literatur ist ausgestorben, die Jugend hat sich des Worts bemächtigt. Von dem heranwachsenden Geschlecht hängt mehr als je unsere Zukunft ab, denn dieses wird über Gegensätze zu entscheiden haben, die sich immer höher hinaufgipfeln. Die Alten klagen zwar entsetzlich über die Jugend und es ist wahr, sie ist sehr unfolgsam; laßt sie aber nur ihre eignen Wege gehen, sie wird sich schon zurechtfinden, und die sich verirren, sind selbst schuld daran. Denn wir haben einen Prüfstein für die Jugend an der neuen Philosophie; es gilt, sich durch sie hindurch zu arbeiten und doch die jugendliche Begeisterung nicht zu verlieren. Wer sich scheut vor

dem dichten Walde, in dem der Palast der Idee steht, wer sich nicht durchhaut mit dem Schwerte und küssend die schlafende Königstochter weckt, der ist ihrer und ihres Reiches nicht wert, der mag hingehen, Landpastor, Kaufmann, Assessor oder was er sonst will, werden, ein Weib nehmen, Kinder zeugen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit, aber das Jahrhundert erkennt ihn nicht als seinen Sohn an. Ihr braucht darum keine Althegelianer zu werden, mit An und für sich, Totalität und Diesigkeit um euch zu werfen, aber ihr sollt die Arbeit des Gedankens nicht scheuen; denn nur die Begeisterung ist echt, die wie der Adler die trüben Wolken der Spekulation, die dünne, verfeinerte Luft in den obern Regionen der Abstraktion nicht scheut, wenn es gilt, der Wahrheitssonne entgegen zu fliegen. Und in diesem Sinne hat denn auch die Jugend von heute die Schule Hegels durchgemacht, und manches Samenkorn aus den dünnen Fruchtkapseln des Systems ist herrlich aufgegangen in der jugendlichen Brust. Das aber gibt auch das größere Vertrauen auf die Gegenwart, daß ihr Schicksal nicht von der tatscheuen Bedächtigkeit, der gewohnheitsmäßigen Philisterei des Alters, sondern von dem edlen, ungebändigten Feuer der Jugend abhängt. Darum laßt uns für die Freiheit kämpfen, so lange wir jung und voll glühender Kraft sind; wer weiß, ob wir's noch können, wenn das Alter uns beschleicht!

**Aus der Militärzeit
in Berlin**

1841—1842

Schelling über Hegel.

Wenn ihr jetzt hier in Berlin irgend einen Menschen, der auch nur eine Ahnung von der Macht des Geistes über die Welt hat, nach dem Kampfplatze fraget, auf dem um die Herrschaft über die öffentliche Meinung Deutschlands in Politik und Religion, also über Deutschland selbst, gestritten wird, so wird er euch antworten, dieser Kampfplatz sei in der Universität, und zwar das Auditorium Nr. 6, wo Schelling seine Vorlesungen über die Philosophie der Offenbarung hält. Denn für den Augenblick sind alle einzelnen Gegensätze, die der Hegelschen Philosophie jene Herrschaft streitig machen, gegen die eine Opposition Schellings verdunkelt, verwischt und zurückgetreten; alle die Angreifer, die außerhalb der Philosophie stehen, Stahl, Hengstenberg, Neander, machen einem Streiter Platz, von dem man sich versieht, daß er den Unbesiegten auf seinem eignen Gebiet bekämpfen wird. Und der Kampf ist wirklich eigentümlich genug. Zwei alte Jugendfreunde, Stubengenossen im Tübinger Stift, treten sich nach vierzig Jahren als Gegner wieder unter die Augen; der eine tot seit zehn Jahren, aber lebendiger als je in seinen Schülern; der andere seit drei Dezennien, wie jene sagen, geistig tot, nun urplötzlich des Lebens volle Kraft und Geltung für sich ansprechend. Wer „unparteiisch“ genug ist, sich beiden gleich fremd zu wissen, d. h. kein Hegelianer zu sein — denn zu Schelling kann nach den paar Worten, die er gesagt hat, sich bis jetzt wohl niemand bekennen — wer also diesen vielberühmten Vorzug der „Unparteilichkeit“ hat, der wird in der Todeserklärung Hegels, die durch Schellings Auftreten in Berlin ausgesprochen ist, die Rache der Götter sehen für die Todeserklärung Schellings, die Hegel seinerzeit verkündete.

Ein bedeutendes, bunt gemischtes Auditorium hat sich eingefunden, um dieses Kampfes Zeuge zu sein. An der Spitze die Notabilitäten der Universität, die Koryphäen der Wissenschaft, Männer, deren jeder eine eigentümliche Richtung hervorgerufen hat, ihnen sind die nächsten Plätze um das Katheder überlassen, und hinter ihnen, durcheinandergewürfelt, wie der Zufall sie zusammenführte, Repräsentanten aller Lebensstellungen, Nationen und Glau-

bensbekenntnisse. Mitten zwischen der übermütigen Jugend sitzt hier und da ein graubärtiger Stabsoffizier und neben ihm wohl gar ganz ungeniert ein Freiwilliger, der in anderer Gesellschaft sich vor Devotion gegen den hohen Vorgesetzten nicht zu lassen wüßte. Alte Doktoren und Geistliche, deren Matrikel bald ihr Jubiläum feiern kann, fühlen den längstvergessenen Burschen wieder im Kopfe spuken und gehen ins Colleg, Judentum und Islam wollen sehen, was es für eine Bewandnis mit der christlichen Offenbarung hat; man hört deutsch, französisch, englisch, ungarisch, polnisch, russisch, neugriechisch und türkisch durcheinander sprechen — da ertönt das Zeichen zum Schweigen und Schelling besteigt das Katheder.

Ein Mann von mittlerer Statur, mit weißem Haar und hellblauem, heitern Auge, dessen Ausdruck eher ins Muntere als ins Imponierende spielt, und vereint mit einigem Embonpoint, mehr auf den gemütlichen Hausvater als auf den genialen Denker schließen läßt, ein hartes, aber kräftiges Organ, schwäbisch-bayrischer Dialekt mit beständigem „Eppes“ für Etwas, das ist Schellings äußere Erscheinung.

Ich übergehe den Inhalt seiner ersten Vorlesungen, um sogleich zu seinen Äußerungen über Hegel zu kommen, und behalte mir nur vor, zur Erläuterung derselben das Nötige nachzuschicken. Ich gebe sie wieder, wie ich sie in der Vorlesung selbst nachgeschrieben habe.

„Die Identitätsphilosophie, wie ich sie aufstellte, war nur eine Seite der ganzen Philosophie, nämlich die negative. Dieses Negative mußte entweder durch die Darstellung des Positiven befriedigt werden oder, den positiven Gehalt der früheren Philosophien verschlingend, sich selbst als das Positive setzen und sich so zur absoluten Philosophie aufwerfen. Auch über dem Geschick des Menschen schwebt eine Vernunft, die ihn in der Einseitigkeit verharren läßt, bis er alle Möglichkeiten derselben erschöpft hat. So war es Hegel, der die negative Philosophie als die absolute aufstellte. — Ich nenne Herrn Hegels Namen zum ersten Male. So wie ich mich über Kant und Fichte frei ausgesprochen habe, die meine Lehrer gewesen sind, so werde ich es auch über Hegel tun, obgleich mir dies eben keine Freude macht. Aber um der Offenheit willen, die ich Ihnen, meine Herren, versprochen habe, will ich es tun. Es soll nicht scheinen, als hätte ich irgend etwas zu scheuen, als gäbe es Punkte, worüber ich mich nicht frei aussprechen dürfte. Ich gedenke der Zeit, wo Hegel mein Zuhörer, mein Lebensgenöß war, und ich muß sagen, daß, während die Identitätsphilosophie allgemein seicht und flach aufgefaßt wurde, er es war, der ihren Grund-

gedanken in die spätere Zeit hinüber gerettet und bis zuletzt fortwährend anerkannt hat, wie mir dies vor allem seine Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie bezeugten. Er, der den großen Stoff schon bewältigt vorfand, hielt sich hauptsächlich an die Methode, während wir andern vorzugsweise das Materielle behaupteten. Ich selbst, dem die gewonnenen negativen Resultate nicht genügten, hätte gern jeden befriedigenden Abschluß, auch von fremder Hand, entgegengenommen.“

„Übrigens handelt es sich hier darum, ob Hegels Stelle in der Geschichte der Philosophie, die Stelle, die ihm unter den großen Denkern anzuweisen ist, eben diese ist, daß er die Identitätsphilosophie zur absoluten, zur letzten zu erheben versuchte, was freilich nur mit bedeutenden Veränderungen geschehen konnte; und dies gedenke ich aus seinen eignen, aller Welt offenstehenden Schriften zu beweisen. Wollte man sagen, daß darin eben der Tadel für Hegel liege, so antworte ich, daß Hegel getan hat, was ihm zunächst lag. Die Identitätsphilosophie mußte mit sich selber ringen, über sich selbst hinausgehen, so lange jene Wissenschaft des Positiven, die sich auch über die Existenz erstreckt, noch nicht da war. Darum mußte Hegel in seinem Bestreben die Identitätsphilosophie über ihre Schranke, die Potenz des Seins, das reine Seinkönnen, hinausführen und die Existenz ihr unterwürfig machen.“

„Hegel, der sich mit Schelling zur Anerkennung des Absoluten erhob, wich von diesem ab, indem er dasselbe nicht in der intellektuellen Anschauung vorausgesetzt, sondern auf wissenschaftlichem Wege gefunden wissen wollte.““ Diese Worte bilden den Text, über den ich jetzt zu Ihnen reden werde. — In obiger Stelle liegt die Meinung zugrunde, die Identitätsphilosophie habe das Absolute nicht bloß der Sache, sondern auch der Existenz nach zum Resultate; da nun der Ausgangspunkt der Identitätsphilosophie die Indifferenz von Subjekt und Objekt ist, so wird auch deren Existenz, als durch die intellektuelle Anschauung erwiesen, angenommen. Auf diese Weise nimmt Hegel ganz arglos an, ich habe die Existenz, das Sein jener Indifferenz durch die intellektuelle Anschauung beweisen wollen, und tadelt mich wegen des mangelhaften Beweises. Daß ich dies nicht wollte, zeigt die von mir so häufig ausgesprochene Verwahrung, die Identitätsphilosophie sei kein System der Existenz, und was die intellektuelle Anschauung betrifft, so kommt diese Bestimmung in derjenigen Darstellung der Identitätsphilosophie, die ich einzig und allein für die wissenschaftliche aus früherer Zeit anerkenne, gar nicht vor. Diese Darstellung befindet sich da, wo sie kein Mensch sucht, nämlich in der Zeitschrift für spekulative Physik, zweiten Bandes zweites Heft. Sonst

wohl kommt sie allerdings vor, und ist ein Erbstück der Fichte-schen Verlassenschaft. Fichte, mit dem ich nicht geradezu brechen wollte, gelangte durch sie zu seinem unmittelbaren Gewissen, dem Ich; ich knüpfte daran an, um auf diesem Wege zur Indifferenz zu gelangen. Indem nun das Ich in der intellektuellen Anschauung nicht mehr subjektiv betrachtet wird, tritt es in die Sphäre des Gedankens und ist so nicht mehr unmittelbar gewiß existierend. Sonach würde die intellektuelle Anschauung selbst nicht einmal die Existenz des Ich beweisen; und wenn Fichte sie zu diesem Zwecke braucht, so kann ich mich doch nicht auf sie berufen, um die Existenz des Absoluten daraus zu demonstrieren. So konnte mich Hegel nicht wegen der Mangelhaftigkeit eines Beweises tadeln, den ich nie führen wollte, sondern nur deswegen, daß ich nicht ausdrücklich genug sagte, daß es mir überhaupt um die Existenz nicht zu tun sei. Denn wenn Hegel den Beweis des Seins der unendlichen Potenz verlangt, so geht er über die Vernunft hinaus; sollte die unendliche Potenz sein, so wäre die Philosophie nicht frei vom Sein; und hier ist denn die Frage aufzustellen, ob das Prius der Existenz zu denken ist? Hegel negiert es, denn er fängt seine Logik mit dem Sein an und geht sogleich auf ein Existentialsystem los. Wir aber bejahen es, indem wir mit der reinen Potenz des Seins als nur im Denken existierend beginnen. Hegel, der so viel von der Immanenz spricht, ist doch nur immanent in dem dem Denken nicht Immanenten, denn das Sein ist dies Nichtimmanente. Sich ins reine Denken zurückzuziehen, heißt insbesondere sich von allem Sein außer dem Gedanken zurückziehen. Die Behauptung Hegels, die Existenz des Absoluten sei in der Logik bewiesen, hat dann noch den Nachteil, daß man auf diese Weise das Unendliche zweimal hat, am Ende der Logik und dann noch einmal am Ende des ganzen Prozesses. Überhaupt sieht man nicht ein, warum die Logik bei der Enzyklopädie vorausgeschickt wird, anstatt daß sie den ganzen Zyklus lebend durchdringt.“

So weit Schelling. Ich habe zum großen Teil und so viel es mir möglich war, seine eigenen Worte angeführt und kann dreist behaupten, daß er die Unterschreibung dieser Auszüge nicht weigern dürfte. Zur Ergänzung füge ich aus den vorhergehenden Vorlesungen bei, daß er die Dinge nach zwei Seiten betrachtet, das quid von dem quod, das Wesen und den Begriff von der Existenz trennt; ersteres der reinen Vernunftwissenschaft oder negativen Philosophie, letzteres einer neuzugründenden Wissenschaft mit empirischen Elementen, der positiven Philosophie, zuweist. Von der letzteren verlautete bis jetzt noch nichts, die erstere trat vor vierzig Jahren in mangelhafter, von Schelling selbst preisgegebener Fassung auf

und wird von ihm jetzt in ihrem wahren, adäquaten Ausdruck entwickelt. Ihre Basis ist die Vernunft, die reine Potenz des Erkennens, welche die reine Potenz des Seins, das unendliche Seinkönnen zu ihrem unmittelbaren Inhalt hat. Das notwendige Dritte hierzu ist nun die Potenz über das Sein, die sich nicht mehr entäußern könnende, und diese ist das Absolute, der Geist, das, was von der Notwendigkeit des Überganges in das Sein freigesprochen ist und in ewiger Freiheit gegen das Sein verharret. Auch die „orphische“ Einheit jener Potenzen kann das Absolute genannt werden, als das, außer dem nichts ist. Treten die Potenzen in Gegensatz zu einander, so ist diese ihre Ausschließlichkeit die Endlichkeit.

Diese wenigen Sätze genügen, denk ich, zum Verständnis des Vorhergehenden und als Grundzüge des Neuschellingianismus, soweit diese hier und bis jetzt gegeben werden können. Es bleibt mir nun noch übrig, die von Schelling wohl absichtlich verschwiegenen Konsequenzen hieraus zu ziehen und für den großen Toten in die Schranken zu treten.

Wenn man das Schellingsche Todesurteil des Hegelschen Systems seiner Kurialsprache entkleidet, so kommt folgendes heraus: Hegel hat eigentlich gar kein eigenes System gehabt, sondern vom Abfall meiner Gedanken kümmerlich sein Leben gefristet; während ich mit der partie brillante, der positiven Philosophie, mich beschäftigte, schwelgte er in der partie honteuse, der negativen, und übernahm, da ich keine Zeit hierzu hatte, ihre Vervollständigung und Ausarbeitung, unendlich beglückt dadurch, daß ich ihm dies noch anvertraute. Wollt Ihr ihn deshalb tadeln? „Er tat, was ihm zunächst lag.“ Er hat dennoch „eine Stelle unter den großen Denkern“, denn „er war der einzige, der den Grundgedanken der Identitätsphilosophie anerkannte, während alle andern sie flach und seicht auffaßten“. Aber dennoch sah es schlimm mit ihm aus, denn er wollte die halbe Philosophie zur ganzen machen. —

Man erzählt ein bekanntes Wort, angeblich aus Hegels Munde, das aber nach obigen Äußerungen unzweifelhaft von Schelling herrührt: „Nur einer meiner Schüler verstand mich, und auch dieser verstand mich leider falsch.“ —

Aber im Ernste, dürfen solche Schmähungen auf den Grabstein Hegels geschrieben werden, ohne daß wir, die wir ihm mehr verdanken, als er Schelling schuldig war, zur Ehre des Toten eine Herausforderung wagen, und sei der Gegner noch so furchtbar? Und Schmähungen sind dies doch, da mag Schelling sagen, was er will, da mag die Form scheinbar noch so wissenschaftlich sein. O, ich könnte den Herrn von Schelling und jeden Beliebigen, wenn es verlangt würde, „auf rein wissenschaftliche Weise“ so grundschlecht

darstellen, daß er die Vorzüge der „wissenschaftlichen Methode“ gewiß einsehen würde; aber was sollte mir das? Es wäre ohnehin frivol, wollte ich, der Jüngling, einen Greis meistern, und vollends Schelling, der, mag er noch so entschieden von der Freiheit abgefallen sein, immer der Entdecker des Absoluten bleibt und, sobald er als Hegeis Vorgänger auftritt, nur mit der tiefsten Ehrfurcht von uns allen genannt wird. Aber Schelling, der Nachfolger Hegels, hat nur auf einige Pietät Anspruch, und wird von mir am allerwenigsten Ruhe und Kälte verlangen, denn ich bin für einen Toten eingetreten, und dem Kämpfenden steht etwas Leidenschaft doch wohl an, wer mit kaltem Blut seine Klinge zieht, hat selten viel Begeisterung für die Sache, die er verfißt.

Ich muß sagen, daß das hiesige Auftreten Schellings und namentlich diese Invektiven gegen Hegel wenig Zweifel mehr an dem übrig lassen, was man bisher nicht glauben wollte, nämlich daß das in der Vorrede zu Riedels bekannter jüngster Broschüre gezeichnete Porträt ähnlich sei. Wenn diese Art, die ganze Entwicklung der Philosophie in diesem Jahrhundert, Hegel, Gans, Feuerbach, Strauß, Ruge und die Deutschen Jahrbücher zuerst von sich abhängig zu machen und sie dann nicht nur zu negieren, nein, sie mit einer Floskel, die nur ihn besser ins Licht stellen soll, als einen Luxus, den der Geist mit sich selber treibt, ein Kuriosum von Mißverständnis, eine Galerie von unnützen Verirrungen darzustellen — wenn das nicht alles übertrifft, was in jener Broschüre Schelling vorgeworfen wird, so hab' ich keine Ahnung von dem, was im gegenseitigen Verkehr Sitte ist. Freilich mochte es für Schelling schwer sein, einen Mittelweg zu finden, der weder ihn noch Hegel'n kompromittierte, und der Egoismus wäre verzeihlich, der ihn, um sich zu halten, zur Aufopferung des Freundes veranlaßte. Aber es ist doch etwas zu stark, wenn Schelling dem Jahrhundert zumutet, vierzig Jahre voll Mühen und Arbeit, vierzig Jahre des Denkens, des Aufopfens der liebsten Interessen und der heiligsten Überlieferungen als vergeudete Zeit, verfehlt Richtung zurückzunehmen, bloß damit er nicht diese vierzig Jahre zu lange gelebt habe; es klingt wie mehr als Ironie, wenn er Hegeln eben dadurch eine Stelle unter den großen Denkern anweist, daß er ihn aus ihrer Zahl der Sache nach austreicht, ihn wie sein Geschöpf, seinen Diener behandelt; und endlich erscheint es doch einigermaßen wie Gedankengeiz, wie kleinlicher — wie nennt man doch die bekannte blaßgelbe Leidenschaft? — wenn Schelling alles und jedes, was er bei Hegel anerkennt, als sein Eigentum, ja als Fleisch von seinem Fleisch, reklamiert. Es wäre doch sonderbar, wenn die alte Schellingsche Wahrheit nur in der schlechten Hegelschen Form sich

hätte halten können und dann fiel der Vorwurf des dunkeln Ausdrucks, den Schelling seinem Angegriffenen vorgestern machte, doch notwendig auf ihn selbst zurück, was er freilich nach allgemeinem Urteil schon jetzt tut, trotz der versprochenen Deutlichkeit. Wer sich in solchen Perioden ergeht, wie Schelling es fortwährend tut, wer Ausdrücke wie Quidditativ und Quodditativ, orphische Einheit usw. gebraucht und selbst mit diesen noch so wenig auskommt, daß lateinische und griechische Sätze und Wörter jeden Augenblick aushelfen müssen, der begibt sich denn doch wohl des Rechtes, über Hegels Stil zu schelten.

Am meisten zu bedauern ist übrigens Schelling wegen des unglücklichen Mißverständnisses in Beziehung auf die Existenz. Der gute, naive Hegel mit seinem Glauben an die Existenz philosophischer Resultate, an die Berechtigung der Vernunft, in die Existenz zu treten, das Sein zu beherrschen! Aber merkwürdig wäre es doch, wenn er, der Schelling denn doch gehörig studiert und lange persönlichen Umgang mit ihm gepflogen hatte, wenn alle andern, die die Identitätsphilosophie zu durchdringen suchten, gar nichts gemerkt hätten von dem Hauptpaß, nämlich, daß das all nur Flausen sind, die nur in Schellings Kopf existierten und gar keine Ansprüche darauf machten, auf die Außenwelt einigen Einfluß zu haben. Irgendwo müßte das doch wohl geschrieben stehen, und einer hätt' es doch gewiß gefunden. Aber man kommt wirklich in Versuchung, daran zu zweifeln, ob dies von vornherein Schellings Ansichten gewesen, oder ob es spätere Zutat sei.

Und die neue Fassung der Identitätsphilosophie? Kant befreite das vernünftige Denken von Raum und Zeit, Schelling nimmt uns noch die Existenz. Was bleibt uns dann noch? Es ist hier nicht der Ort, gegen ihn zu beweisen, daß die Existenz allerdings in den Gedanken fällt, das Sein dem Geiste immanent ist und der Grundsatz aller modernen Philosophie, das *cogito ergo sum*, nicht so im Sturm umgerannt werden kann; aber man wird mir die Fragen erlauben, ob eine Potenz, die selbst kein Sein hat, ein Sein erzeugen kann, ob eine Potenz, die sich nicht mehr entäußern kann, noch Potenz ist, und ob die Trichotomie der Potenzen der aus Hegels Enzyklopädie sich entwickelnden Dreieinigkeit von Idee, Natur und Geist nicht auf eine merkwürdige Weise entspricht?

Und was wird sich aus dem allen für die Philosophie der Offenbarung ergeben? Sie fällt natürlich in die positive Philosophie, in die empirische Seite. Schelling wird sich nicht anders helfen können, als durch die Annahme des Faktums einer Offenbarung, das er vielleicht auf irgend eine Weise, nur nicht vernünftig, denn dazu hat er sich ja die Türe versperrt, begründet. Hegel hat es sich

doch ein klein wenig saurer gemacht — oder sollte Schelling andere Auskunftsmittel in der Tasche haben? So läßt sich denn diese Philosophie ganz richtig die empirische nennen, ihre Theologie die positive und ihre Jurisprudenz wird wohl die historische sein. Das wäre freilich einer Niederlage nicht unähnlich, denn das kannten wir alles schon, ehe Schelling nach Berlin kam.

Unsere Sache wird es sein, seinen Gedankengang zu verfolgen und des großen Meisters Grab vor Beschimpfung zu schützen. Wir scheuen den Kampf nicht. Uns konnte nichts Wünschenswerteres geschehen, als für eine zeitlang *ecclesia pressa* zu sein. Da scheiden sich die Gemüter. Was echt ist, bleibt im Feuer bewährt, was unecht ist, vermischen wir gern in unseren Reihen. Die Gegner müssen uns zugestehen, daß niemals die Jugend so zahlreich zu unsern Fahnen strömte, niemals der Gedanke, der uns beherrscht, sich so reich entfaltete, Mut, Gesinnung, Talent so sehr auf unserer Seite war als jetzt. So wollen wir denn getrost aufstehen gegen den neuen Feind; am Ende findet sich doch einer unter uns, der es bewährt, daß das Schwert der Begeisterung ebenso gut ist wie das Schwert des Genies.

Schelling aber mag sehen, ob er eine Schule zusammen bekommt. Viele schließen sich jetzt bloß deshalb an ihn an, weil sie, wie er, gegen Hegel sind, und jeden, der ihn angreift, und wär' es Leo oder Schubarth, mit Dank annehmen. Für diese ist aber Schelling, denk' ich, viel zu gut. Ob er außerdem Anhänger bekommt, wird sich zeigen. Ich glaub' es noch nicht, obgleich einige seiner Zuhörer Fortschritte machen und es schon bis zur Indifferenz gebracht haben.

Nord- und süddeutscher Liberalismus.

× Berlin im März. Es ist noch nicht lange her, da galt der Süden unseres Vaterlandes für den einzigen Teil desselben, der einer entschiedenen politischen Gesinnung fähig sei; Baden, Württemberg und Rheinbayern schienen die einzigen drei Altäre zu sein, auf denen das Feuer des allein würdigen, unabhängigen Patriotismus aufflammen könnte. Der Norden schien in eine träge Gleichgültigkeit, in eine wenn nicht servile, doch schlaife und zähe Ermattung zurückgesunken, in der er sich von der freilich großartigen und ungewohnten Anstrengung der Befreiungskriege, an denen der Süden keinen Teil genommen, erholen wollte. Er schien mit jener Tat genug und nun den Anspruch auf einige Ruhe zu haben, so daß der Süden bereits auf ihn herabzusehen, seine Interesselosigkeit zu schelten, seine Geduld zu verspotten begann. Die Er-

eignisse in Hannover wurden vom Süden ebenfalls zu einer Rechtfertigung seiner Überhebung gegen den Norden reichlich ausgebeutet. Während dieser sich anscheinend stiller, tatenloser verhielt, triumphierte jener, pochte auf sein sich entwickelndes parlamentarisches Leben, auf seine Reden in den Kammern, auf seine Opposition, die den Norden unterstützen müsse, während er seine Existenz auch ohne diesen gesichert wisse. — Das ist alles anders geworden. Die Bewegung des Südens ist eingeschlummert, die Zähne der Räder, die sich früher so scharf erfaßten und im Umschwung erhielten, sind allmählich abgeschliffen und wollen nicht mehr recht ineinander greifen, ein Mund verstummt nach dem andern und die jüngere Generation hat nicht Lust, auf dem Pfade ihrer Vorgänger zu gehen. Dagegen hat der Norden, obwohl die äußeren Umstände ihm lange nicht so günstig sind wie dem Süden, obwohl die Tribüne, wo sie nicht ganz mangelt, sich nie zur Bedeutung der süddeutschen erheben konnte, dennoch seit mehreren Jahren einen Fonds von gediegener, politischer Gesinnung, von charakterfester, lebendiger Energie, von Talent und publizistischer Tätigkeit aufzuweisen, wie ihn der Süden in seiner schönsten Blütezeit nicht zusammenbrachte. Dazu kommt, daß der norddeutsche Liberalismus unbestreitbar einen höheren Grad von Durchbildung und Allseitigkeit, eine festere historische wie nationale Basis besitzt, als der Freisinn des Südens jemals sich erringen konnte. Der Standpunkt des ersteren ist weit über den des letzteren hinaus. Woher kommt das? Die Geschichte beider Erscheinungen löst diese Frage aufs klarste.

Als mit dem Jahre 1830 der politische Sinn in ganz Europa zu erwachen, das Staatsinteresse in den Vordergrund zu treten begann, entwickelte sich aus den Tatsachen und Anregungen dieses Jahres in ihrem Zusammenstoß mit den wiedererwachenden Träumen der Deutschtümelei das neue Produkt des süddeutschen Liberalismus. Aus der unmittelbaren Praxis geboren, blieb er dieser getreu und schloß sich ihr in seiner Theorie an. Die Praxis aber, aus der er sich die Theorie konstruierte, war bekanntlich eine sehr weitschichtige, französische, deutsche, englische, spanische usw. Daher kam es, daß auch die Theorie, der eigentliche Inhalt dieser Richtung, sehr ins Allgemeine, Vage, Blaue hinauslief, daß sie weder deutsch, noch französisch, weder national, noch entschieden kosmopolitisch, sondern eben eine Abstraktion und Halbheit war. Man hatte einen allgemeinen Zweck, die gesetzliche Freiheit, aber gewöhnlich zwei gerade entgegengesetzte Mittel dafür. So wollte man konstitutionelle Garantien für Deutschland und schlug heute, um dies zu erreichen, größere Unabhängigkeit der Fürsten vom

Bundestage, morgen größere Abhängigkeit, aber eine Volkskammer zur Seite der Bundesversammlung vor: zwei Mittel, von denen eins unter den obwaltenden Umständen so unpraktisch war wie das andere. Man wollte heute zur Erreichung des großen Zweckes größere Einheit Deutschlands und morgen größere Unabhängigkeit der kleinen Fürsten gegen Preußen und Österreich. So, über den Zweck immer, über die Mittel nie einig, wurde die bei weitem mächtigere Partei bald von der Regierung überholt und sah ihre Unklugheit zu spät ein. Sodann war ihre Kraft an eine momentane Aufregung, an die Rückwirkung eines bloß äußerlichen Ereignisses, der Julirevolution, geknüpft, und als diese nachließ, mußte auch sie entschlummern.

Während dieser Zeit war in Norddeutschland alles weit ruhiger und dem Anscheine nach untätiger. Nur Ein Mann strömte damals alle Glut seiner Lebenskraft in lebendigen Flammen aus, und der galt mehr, als alle Süddeutschen zusammen, ich meine Börne. In ihm, der über die Halbheiten jener mit aller Energie seines Charakters hinausging, kämpfte sich diese Einseitigkeit ganz und gar durch und überwand so sich selbst. In ihm rang sich aus der Praxis die Theorie heraus und zeigte sich als die schönste Blüte jener. So trat er entschieden auf den Standpunkt des norddeutschen Liberalismus und ward sein Vorläufer und Prophet.

Diese Richtung, der jetzt die Herrschaft über Deutschland nicht mehr abzustreiten ist, gewann durch ihre Basis schon einen volleren Gehalt, eine dauerhaftere Existenz. Sie knüpfte von vornherein ihr Dasein nicht an ein einzelnes Faktum, sondern an die ganze Weltgeschichte und namentlich an die deutsche; die Quelle, aus der sie floß, war nicht in Paris, sie war im Herzen Deutschlands entsprungen; es war die neuere deutsche Philosophie. Daher kommt es, daß der norddeutsche Liberale eine entschiedene Konsequenz, eine Bestimmtheit in seinen Forderungen, ein festes Verhältnis von Mittel und Zweck hat, das der Süddeutsche bisher immer vergebens anstrebte. Daher kommt es, daß seine Gesinnung als ein notwendiges Produkt der nationalen Bestrebungen, und darum selbst als national erscheint, daß sie Deutschland nach innen und außen gleich würdig gestellt sehen will und nicht in das komische Dilemma kommen kann, ob man erst liberal und dann deutsch oder erst deutsch und dann liberal sein solle. Daher weiß sie sich gleich sicher vor den Einseitigkeiten dieser wie jener Partei und ist die Spitzfindigkeiten und Sophistereien los, in die diese durch ihre eigenen inneren Widersprüche getrieben wurden. Darum kann sie einen so entschiedenen, so lebendigen, so erfolgreichen Kampf gegen alle und jede Reaktion eröffnen,

wie der süddeutsche Liberalismus nie, und darum ist ihr der Sieg am Ende gewiß.

Indes ist der Süddeutsche nicht als ein verlorener Vorposten, nicht als ein mißlungenes Experiment zu fassen; wir haben durch ihn Resultate errungen, die wahrlich nicht zu verachten sind. Vor allem war er es, der eine deutsche Opposition begründete und so eine politische Gesinnung in Deutschland möglich machte und das parlamentarische Leben erweckte; der das Samenkorn, das in den deutschen Verfassungen lag, nicht einschummern und verfaulen ließ und den Gewinn aus der Julirevolution zog, der für Deutschland daraus zu erzielen war. Er ging von der Praxis zur Theorie und kam damit nicht durch; so wollen wir es umgekehrt anfangen und von der Theorie in die Praxis zu dringen suchen — ich wette, was ihr wollt, wir kommen so am Ende weiter.

Rheinische Feste.

× Berlin, den 6. Mai. Es gibt gewisse Zeiten im Jahre, wo den Rheinländer, der sich in der Fremde herumtreibt, eine ganz besondere Sehnsucht nach seiner schönen Heimat ergreift. Diese Sehnsucht stellt sich namentlich im Frühling, um die Pfingstzeit, die Zeit des rheinischen Musikfestes ein und ist ein ganz fatales Gefühl. Jetzt, das weiß man leider nur zu genau, jetzt wird es grün am Rhein; die durchsichtigen Wellen des Stromes kräuseln sich im Lenzhauch, die Natur zieht ihr Sonntagskleid an, und jetzt rüsten sie sich zu Hause zur Sängerfahrt, morgen ziehen sie aus, und du bist nicht dabei!

O, es ist ein schönes Fest, das rheinische Musikfest! Auf voll gedrängten, laubgeschmückten Dampfschiffen mit wehenden Flaggen, mit Hörnerschall und Gesang, auf langen Eisenbahnzügen und Postwagenreihen mit geschwungenen Hüten und wehenden Tüchern kommen die Gäste von allen Seiten herbeigeströmt, heitere Männer jung und alt, schöne Frauen mit noch schöneren Stimmen, lauter Sonntagsmenschen mit lachenden Sonntagsgesichtern. Das ist eine Lust! Alle Sorgen, alle Geschäfte sind vergessen; da ist auch kein einzig ernsthaftes Gesicht zu erblicken in dem dichten Gedränge der Ankommenden. Alte Bekanntschaften werden erneuert, neue geschlossen, das junge Volk lacht und schäkert und schwatzt in einem fort, und selbst die Alten, die von ihren lieben Töchtern gewaltsam überredet wurden, trotz Gicht, Podagra, Erkältung und Hypochondrie das Fest mitzumachen, werden von der allgemeinen Lust angesteckt und müssen lustig sein, da sie doch nun einmal mitgegangen sind. Alles bereitet sich zur Pfingstfeier vor und

würdiger kann ein Fest, das von allgemeiner Ausgießung des heiligen Geistes sich herleitet, nicht gefeiert werden, als durch Hingabe an den göttlichen Geist der Freude und des Lebensgenusses, dessen innersten Kern eben der Kunstgenuß bildet. Und von allen Künsten eignet sich keine so sehr dazu, den Mittelpunkt eines solchen geselligen Provinziallandtages zu bilden, wo alle Gebildeten der Umgegend zu gegenseitiger Auffrischung des Lebensmutes und der jugendlichen Fröhlichkeit sich zusammenfinden, als gerade die Musik. War es bei den Alten die komische Darstellung, der Wett-eifer tragischer Dichter, was bei den Panathenäen und Bakchos-festen das Volk anzog, so kann dem bei unseren klimatischen und sozialen Verhältnissen nur die Musik entsprechen. Denn wie uns die bloß gedruckte, nicht zum Gehör sprechende Musik keinen Ge-nuß gewähren kann, so blieb den Alten die Tragödie tot und fremd, so lange sie nicht von der Thymele und Orchestra durch den lebendigen Mund der Schauspieler redete. Jetzt hat jede Stadt ihr Theater, wo allabendlich gespielt wird, während für den Hellenen nur an großen Festen die Bühne sich belebte; jetzt verbreitet der Druck jedes neue Drama über ganz Deutschland, während bei den Alten nur Wenige das geschriebene Trauerspiel zu lesen bekamen. Darum kann das Drama keinen Mittelpunkt großer Versammlungen mehr abgeben; eine andere Kunst muß aushelfen und das kann nur die Musik; denn sie allein läßt die Mitwirkung einer großen Menge zu und gewinnt sogar dadurch an Kraft des Ausdrucks bedeutend; sie ist die einzige, bei der der Genuß mit der lebendigen Ausführung zusammenfällt, und deren Wirkungskreis an Umfang dem des an-tiken Dramas entspricht. Und wohl mag der Deutsche die Musik, in der er König ist vor allen Völkern, feiern und pflegen, denn wie es nur ihm gelungen ist, das Höchste und Heiligste, das innerste Geheimnis des menschlichen Gemüts, aus seiner verborgenen Tiefe ans Licht zu bringen und in Tönen auszusprechen, so ist es auch nur ihm gegeben, die Gewalt der Musik ganz zu empfinden, die Sprache der Instrumente und des Gesanges durch und durch zu verstehen.

Aber die Musik ist dabei nicht die Hauptsache. Was denn? Nun, das Musikfest. So wenig das Zentrum einen Kreis bildet ohne Peripherie, so wenig ist die Musik dabei irgend etwas ohne das fröhliche, gesellige Leben, das die Peripherie zu diesem musika-lischen Zentrum bildet. Der Rheinländer ist durch und durch san-guinischer Natur; sein Blut rollt so leicht durch seine Adern wie frischgegotener Rheinwein, und seine Augen sehen immer munter und wohlgenut in die Welt hinaus. Er ist das Sonntagskind unter den Deutschen, dem die Welt immer schöner und das Leben immer

heiterer erscheint als den übrigen; er sitzt lachend und schwatzend in der Rebenlaube und hat beim Becher alle seine Sorgen längst vergessen, wenn die andern erst stundenlang beraten, ob sie hingehen und desgleichen tun sollen und darüber die beste Zeit verstreichen lassen. Das ist gewiß, kein Rheinländer hat sich jemals eine Gelegenheit zum Lebensgenusse vorübergehen lassen, oder er ist für den größten Narren gehalten worden. Dieses leichte Blut erhält den Rheinländer auch noch eine lange Zeit jung, wo der eigentliche Norddeutsche schon seit Jahren ins Philisterium der Gesetzhait und Prosa übergegangen ist. Der Rheinländer hat all sein Leben lang Spaß an lustigen, übermütigen Streichen, jugendlichen Schwänken oder, wie die weisen, gesetzten Leute sagen, an tollen Narreteien und Verrücktheiten; die lustigsten und flottesten Universitäten sind von jeher Bonn und Heidelberg gewesen. Und selbst der alte Philister, der in Müh und Arbeit, in der Dürre der Alltäglichkeit versauert ist, mag er auch frühmorgens seine Jungen für ihre mutwilligen Späße abprügeln, so erzählt er ihnen doch abends beim Schöppchen behaglich die alten Schnurren, die er selbst in seiner Jugend verübt hat.

Bei diesem ewig heitern Charakter der Rheinländer, bei einer so offenen, unbefangenen Sorglosigkeit ist es gar nicht zu verwundern, daß auf dem Musikfeste fast alle mehr wollen als hören und sich hören lassen. Das ist eine Fröhlichkeit, ein bewegtes, zwangloses Leben, eine Frische des Genusses, wie man sie anderswo lange suchen mag. Lauter heitere, wohlwollende Gesichter, Freundschaft und Herzlichkeit für alle, die an der allgemeinen Lust teilnehmen; wie Stunden verfliegen die drei Festtage unter Trinken, Singen und Scherzen. Und am Morgen des vierten Tages, wenn die ganze Freude genossen ist und geschieden werden muß, freut man sich schon wieder in der Hoffnung auf das nächste Jahr, verabredet sich darauf und jeder geht, noch immer heiter und neu belebt, seines Weges und an sein alltäglich Werk.

Tagebuch eines Hospitanten.

I.

In einer Stadt wie Berlin würde der Fremde ein wahres Verbrechen gegen sich selbst und den guten Geschmack begehen, wenn er nicht alle Merkwürdigkeiten in Augenschein nehmen würde. Und doch geschieht es nur zu häufig, daß das Allerbedeutendste in Berlin, das, wodurch die preußische Hauptstadt sich so sehr vor allen anderen auszeichnet, von Fremden unbeachtet bleibt; ich meine

die Universität. Nicht die imposante Fassade am Opernplatz, nicht das anatomische und mineralogische Museum meint' ich, sondern die so und so vielen Hörsäle mit geistreichen und pedantischen Professoren, mit jungen und alten, lustigen und ernsthaften Studenten, mit Füchsen und bemoosten Häuptern, Hörsäle, in denen Worte gesprochen sind und noch täglich gesprochen werden, denen mit der Grenze Preußens, ja des deutschen Sprachgebietes kein Ziel der Verbreitung gesetzt ist. Es ist der Ruhm der Berliner Universität, daß keine so sehr wie sie in der Gedankenbewegung der Zeit steht und sich so zur Arena der geistigen Kämpfe gemacht hat. Wie viele andere Universitäten, Bonn, Jena, Gießen, Greifswald ja selbst Leipzig, Breslau und Heidelberg haben sich diesen Kämpfen entzogen und sind in jene gelehrte Apathie versunken, die von jeher das Unglück der deutschen Wissenschaft war! Berlin dagegen zählt Vertreter aller Richtungen unter seinen akademischen Lehrern und macht dadurch eine lebendige Polemik möglich, die dem Studierenden eine leichte, klare Übersicht über die Tendenzen der Gegenwart verschafft. Unter solchen Umständen trieb es mich, von dem jetzt allgemein gewordenen Rechte des Hospitierens Gebrauch zu machen, und so ging ich eines Morgens, als grade das Sommersemester begann, hinein. Mehrere hatten schon angefangen zu lesen, die meisten begannen grade heute. Das Interessanteste, das sich mir darbot, war die Eröffnung der Vorlesungen von Marheineke über die Einführung der Hegelschen Philosophie in die Theologie. Überhaupt hatten die ersten Vorlesungen der hiesigen Hegelianer in diesem Semester ein ganz besonderes Interesse, weil manche schon im voraus auf direkte Polemik gegen die Schellingsche Offenbarungsphilosophie rechnen ließen, von den anderen aber erwartet wurde, daß sie mit einer Ehrenrettung der gekränkten Manen Hegels nicht zurückhalten würden. Marheinekés Kolleg war zu augenscheinlich gegen Schelling gerichtet, um nicht eine besondere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Das Auditorium war schon lange vor seiner Ankunft gefüllt, junge und alte Männer, Studenten und Offiziere und wer weiß was sonst noch saßen und standen dicht aneinander gedrängt. Endlich tritt er ein; das Sprechen und Summen verstummt auf der Stelle, die Hüte fliegen wie auf Kommando ab.

Eine feste, kräftige Gestalt, ein ernstes, entschiedenes Denkerantlitz, die hohe Stirn umkränzt von Haaren, die in der sauren Arbeit der Gedanken ergraut sind; beim Vortrage selbst ein nobler Anstand, nichts von dem Gelehrten, der seine Nase in dem Hefte vergräbt, aus dem er liest, nichts von theatralisch-gekünstelter Gestikulation; jugendlich aufrechte Haltung, das Auge fest auf der

Hörermenge ruhend; der Vortrag selbst ruhig, würdig, langsam, aber stets fließend, schmucklos aber unerschöpflich an schlagenden Gedanken, von denen einer den andern drängt und immer noch schärfer trifft, als der vorhergehende. Marheineke imponiert auf dem Katheder durch die Sicherheit, die unerschütterliche Festigkeit und Würde, zugleich aber auch durch den freien Sinn, der aus seinem ganzen Wesen hervorleuchtet. Heute aber trat er in einer ganz eigenen Stimmung aufs Katheder, imponierte seinen Zuhörern auf eine noch weit mächtigere Weise als sonst. Hatte er ein ganzes Semester lang die unwürdigen Äußerungen Schellings über den toten Hegel und seine Philosophie geduldig ertragen, hatte er die Vorträge Schellings bis zu Ende ruhig angehört — und das ist für einen Mann wie Marheineke wahrlich keine Kleinigkeit — so war nun der Moment gekommen, wo er den Angriff erwidern, wo er gegen stolze Worte stolze Gedanken ins Feld führen konnte. Er begann mit allgemeinen Bemerkungen, in denen er die heutige Stellung der Philosophie zur Theologie in meisterhaften Zügen schilderte, erwähnte Schleiermachers anerkennend, von dessen Schülern er sagte, sie seien durch sein zum Denken anregendes Denken zur Philosophie geführt worden, und diejenigen, die einen andern Weg eingeschlagen hätten, hätten es selbst zu büßen. Allmählich ging er zu Hegels Philosophie über, und trat bald in eine leicht bemerkbare Beziehung zu Schelling. „Hegel“, sagte er, „wollte vor allem, daß man sich in der Philosophie über seine eigene Eitelkeit erhebe und sich nicht etwa vorstelle, als habe man etwas Besonderes gedacht, bei dem es nun sein Bewenden haben könne; und namentlich war er der Mann nicht, der mit großen Versprechungen und blendenden Worten auftrat, sondern er überließ es ruhig der philosophischen Tat, für ihn zu sprechen. Er ist nie der miles gloriosus in der Philosophie gewesen, der von sich selbst viel Rühmens machte. — — — Jetzt freilich hält sich keiner für zu unwissend und zu beschränkt, um über ihn und seine Philosophie absprechen zu können, und wer eine gründliche Widerlegung derselben in der Tasche hätte, würde unfehlbar sein Glück machen; denn wie sehr man sich mit einer solchen insinuieren würde, sieht man an denen, welche nur versprechen, sie zu widerlegen, und es hintennach nicht halten.“

Bei diesen letzten Worten brach der Beifall des Auditoriums, der sich bisher schon in einzelnen Zeichen kund getan, in eine stürmische Akklamation aus, die, in einer theologischen Vorlesung neu, den Dozenten sehr frappierte und in ihrer frischen Ursprünglichkeit merkwürdige Vergleiche zuließ mit dem durch Suscription mühsam aufgebracht, dürren Vivat am Schlusse der von Mar-

heineke bekämpften Vorlesungen. Er beschwichtigte den Zuruf durch Handbewegung und fuhr fort: „Diese erwünschte Widerlegung ist indes noch nicht da und wird auch nicht kommen, so lange noch Gereiztheit, Verstimmung, Neid, überhaupt Leidenschaft an der Stelle der ruhigen, wissenschaftlichen Prüfung gegen sie aufgewandt werden; so lange man Gnostik und Phantastik für hinreichend hält, um den philosophischen Gedanken vom Thron zu stürzen. Die erste Bedingung dieser Widerlegung ist freilich die, den Gegner richtig zu verstehen, und da gleichen freilich manche der Feinde Hegels dem Zwerge, der gegen den Riesen kämpfte, und dem noch bekannteren Ritter, der sich mit den Windmühlen herumschlug.“

Dies ist der Hauptinhalt der ersten Marheinekeschen Vorlesung, soweit er das größere Publikum interessieren dürfte. Marheineke hat wiederum gezeigt, wie mutig und unverdrossen er immer auf dem Kampfplatz ist, wenn es gilt, die Freiheit der Wissenschaft zu verteidigen. Er steht vermöge seines Charakters und seines Scharfsinns weit mehr als Nachfolger Hegels da als Gabler, dem man gewöhnlich diesen Titel gibt. Der große freie Blick, mit dem Hegel das ganze Gebiet des Denkens überschaute, und die Erscheinungen des Lebens auffaßte, ist auch Marheinekes Erbe. Wer will ihn verdammen, daß er seine langjährige Überzeugung, seine mühsame Errungenschaft nicht einem Fortschritte opfern will, der erst seit fünf Jahren ins Leben getreten ist? Marheineke ist lange genug mit der Zeit fortgeschritten, um zu einem wissenschaftlichen Abschluß berechtigt zu sein. Es ist eine große Eigenschaft an ihm, daß er sich selbst mit den äußersten Extremen der Philosophie auf gleichem Boden weiß und ihre Sache zur seinigen macht, wie er dies alle Tage seit Leos Hegelingen und bis zu Bruno Bauers Entsetzung getan hat.

Marheineke wird übrigens diese Vorlesungen nach dem Schlusse derselben drucken lassen.

II.

In einem geräumigen Hörsaal saßen ein paar Studenten zerstreut und erwarteten den Dozenten. Der Anschlag an der Türe zeigte an, daß Professor von Henning um diese Stunde einen öffentlichen Vortrag über preußische Finanzverfassung beginnen werde. Der durch Bülow-Cummerow an die Tagesordnung gebrachte Gegenstand sowie der Name des Dozenten, eines der älteren Schüler Hegels, zog mich an, und es wunderte mich, daß sich nicht mehr Teilnahme zu finden schien. Henning trat ein, ein schlanker Mann in seinen besten „Jahren“, mit dünnem blondem Haar,

und begann in rasch fließender, vielleicht etwas zu ausführlicher Rede seinen Gegenstand darzustellen.

„Preußen“, sagte er, „zeichne sich vor allen Staaten dadurch aus, daß seine Finanzverfassung durchaus auf dem Grunde der neueren nationalökonomischen Wissenschaft erbaut sei, daß es den bis jetzt einzigen Mut gehabt habe, die theoretischen Resultate eines Adam Smith und seiner Nachfolger praktisch durchzuführen. England z. B., von dem doch die neueren Theorien ausgegangen, stecke noch bis über die Ohren im alten Monopol- und Prohibitivsystem, Frankreich fast noch mehr, und weder Huskisson in jenem noch Duchatel in diesem Lande habe mit seinen vernünftigeren Ansichten die Privatinteressen überwinden können — von Österreich und Rußland gar nicht zu reden, während Preußen das Prinzip des freien Handels und der Gewerbefreiheit entschieden anerkannt und alle Monopole und Prohibitivzölle abgeschafft habe. So stelle uns diese Seite unserer Verfassung hoch über Staaten, die in anderer Beziehung, in Entwicklung der politischen Freiheit uns weit vorausgeeilt seien. Wenn nun unsere Regierung in finanzieller Hinsicht so Außerordentliches geleistet habe, so sei auf der andern Seite auch anzuerkennen, daß sie ganz besonders günstige Verhältnisse zu einer solchen Reform vorgefunden. Der Schlag von 1806 habe reines Feld geschaffen, worauf das neue Gebäude aufgeführt werden konnte; eine Repräsentativ-Verfassung, in der sich die besonderen Interessen hätten geltend gemacht, habe ihr die Hände nicht gebunden. Leider aber fänden sich immer noch alte Herzen, die in ihrer Beschränktheit und Grämlichkeit das Neue bekittelten und ihm den Vorwurf machten, daß es unhistorisch, aus der abstrakten Theorie heraus, unpraktisch, gewaltsam konstruiert sei; als ob seit 1806 die Geschichte aufgehört habe und es ein Vorwurf für die Praxis sei, mit der Theorie, der Wissenschaft übereinzustimmen; als ob das Wesen der Geschichte der Stillstand, das Drehen im Kreise, nicht aber der Fortschritt sei, als ob es überhaupt eine von aller Theorie bare Praxis gebe!“

Es wird mir erlaubt sein, diese letzten Punkte, mit denen die öffentliche Meinung in Deutschland und namentlich in Preußen sich gewiß einverstanden erklären wird, näher zu betrachten; es ist sehr an der Zeit, dem ewigen Gerede einer gewissen Partei von „historischer, organischer, naturgemäßer Entwicklung“, vom „naturwüchsigen Staat“ usw. entschieden entgegen zu treten und vor dem Volke jene glänzenden Gestalten zu entlarven. Wenn es Staaten gibt, die allerdings Rücksichten auf die Vergangenheit zu nehmen haben und zu einem langsameren Fortschritt genötigt sind, so findet dies auf Preußen keine Anwendung. Preußen kann

nicht schnell genug fortschreiten, sich nicht rasch genug entwickeln. Unsere Vergangenheit liegt begraben unter den Trümmern des vorjenaischen Preußens, ist fortgeschwemmt von der Flut der napoleonischen Invasion. Was fesselt uns? Wir haben nicht jene mittelalterlichen Klötze mehr an den Füßen nachzuschleppen, die so manchen Staat am Gehen hindern; der Schmutz vergangener Jahrhunderte klebt nicht mehr an unseren Sohlen. Wie kann man also hier von historischer Entwicklung reden, ohne eine Zurückführung ins ancien régime im Sinne zu haben? Einen Rückzug, der der schmachlichste sein würde, der jemals dagewesen ist, der die glorreichsten Jahre aus der preußischen Geschichte aufs feigste verleugnen würde, der — bewußt oder unbewußt — Verrat am Vaterlande wäre, indem er wieder eine neue Katastrophe wie die von 1806 nötig machte. Nein, es ist sonnenklar, daß Preußens Heil allein in der Theorie, der Wissenschaft, der Entwicklung aus dem Geiste liegt. Oder, um es von einer anderen Seite zu fassen, Preußen ist kein „naturwüchsiger“, sondern ein durch Politik, durch Zwecktätigkeit, durch den Geist entstandener Staat. Man hat dies neuerdings von französischer Seite her als die größte Schwäche unseres Staates darstellen wollen; im Gegenteil ist dieser Umstand, wenn er nur recht benutzt wird, unsere Hauptstärke. So hoch der selbstbewußte Geist über der bewußtlosen Natur steht, so hoch kann Preußen, wenn es will, sich über die „naturwüchsigen“ Staaten stellen. Weil die provinzielle Verschiedenheit in Preußen so groß ist, so muß, um keinem unrecht zu tun, die Verfassung rein aus dem Gedanken erwachsen; ein allmähliches Verschmelzen der verschiedenen Provinzen macht sich dann von selbst, indem die besonderen Eigentümlichkeiten sich alle in die höhere Einheit des freien Staatsbewußtseins auflösen, während sonst ein paar Jahrhunderte nicht hinreichen würden, um die innere legislative und nationale Einheit von Preußen hervorzubringen, und der erste erschütternde Stoß für den inneren Zusammenhalt unseres Staates Folgen haben müßte, für die kein Mensch eintreten kann. Den andern Staaten ist durch einen bestimmten Nationalcharakter der Weg vorgezeichnet, den sie zu nehmen haben; wir sind frei von diesem Zwange; wir können aus uns machen, was wir wollen; Preußen kann mit Hintansetzung aller Rücksichten rein den Eingebungen der Vernunft folgen, kann, wie kein anderer Staat, von den Erfahrungen seiner Nachbarn lernen, kann, und das tut ihm keiner nach, als Musterstaat für Europa dastehen, auf der Höhe seiner Zeit, das vollständige Staatsbewußtsein seines Jahrhunderts in seinen Institutionen darstellen.

Das ist unser Beruf, dazu ist Preußen geschaffen. Sollen wir diese Zukunft um ein paar hohle Phrasen einer verlebten Richtung verschachern? Sollen wir der Geschichte selbst nicht hören, die uns den Beruf anweist, die Blüte aller Theorie ins Leben hinüberzuführen? Preußens Basis, ich sage es noch einmal, sind nicht die Trümmer vergangener Jahrhunderte, sondern der ewig junge Geist, der in der Wissenschaft zum Bewußtsein kommt und im Staat seine Freiheit sich selber schafft. Und wenn wir vom Geist und seiner Freiheit ließen, so verleugneten wir uns selbst, so verrieten wir unser heiligstes Gut, so mordeten wir unsere eigene Lebenskraft und wären nicht wert, länger in der Reihe der europäischen Staaten zu stehen. Dann würde die Geschichte mit dem furchtbaren Todesurteil über uns kommen: „Du bist gewogen und zu leicht gefunden!“

Glossen und Randzeichnungen zu Texten aus unsrer Zeit.

Königsberg in Preußen hat sich seit mehreren Jahren zu einer Bedeutsamkeit erhoben, die für ganz Deutschland erfreulich sein muß. Durch die Bundesakte formell von Deutschland ausgeschlossen, hat sich das deutsche Element dort zusammengerafft und macht Anspruch darauf, als deutsch anerkannt, als Vertreter Deutschlands gegen die Barbarei des slawischen Ostens geachtet zu werden. Und wahrlich, die Ostpreußen konnten Deutschlands Bildung und Nationalität dem Slawentum gegenüber nicht besser vertreten, als sie es getan haben. Das geistige Leben, der politische Sinn haben sich dort zu einer Regsamkeit alles Treibens, zu einer Höhe und Freiheit des Standpunktes aufgeschwungen, wie in keiner anderen Stadt. Rosenkranz vertritt mit der Vielseitigkeit und Beweglichkeit seines Geistes die deutsche Philosophie dort auf eine erfreuliche Weise, und wenn er auch nicht den Mut der rücksichtslosen Folgerung hat, so stellt ihn außer seinen Kenntnissen und seinem Talent auch noch sein feiner Takt und seine unbefangene Auffassung sehr hoch. Jachmann und andere besprechen auf freisinnige Weise die Fragen des Tages, und jetzt eben liegt uns in dem obigen Heft ein neuer Beweis vor, welch einen hohen Bildungsgrad das dortige Publikum besitzt.

Es sind vier, vor einem großen Auditorium gehaltene humoristische Vorlesungen, über aus der unmittelbaren, lebendigen Ge-

¹⁾ Vier öffentliche Vorlesungen, gehalten zu Königsberg von Ludwig Walesrode. Königsberg, H. L. Voigt, 1842.

genwart gegriffene Stoffe, die der talentvolle Verfasser hier vereinigt hat. In der Tat zeigt sich hier eine solche Anlage zum Genremalen, eine solche Leichtigkeit, Eleganz und Schärfe der Darstellung, ein solch sprühender Witz, daß dem Verfasser eine bedeutende Anlage zum Humoristen nicht abgesprochen werden kann. Er hat den richtigen Blick, der den Zeitereignissen gleich die günstige, traktatable Seite abgewinnt, und weiß seine zahllosen Beziehungen und Anspielungen auf eine so feine Art anzubringen, daß der Getroffene selbst wird lächeln müssen; dazu drängt eine die andere, und zuletzt kann keiner auf den Spötter eigentlich böse sein, weil alle etwas mitbekommen haben. Die erste Vorlesung: „Die Masken des Lebens“, führt uns München, Berlin, den deutschen Michel, die Hohlheit der Adelsaristokratie, die Zerrissenheit und eine Gesellschaft deutscher Celebritäten vor.

Die zweite Vorlesung, „Unser goldnes Zeitalter“, verbreitet sich in derselben leichten Weise über die Geldaristokratie; die dritte, „Literarisches Don Quixotes-Turnier“, geht mit eingelegter Lanze auf allerlei Verkehrtheiten der Zeit los, zuerst auf den deutschen politischen Stil.

Die vierte gibt „Variationen über beliebte Zeit- und Nationalmelodien“, worunter sich ein „Ordenskapitel“ befindet.

Walesrode hat durch diese vier Vorträge seine Befähigung zum Humoristen dargetan. Aber damit ist es nicht genug. Solche Sachen haben einmal das Recht, locker, zersplittert, einheitslos sein zu können, wenn sie nur ihren Zweck als Vorlesungen erfüllen; der echte Humorist würde noch mehr, als Walesrode es getan hat, den Hintergrund einer positiven, großen Weltanschauung hervorgehoben haben, in der sich zuletzt aller Spott und alle Negation zur vollsten Befriedigung auflöst. In dieser Beziehung hat Walesrode durch die Herausgabe des obigen Werkchens eine Pflicht auf sich genommen; er muß die Erwartungen, die er hier rege gemacht hat, so bald wie möglich rechtfertigen, und beweisen, daß er ebenso sich konzentrieren, seine Anschauungen zu einem Ganzen verarbeiten kann, wie er sie hier hat auseinandergehen lassen. Und das ist um so nötiger, als er eine große Verwandtschaft mit den Autoren des weiland jungen Deutschlands durch sein Hervorgehen aus Börne, durch seine Auffassungsweise und seinen Stil bekundet; fast alle jener Kategorie angehörigen Autoren haben indes die erregten Erwartungen nicht gerechtfertigt und sind in eine Erschlaffung versunken, wie sie ein fruchtloses Streben nach innerer Einheit zur Folge haben mußte. Die Unfähigkeit, etwas Ganzes zu liefern, war die Klippe, an der sie scheiterten, weil sie selbst keine ganzen Leute waren. Walesrode läßt indes hier und da einen

höheren, vollendeteren Standpunkt durchblicken und berechtigt so zur Anforderung, seine einzelnen Urteile untereinander und mit der philosophischen Höhe der Zeit ins Gleichgewicht zu bringen.

Übrigens wünschen wir ihm Glück zu dem Publikum, das solche Vorlesungen zu würdigen verstand, und zu dem Zensor, der sie der Öffentlichkeit nicht vorenthielt. Wir sind der Hoffnung, daß eine solche Handhabung der Zensur, wie dies Buch sie beweist, alle andern schwankenden Prinzipien in derselben, für Preußen wenigstens, überwinden und sich allgemeine Geltung verschaffen werde; daß die Zensur überall von solchen Männern ausgeübt werde, wie es in Königsberg geschieht, wo, wie unser Verfasser sagt, die Zensoren Männer sind, „die das gehässigste aller Ämter mit schmerzlicher Aufopferung übernommen haben, um es nicht in die Hände Solcher übergehen zu lassen, die es mit Freuden übernehmen möchten“.

Alexander Jung und das Junge Deutschland¹⁾.

Je erfreulicher die gewaltige geistige Bewegung ist, mit welcher Königsberg sich in den Mittelpunkt der deutschen politischen Entwicklung zu setzen sucht, je freier und ausgebildeter sich dort die öffentliche Meinung beweist, um so seltsamer erscheint es, daß an eben diesem Orte in philosophischer Beziehung ein gewisses Juste-Milieu sich geltend zu machen sucht, das mit der Majorität des dortigen Publikums offenbar in Widerspruch geraten muß. Und wenn Rosenkranz immer noch manche respektable Seite hat, obwohl auch ihm der Mut der Konsequenz abgeht, so tritt die ganze Schlawfrucht und Erbärmlichkeit des philosophischen Juste-Milieu in Herrn Alexander Jung ans Tageslicht.

Es gibt bei jeder Bewegung, bei jedem Ideenkampfe eine gewisse Art verworrner Köpfe, die sich nur im Trüben ganz wohl befinden. So lange die Prinzipien mit sich selbst noch nicht im reinen sind, läßt man solche Subjekte mitlaufen; solange jeder nach Klarheit ringt, ist es nicht leicht, ihre prädestinierte Unklarheit zu erkennen. Wenn aber die Elemente sich scheiden, Prinzip gegen Prinzip steht, dann ist es an der Zeit, jenen Unbrauchbaren den Abschied zu geben und sich definitiv mit ihnen ins reine zu setzen; denn dann zeigt sich ihre Hohlheit auf eine erschreckende Weise.

Zu diesen Leuten gehört auch Herr Alexander Jung. Sein obiges Buch bliebe am besten ignoriert; da er aber außerdem ein

¹⁾ Alexander Jung, Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen, Danzig 1842, Gerhard.

„Königsberger Literaturblatt“ herausgibt und seinen langweiligen Positivismus auch hier allwöchentlich vors Publikum bringt, so mögen die Leser der Jahrbücher es mir verzeihen, wenn ich ihn einmal aufs Korn fasse und etwas ausführlicher charakterisiere.

Zur Zeit des weiland jungen Deutschlands trat er mit Briefen über die neueste Literatur auf. Er hatte sich der jüngern Richtung angeschlossen und geriet nun mit ihr in die Opposition, ohne daß er es wollte. Welche Stellung für unsren Vermittler! Herr Alexander Jung auf der äußersten Linken! Man kann sich die Unbehaglichkeit, in der er sich befand, den Schwall von Beschwich-tigungen, von dem er sprudelte, leicht denken. Nun hatte er eine besondere Passion für Gutzkow, der damals für den Erzketzer galt. Er wollte seinem gepreßten Herzen Luft machen, aber er fürchtete sich, er wollte nicht anstoßen. Wie sollte er sich helfen? Er fand ein Mittelchen, das seiner würdig war. Er schrieb eine Apotheose Gutzkows und vermied es, seinen Namen darin zu nennen; dann setzte er darüber: „Fragmente über den Ungenannten“. Wenn Sie erlauben, Herr Alexander Jung, das war feig!

Seitdem trat Jung wieder mit einem vermittelnden und verworrenen Buche auf: Königsberg in Preußen und die Extreme des dortigen Pietismus. Welch ein Titel schon! Den Pietismus selbst läßt er gelten, aber seine Extreme müssen bekämpft werden, ebenso gut, wie jetzt im Königsberger Literaturblatt die Extreme der junghegelschen Richtung bekämpft werden, wie alle Extreme überhaupt vom Übel sind und nur die liebe Vermittlung und Mäßigung etwas taugt. Als wenn nicht die Extreme die bloßen Konsequenzen wären! Übrigens ist das Buch seinerzeit in den Hallischen Jahrbüchern besprochen worden.

Jetzt kommt er mit dem obigen Buch heran und gießt einen reichlichen Eimer voll vager, kritikloser Behauptungen, verworrner Urteile, hohler Phrasen und lächerlich beschränkter Anschauungen vor uns aus. Es ist, als wenn er seit seinen „Briefen“ geschlafen hätte. Rien appris, rien oublié! Das junge Deutschland ist vorübergegangen, die junghegelsche Schule ist gekommen, Strauß, Feuerbach, Bauer, die Jahrbücher haben die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, der Kampf der Prinzipien ist in der schönsten Blüte, es handelt sich um Leben oder Tod, das Christentum steht auf dem Spiele, die politische Bewegung erfüllt alles, und der gute Jung ist noch immer des naiven Glaubens, „die Nation“ habe nichts andres zu tun, als auf ein neues Stück von Gutzkow, einen versprochenen Roman von Mundt, eine zu erwartende Bizzarerie von Laube gespannt zu sein. Während ganz Deutschland widerhallt vom Kampfschrei, während die neuen Prinzipien

zu seinen eignen Füßen debattiert werden, sitzt Herr Jung in seinem Kämmerlein, kaut an der Feder und grübelt nach über den Begriff des „Modernen“. Er hört nichts, er sieht nichts, denn er steckt bis über die Ohren in Bücherballen, für deren Inhalt sich jetzt kein Mensch mehr interessiert, und müht sich ab, die einzelnen Stücke recht ordentlich und nett unter Hegelsche Kategorien zu rangieren.

Ans Tor seiner Vorlesungen stellt er als Wache den Popanz des „Modernen“ auf. Was ist das „Moderne“? Herr Jung sagt, als Ausgangspunkte dafür setze er Byron und George Sand voraus, die nächsten prinzipiellen Elemente der neuen Weltzeit seien für Deutschland: Hegel und die Schriftsteller der sogenannten jungen Literatur. — Was dem armen Hegel nicht alles zugeschoben wird! Atheismus, Alleinherrschaft des Selbstbewußtseins, revolutionäre Staatslehre, und jetzt noch das junge Deutschland. Es ist aber geradezu lächerlich, Hegel mit einer Koterie in Verbindung zu bringen. Weiß denn Herr Jung nicht, daß Gutzkow von jeher gegen die Hegelsche Philosophie polemisiert hat, daß Mundt und Kühne so gut wie gar nichts von der Sache verstehen, daß namentlich Mundt in der Madonna und sonst das verrückteste Zeug, die größten Mißverständnisse in bezug auf Hegel ausgesprochen hat, und jetzt erklärter Gegner seiner Lehre ist? Weiß er nicht, daß Wienbarg sich ebenfalls gegen Hegel aussprach und Laube in seiner Literaturgeschichte Hegelsche Kategorien fortwährend falsch gebrauchte?

Jetzt geht Herr Jung an den Begriff des „Modernen“ und quält sich auf sechs Seiten damit herum, ohne ihn zu bewältigen. Natürlich! Als ob das „Moderne“ jemals „in den Begriff erhoben werden“ könne! Als ob eine so vage, gehaltlose, unbestimmte Phrase, die von oberflächlichen Köpfen in gewisser geheimnisvoller Weise überall vorgeschoben wurde, jemals eine philosophische Kategorie werden könne! Welcher Abstand von dem „Modernen“ Heinrich Laubes, das nach aristokratischen Salons riecht und sich nur in Gestalt eines Dandy verkörpert, bis zu der „modernen Wissenschaft“ auf dem Titel der Straußschen Glaubenslehre! Das hilft aber alles nicht, Herr A. Jung sieht diesen Titel als einen Beweis an, daß Strauß das Moderne, das speziell jungdeutsche Moderne als eine Macht über sich anerkenne und bringt ihn flugs mit der jungen Literatur unter einen Hut. Endlich bestimmt er den Begriff des Modernen als die Unabhängigkeit des Subjekts von jeder bloß äußerlichen Autorität. Daß das Streben danach ein Hauptmoment der Zeitbewegung sei, haben wir längst gewußt, und daß die „Modernen“ damit zusammenhängen, leugnet keiner; aber es zeigt sich hier recht glänzend die Verkehrtheit, mit der Herr Jung platterdings

einen Teil zum Ganzen, eine überlebte Durchgangsepoche zur Blütezeit erheben will. Das junge Deutschland soll nun einmal, es mag biegen oder brechen, zum Träger des ganzen Zeitinhalts gemacht werden, und nebenbei soll Hegel auch noch sein Stückchen abbekommen. Man sieht, wie Herr Jung bisher in zwei Teile geteilt war; in der einen Herzkammer trug er Hegel, in der andern das junge Deutschland. Jetzt, als er diese Vorlesungen schrieb, mußte er diese beiden notwendig in Zusammenhang bringen. Welche Verlegenheit! Die linke Hand karessierte die Philosophie, die rechte die oberflächliche, schillernde Unphilosophie, und auf gut christlich wußte die rechte Hand nicht, was die linke tat. Wie sollte er sich helfen? Statt ehrlich zu sein, und von den beiden unvereinbaren Liebhabereien die eine fallen zu lassen, machte er eine kühne Wendung und leitete die Unphilosophie aus der Philosophie ab.

Zu diesem Zwecke wird der arme Hegel auf dreißig Seiten beleuchtet. Eine schwülstige, phrasenstrotzende Apotheose ergießt ihre trübe Flut auf das Grab des großen Mannes; sodann plagt sich Herr Jung, zu beweisen, daß der Grundzug des Hegelschen Systems die Behauptung des freien Subjekts gegen die Heteronomie der starren Objektivität sei. Man braucht aber nicht eben bewandert im Hegel zu sein, um zu wissen, daß er einen weit höheren Standpunkt in Anspruch nimmt, den der Versöhnung des Subjekts mit den objektiven Gewalten, daß er einen ungeheuren Respekt vor der Objektivität hatte, die Wirklichkeit, das Bestehende weit höher stellte, als die subjektive Vernunft des Einzelnen, und gerade von diesem verlangte, die objektive Wirklichkeit als vernünftig anzuerkennen. Hegel ist nicht der Prophet der subjektiven Autonomie, wie Herr Jung meint und wie sie als Willkür im jungen Deutschland zutage kommt, Hegels Prinzip ist auch Heteronomie, Unterwerfung des Subjekts unter die allgemeine Vernunft. Zuweilen sogar, z. B. in der Religionsphilosophie, unter die allgemeine Unvernunft. Das, was Hegel am meisten verachtete, war der Verstand, und was ist dieser andres, als die in ihrer Subjektivität und Vereinzelung fixierte Vernunft? Nun wird mir aber Herr Jung antworten, so habe er das nicht gemeint, er rede nur von bloß äußerlicher Autorität, er wolle im Hegel auch nichts andres sehen als die Vermittlung beider Seiten, und das „moderne“ Individuum wolle seiner Ansicht nach weiter nichts, als eben sich bedingt sehen nur „durch eigne Einsicht in die Vernünftigkeit eines Objektiven“ — dann bitte ich mir aber auch aus, daß er mir Hegel nicht mit den Jungdeutschen zusammen bringt, deren Wesen eben die subjektive Willkür, die Marotte, das Kuriosum ist; dann ist „das moderne In-

dividuum“ nur ein anderer Ausdruck für einen Hegelianer. Bei einer so grenzenlosen Verwirrung muß Herr Jung denn auch das „Moderne“ innerhalb der Hegelschen Schule aufsuchen, und richtig ist die linke Seite dazu vorzugsweise berufen, mit den Jungdeutschen zu fraternisieren.

Endlich kommt er zur „modernen“ Literatur, und es geht jetzt eine allgemeine Anerkennung und Loberei los. Da ist keiner, der nicht irgend etwas Gutes getan hätte, keiner, der nicht etwas Bemerkenswerthes repräsentierte, keiner, dem die Literatur nicht irgend einen Fortschritt verdankte. Dieses ewige Bekomplimentieren, dieses Vermittlungsstreben, diese Wut, den literarischen Kuppler und Unterhändler zu spielen, ist unerträglich. Was geht das die Literatur an, ob dieser oder jener ein bißchen Talent hat, hier und da eine Kleinigkeit leistet, wenn er sonst nichts taugt, wenn seine ganze Richtung, sein literarischer Charakter, seine Leistungen im Großen nichts wert sind? In der Literatur gilt jeder nicht für sich, sondern nur in seiner Stellung zum Ganzen. Wenn ich mich zu einer solchen Art Kritik hergeben wollte, so müßte ich auch mit Herrn Jung selbst glimpflicher verfahren, weil vielleicht fünf Seiten in diesen Buche nicht übel geschrieben sind und einiges Talent vertragen. — Eine Masse komischer Aussprüche fließen Herrn Jung mit einer großen Leichtigkeit und einer gewissen Grandezza aus der Feder. So, von den scharfen Abfertigungen Pücklers durch die Kritik sprechend, freut er sich, daß diese „ohne Ansehen der Person und des Ranges ihr Urteil fälle. Es zeugt dieses in Wahrheit von einem hohen, in sich selbst unabhängigen Standpunkt deutscher Kritik.“ Welch eine schlechte Meinung muß Herr Jung von der deutschen Nation haben, daß er ihr dergleichen so hoch anrechnet! Als ob wonders welche Kourage dazu gehörte, die Werke eines Fürsten zu tadeln!

Ich übergehe dies Geschwätz, das den Anspruch macht, Literaturgeschichte zu sein, und außer seiner innern Hohlheit und Zusammenhangslosigkeit auch noch grenzenlos lückenhaft ist; so fehlen die Lyriker Grün, Lenau, Freiligrath, Herwegh, so die Dramatiker Rosen [sic!] und Klein usw. Endlich kommt er dahin, worauf er von vornherein losgearbeitet hat, auf sein liebes junges Deutschland, das für ihn die Vollendung des „Modernen“ ist. Er beginnt mit Börne. In Wahrheit aber ist Börnes Einfluß auf das junge Deutschland so groß nicht, Mundt und Kühne erklärten ihn für verrückt, Laube'n war er zu demokratisch, zu entschieden, und nur bei Gutzkow und Wienbarg äußerten sich nachhaltigere Wirkungen. Gutzkow namentlich verdankt Börne'n sehr viel. Der größte Einfluß, den Börne gehabt hat, das ist jener stille auf die Nation,

die seine Werke als ein Heiligtum bewahrt und sich daran gestärkt und aufrecht erhalten hat in den trüben Zeiten von 1832 bis 40, bis die wahren Söhne des Pariser Briefstellers in den neuen, philosophischen Liberalen erstanden. Ohne die direkte und indirekte Wirkung Börnes wäre es der aus Hegel hervorgehenden freien Richtung weit schwerer geworden, sich zu konstituieren. Es kam jetzt aber bloß darauf an, die verschütteten Gedankenwege zwischen Hegel und Börne auszugraben, und das war so schwer nicht. Diese beiden Männer standen sich näher als es schien. Die Unmittelbarkeit, die gesunde Anschauung Börnes erwies sich als die praktische Seite dessen, was Hegel theoretisch wenigstens in Aussicht stellte. Herr Jung sieht das natürlich wieder nicht ein. Börne ist ihm gewissermaßen allerdings ein respektabler Mann, der sogar Charakter hatte, was unter Umständen gewiß viel wert ist, er hat unleugbare Verdienste, wie etwa Varnhagen und Pückler auch, und hat namentlich gute Theaterkritiken geschrieben, aber er war ein Fanatiker und Terrorist, und davor behüte uns der liebe Gott! Pfui über so eine schlaife, mattherzige Auffassung eines Mannes, der allein durch seine Gesinnung ein Träger seiner Zeit wurde! Dieser Jung, der das junge Deutschland und sogar die Persönlichkeit Gutzkows aus dem absoluten Begriff konstruieren will, ist nicht einmal imstande, einen so einfachen Charakter, wie Börne, zu begreifen; er sieht nicht ein, wie notwendig, wie konsequent auch die extremsten, radikalsten Aussprüche aus Börnes innerstem Wesen hervorgehen, daß Börne seiner Natur nach Republikaner war und für einen solchen die Pariser Briefe wahrlich nicht zu stark geschrieben sind. Oder hat Herr Jung nie einen Schweizer oder Nordamerikaner über monarchische Staaten sprechen hören? Und wer will es Börne'n zum Vorwurf machen, daß er „das Leben nur aus dem Gesichtspunkte der Politik betrachtete“? Tut nicht Hegel dasselbe? Ist nicht auch ihm der Staat in seinem Übergange zur Weltgeschichte, also in den Verhältnissen der innern und äußern Politik, die konkrete Realität des absoluten Geistes? Und — es ist lächerlich — bei dieser unmittelbaren, naiven Anschauung Börnes, die in der erweiterten Hegelschen ihre Ergänzung findet und oft aufs überraschendste zu ihr stimmt, meinte Herr Jung dennoch, Börne habe sich „ein System der Politik und des Völker-glücks entworfen“, so ein abstraktes Wolkengebilde, aus dem man sich seine Einseitigkeiten und Verhärtungen erklären müsse! Herr Jung hat keine Ahnung von der Bedeutung Börnes, von seinem eisernen, geschlossenen Charakter, von seiner imponierenden Willensfestigkeit; eben weil er selbst so ein gar kleines, weichherziges, unselbständiges Allerweltsmännchen ist. Er weiß nicht, daß Börne

einzig dasteht als Persönlichkeit in der deutschen Geschichte, er weiß nicht, daß Börne der Bannerträger deutscher Freiheit war, der einzige Mann in Deutschland zu seiner Zeit; er ahnt nicht, was es heißt, gegen vierzig Millionen Deutsche aufstehen und das Reich der Idee proklamieren; er kann es nicht begreifen, daß Börne der Johannes Baptista der neuen Zeit ist, der den selbstzufriedenen Deutschen von der Buße predigt und ihnen zuruft, daß die Axt schon an der Wurzel des Baumes liege und der Stärkere kommen wird, der mit Feuer tauft und die Spreu unbarmherzig von der Tenne fegt. Zu dieser Spreu darf sich auch Herr A. Jung rechnen. Endlich kommt Herr Jung zu seinem lieben jungen Deutschland und beginnt mit einer erträglichen, aber viel zu ausführlichen Kritik Heines. Die übrigen werden sodann nach der Reihe durchgenommen, zuerst Laube, Mundt, Kühne, sodann Wienbarg, dem verdienstermaßen gehuldigt wird, und endlich auf fast fünfzig Seiten Gutzkow. Die ersten drei verfallen der gewöhnlichen Juste-Milieu-Huldigung, viel Anerkennung und sehr bescheidener Tadel; Wienbarg wird entschieden hervorgehoben, aber kaum auf vier Seiten, und Gutzkow endlich mit einer unverschämten Unterwürfigkeit zum Träger des „Modernen“ gemacht, nach dem Hegelschen Begriffsschema konstruiert und als Persönlichkeit ersten Ranges behandelt.

Wäre es ein junger, sich erst entwickelnder Autor, der mit solchen Urteilen aufträte, man ließe sich das gefallen; es gibt manchen, der eine zeitlang Hoffnungen auf die junge Literatur gesetzt und im Hinblick auf eine erwartete Zukunft ihre Werke nachsichtiger betrachtet hat, als er es sonst vor sich selbst verantworten konnte. Namentlich wer die jüngsten Entwicklungsstufen des deutschen Geistes in seinem eigenen Bewußtsein reproduziert hat, wird irgend einmal mit Vorliebe auf die Produktionen Mundts, Laubes oder Gutzkows geblickt haben. Aber der Fortschritt über diese Richtung hinaus hat sich seitdem viel zu energisch geltend gemacht, und die Gehaltlosigkeit der meisten Jungdeutschen ist auf eine erschreckende Weise offenbar geworden.

Das junge Deutschland rang sich aus der Unklarheit einer bewegten Zeit empor und blieb selbst noch mit dieser Unklarheit behaftet. Gedanken, die damals noch formlos und unentwickelt in den Köpfen goren, die später erst durch Vermittlung der Philosophie zum Bewußtsein kamen, wurden vom jungen Deutschland zum Spiel der Phantasie benutzt. Daher die Unbestimmtheit, die Verwirrung der Begriffe, die unter den Jungdeutschen selbst herrschte. Gutzkow und Wienbarg wußten noch am meisten, was sie wollten, Laube am wenigsten. Mundt lief sozialen Marotten nach, Kühne,

in dem etwas Hegel spukte, schematisierte und klassifizierte. Aber bei der allgemeinen Unklarheit konnte nichts Rechtes zutage kommen. Der Gedanke von der Berechtigung der Sinnlichkeit wurde nach Heines Vorgang roh und flach gefaßt, die politisch-liberalen Prinzipien waren nach den Persönlichkeiten verschieden, und die Stellung des Weibes gab zu den fruchtlosesten und konfusesten Diskussionen Anlaß. Keiner wußte, woran er mit dem andern war. Auf die allgemeine Verwirrung der Zeit müssen auch die Maßregeln der verschiedenen Regierungen gegen diese Leute geschoben werden. Die phantastische Form, in der jene Vorstellungen propagiert wurden, konnte nur dazu beitragen, jenen wirren Zustand zu vermehren. Durch das glänzende Exterieur der jungdeutschen Schriften, die geistreiche, pikante, lebendige Schreibart derselben, die geheimnisvolle Mystik, mit welcher die Hauptschlagwörter umgeben waren, sowie durch die Regeneration der Kritik und die Belebung der belletristischen Zeitschriften, die von ihnen ausging, zogen sie bald jüngere Schriftsteller in Masse an sich, und es dauerte nicht lange, so hatte jeder von ihnen, mit Ausnahme Wienbargs, seinen Hof. Die alte schlaffe Belletristik mußte dem jungen Andrange weichen, und die „junge Literatur“ nahm das eroberte Feld in Besitz, teilte sich darein und — zerfiel in sich selbst über der Teilung. Hier kam die Unzulänglichkeit des Prinzips zum Vorschein. Jeder hatte sich im andern getäuscht. Die Prinzipien verschwanden, es handelte sich nur noch um Persönlichkeiten. Gutzkow oder Mundt, das war die Frage. Cliquenwesen, Häkeleien, Streitigkeiten um nichts und wieder nichts begannen die Journale zu füllen.

Der leichte Sieg hatte die jungen Herren übermütig und eitel gemacht. Sie hielten sich für welthistorische Charaktere. Wo ein junger Schriftsteller auftrat, gleich wurde ihm die Pistole auf die Brust gesetzt und unbedingte Unterwerfung gefordert. Jeder machte den Anspruch, exklusiver Literaturgott zu sein. Du sollst keine andern Götter haben neben mir! Der geringste Tadel erregte tödliche Feindschaften. Auf diese Weise verlor die Richtung allen geistigen Inhalt, den sie noch etwa gehabt hatte, und sank in den reinen Skandal herab, der in Heines Buch über Börne kulminierte und in infame Gemeinheit überging. Von den einzelnen Persönlichkeiten ist Wienbarg unbedingt die nobelste; ein ganzer, kräftiger Mann, eine Statue von hellglänzendem Erz aus einem Gusse, daran kein Rostfleck ist. Gutzkow ist der Klarste, Verständigste; er hat am meisten produziert und neben Wienbarg auch die verschiedensten Zeugnisse seiner Gesinnung gegeben. Will er auf dem dramatischen Gebiet bleiben, so Sorge er indes für bessere, ideen-

vollere Stoffe, als er sie bisher gewählt hat, und schreibe statt aus dem „modernen“ aus dem wirklichen Geist der Gegenwart heraus. Wir verlangen mehr Gedankengehalt als die liberalen Phrasen des Patkul oder die weiche Empfindsamkeit des Werner. Wozu Gutzkow viel Talent hat, ist die Publizistik; er ist ein geborener Journalist, aber er kann sich nur durch ein Mittel halten, wenn er sich die neuesten religions- und staatsphilosophischen Entwicklungen aneignet und seinen Telegraphen, den er, wie es heißt, wieder auferstehen lassen will, der großen Zeitbewegung unbedingt widmet. Läßt er aber die entartete Belletristerei seiner Herr werden, so wird er nicht besser werden als die übrigen schönwissenschaftlichen Journale, die nicht Fisch und nicht Fleisch sind, von langweiligen Novellen strotzen, kaum durchblättert werden und überhaupt an Gehalt und in der Achtung des Publikums mehr als je gesunken sind. Ihre Zeit ist vorbei, sie lösen sich allmählich in die politischen Zeitungen auf, die das bißchen Literatur noch ganz gut mit abfertigen können.

Laube ist bei allen seinen schlechten Eigenschaften doch noch gewissermaßen liebenswürdig; aber seine unordentliche, prinziplose Schreiberei, heute Romane, morgen Literaturgeschichte, übermorgen Kritiken, Dramen usw., seine Eitelkeit und Flachheit läßt ihn nicht aufkommen. Den Mut der Freiheit hat er ebenso wenig als Kühne. Die „Tendenzen“ der weiland „jungen Literatur“ sind längst vergessen, das leere, abstrakte Literaturinteresse hat beide ganz in Anspruch genommen. Dagegen ist die Indifferenz bei Heine und Mundt zur offenen Apostasie geworden. Heines Buch über Börne ist das Nichtswürdigste, was jemals in deutscher Sprache geschrieben wurde; Mundts neueste Tätigkeit im Piloten nimmt dem Verfasser der „Madonna“ die letzte Spur von Achtung in den Augen der Nation. Man weiß hier in Berlin nur zu gut, was Herr Mundt mit einer solchen Selbstentwürdigung bezweckt, nämlich eine Professur; um so ekelerregender ist diese plötzlich in Herrn Mundt gefahrene Untertänigkeit. Herr Mundt und sein Waffenträger F. Radewell mögen nur fortfahren, die neuere Philosophie zu verdächtigen, den Notanker der Schellingschen Offenbarung zu ergreifen und sich durch ihre unsinnigen Versuche, selbst zu philosophieren, vor der Nation lächerlich zu machen. Die freie Philosophie kann ihre philosophischen Schülerarbeiten ruhig und unwiderlegt in die Welt gehen lassen; sie zerfallen in sich selbst. Was den Namen des Herrn Mundt an der Stirn trägt, ist, wie die Werke Leos, mit dem Malzeichen der Apostasie gebrandmarkt. Vielleicht bekommt er an Herrn Jung bald einen neuen Hintersassen; er läßt sich bereits gut an, wie wir gesehen haben und noch weiter sehen werden.

Nachdem Herr Jung nun den eigentlichen Zweck seiner Vorlesungen hinter sich hat, drängt es ihn gewaltig, sich zum Schluß noch einmal recht dem Gelächter der Nation preiszugeben. Er geht von Gutzkow auf David Strauß über, schreibt ihm das eminente Verdienst zu, „die Resultate von Hegel und Schleiermacher und des modernen Stils“ (ist das etwa moderner Stil?) in sich zusammengezogen zu haben, klagt dabei aber entsetzlich über die greuliche, ewige Negation. Ja, die Negation, die Negation! Die armen Positivisten und die Juste-Milieu-Leute sehen die negative Flut immer höher und höher schwellen, klammern sich fest aneinander und schreien nach etwas Positivem. Da jammert nun so ein Alexander Jung über die ewige Bewegung der Weltgeschichte, nennt den Fortschritt Negation und spreizt sich zuletzt zum falschen Propheten auf, der „eine große positive Geburt“ weissagt; die er mit den verschrobensten Phrasen im voraus beschreibt, und die Strauß, Feuerbach und was damit zusammenhängt, mit dem Schwerte des Herrn besiegen werde. Auch in seinem Literaturblatt predigt er das Wort vom neuen „positiven“ Messias. Kann es etwas Unphilosophischeres geben als ein so unverholnes Mißvergnügen, eine so offene Unbefriedigung in der Gegenwart? Kann man sich weibischer und kraftloser betragen, als es Herr A. Jung tut? Kann man sich eine ärgere Phantasterei denken — die neuschellingsche Scholastik ausgenommen — als diesen frommen Glauben an den „positiven Messias“? Wann gab es eine größere — und leider auch verbreitetere Verwirrung als diejenige, welche jetzt in Beziehung auf die Begriffe „positiv und negativ“ herrscht? Man gebe sich nur einmal die Mühe, die verschriene Negation näher anzusehen, und man wird finden, daß sie durch und durch selbst Position ist. Für diejenigen freilich, die das Vernünftige, den Gedanken, weil er nicht still steht, sondern sich bewegt, für nicht positiv erklären, und deren kraftloses Efeugemüt einer alten Mauerruine, eines Faktums bedarf, um sich an ihm zu halten, für sie ist freilich aller Fortschritt Negation. In Wahrheit aber ist der Gedanke in seiner Entwicklung das allein Ewige und Positive, während die Faktizität, die Äußerlichkeit des Geschehens eben das Negative, Verschwindende und der Kritik Anheimfallende ist.

„Wer aber wird der Geber dieses unendlichen, in unserer Nähe weilenden Schatzes sein?“ fährt Herr Jung mit gesteigertem Pathos fort. Ja, wer wird der Messias sein, der die schwachen, zagenden Seelen aus dem Exil der Negation, aus der finstern Nacht der Verzweiflung zurückführen wird in das Land, da Milch und Honig fließt? „Ob Schelling? — — — Große, heilige Hoffnungen setzen wir auf Schelling, eben weil er so lange der Einsamkeit vertraut,

eben weil er jenen Ruhesitz am Urquelle des Denkens und Schaffens entdeckt hat, jenen Herrschersitz, welcher die Zeit aufhören macht, Zeit zu sein!“ usw. Ja, so spricht ein Hegelianer, und weiter (Königsberger Literaturblatt Nr. 4): „Wir versprechen uns von Schelling außerordentlich viel. Schelling wird, hoffen wir, mit derselben Leuchte eines nie gesehenen, neuen Lichtes durch die Geschichte schreiten, wie er einst durch die Natur geschritten ist“ usw. Sodann Nr. 7 eine Huldigung für den unbekanntem Gott Schellings. Die Philosophie der Mythologie und der Offenbarung wird als notwendig konstruiert, und Herr Jung ist selig in dem Bewußtsein, Schellings, des großen Schelling Gedankenbahnen auch schon von Ferne mit seinem begeisterten Auge nachahmen zu können. Solch ein markloser, sehnsüchtiger Geist ist dieser Jung, daß er nur in der Hingebung an einen andern, in der Unterwerfung unter fremde Autorität sich befriedigt findet. Keine Ahnung von Selbständigkeit ist bei ihm zu finden; sowie ihm der Halt genommen wird, den er umfaßt, knickt er in sich selbst zusammen und weint helle Tränen der Sehnsucht. Sogar an etwas, was er noch nicht kennt, wirft er sich weg, und trotz der ziemlich genauen Nachrichten, die man schon vor Schellings Auftreten in Berlin über seine Philosophie und den speziellen Inhalt seiner Vorlesungen hatte, kennt Herr Jung keine größere Seligkeit, als zu Schellings Füßen im Staube zu sitzen. Er weiß nicht, wie Schelling sich in der Vorrede zu dem Cousinschen Werk über Hegel ausgesprochen hat, oder vielmehr er weiß es wohl, und dennoch wagt er, ein Hegelianer, sich an Schelling wegzuschicken, wagt es, nach solchen Antecedentien den Namen Hegels noch in den Mund zu nehmen, auf ihn gegen die neuesten Entwicklungen zu provozieren! Und um seiner Selbstentwürdigung die Krone aufzusetzen, fällt er in Nr. 13 nochmals anbetend vor Schelling nieder, der ersten Vorlesung desselben den Weihrauch seiner ganzen Bewunderung und Proskynese zollend. Ja, er findet es hier alles bestätigt, was er von Schelling „nicht bloß voraussetzte, sondern wußte, jene wunderbar frische, jene auch der Form nach vollendete Durchdringung aller wissenschaftlichen, künstlerischen und sittlichen Elemente, welche in solcher Vereinigung antiker und christlicher Welt den so Verherrlichten zu einem ganz andern Priester des Höchsten und seiner Offenbarung weihen mag, als es Priestern niedern Grades und Laien auch nur einfallen kann.“ Freilich werden einige so verworfen sein, „daß sie aus Neid sogar die Größe wegleugnen, welche sich hier rein und klar, wie das Licht der Sonne, jedem offenbart“. „Die ganze Größe Schellings, die Überlegenheit über alles Ausgezeichnete bloß einseitiger Richtungen strahlt uns aus seiner ersten Vorlesung herrlich entgegen.“ — — „Wer

so anfangen kann, der muß gewaltig fortfahren, muß als Sieger enden, und wenn sie alle ermüden, weil sie alle, solchen Fluges ungewohnt, sinken, und keiner mehr zu folgen, zu verstehen vermag, was Du von Ur an Begeisterter sprichst, so lauschen Dir sicher die Manen des mit Dir Ebenbürtigen, des treuesten, des herrlichsten Deiner Freunde, es lauschen Dir die Manen des alten Hegel! —“

Was mag Herr Jung dabei sich vorgestellt haben, als er diesen Enthusiasmus ins Blaue, diese romantische Schweberei zu Papier brachte! Was wenigstens hier in Berlin jeder im voraus wußte oder mit Sicherheit schließen konnte, davon ahnt unser frommer „Priester“ nichts. Was aber jener „Priester des Höchsten“ uns für „Offenbarungen“ gepredigt, worin die „Größe“, der „Beruf, der Menschheit das Höchste zu enthüllen“, der „gewaltige Flug“ bestanden, wie Schelling „als Sieger geendigt“ hat, das weiß jetzt alle Welt; in dem Schriftchen: „Schelling und die Offenbarung“, als dessen Verfasser ich mich hiermit bekenne, habe ich den Inhalt der neuen Offenbarung in durchaus objektiver Weise dargelegt. Herr Jung möge die Erfüllung seiner Hoffnungen daran nachweisen oder wenigstens die Aufrichtigkeit und den — Mut haben, seinen glänzenden Irrtum einzugestehen.

Ohne mich auf die Kritik Sealsfields, mit der Herr Jung sein Buch schließt, weiter einzulassen, da ich vom belletristischen Felde doch schon weit genug entfernt bin, will ich zum Schlusse noch auf einige Stellen des „Königsberger Literaturblatts“ eingehen, um auch hier die Mattherzigkeit und marklose Aufgedunsenheit Herrn Jungs nachzuweisen. Gleich in Nr. 1 wird, jedoch sehr zurückhaltend, auf Feuerbachs Wesen des Christentums hingewiesen, in Nr. 2 die Negationstheorie der Jahrbücher angegriffen, jedoch noch mit Respekt, in Nr. 3 wird Herbart gehuldigt, wie vorhin Schelling, in Nr. 4 allen beiden und zugleich noch eine Verwahrung gegen den Radikalismus ausgesprochen, in Nr. 8 beginnt eine ausführliche Kritik des Feuerbachschen Buchs, in der die Halbheit des Juste-Milieu ihre Überlegenheit über den entschiedenen Radikalismus geltend machen will. Und was sind die schlagenden Argumente, die hier aufgewandt werden? Feuerbach, sagt Herr Jung, hätte ganz recht, wenn die Erde das ganze Universum wäre; vom irdischen Standpunkte aus ist sein ganzes Werk schön, schlagend, vortrefflich, unwiderleglich; aber vom universalen, vom Weltgesichtspunkt aus ist es nichtig. Schöne Theorie! Als ob auf dem Monde zwei mal zwei fünf wäre, als ob auf der Venus die Steine lebendig herumliefen und auf der Sonne die Pflanzen sprechen könnten! Als ob jenseits der Erdatmosphäre eine aparte, neue Vernunft anfinde und der Geist nach der Entfernung von der Sonne

gemessen würde! Als ob das Selbstbewußtsein, zu dem die Erde in der Menschheit kommt, nicht in demselben Augenblick Weltbewußtsein würde, in welchem es seine Stellung als Moment desselben erkennt! Als ob ein solcher Einwand nicht nur ein Vorwand wäre, um die fatale Antwort auf die alte Frage hinauszuschieben in die schlechte Endlosigkeit des Raumes! Klingt es nicht seltsam naiv, wenn Herr Jung mitten in die Hauptreihe seiner Argumente sich der Satz eingeschmuggelt hat: „die Vernunft, welche über jede bloß sphärische Bestimmtheit hinausgeht?“ Wie kann er dann, bei zugestandener Konsequenz und Vernünftigkeit des Bestrittenen vom irdischen Gesichtspunkt aus, diesen vom „universalen“ unterscheiden? Es ist aber eines Phantasten, eines Gefühlsschwärmers, wie Herr Jung einer ist, vollkommen würdig, sich in die schlechte Unendlichkeit des Sternhimmels zu verlieren und über denkende, liebende, phantasierende Wesen auf den andern Weltkörpern sich allerhand kuriose Hypothesen und wundersame Träumereien auszuklauben. Dabei ist es lächerlich, wie er vor der Seichtigkeit warnt, Feuerbach und Strauß nun ohne weiteres des Atheismus und der unbedingten Leugnung der Unsterblichkeit zu beschuldigen. Herr Jung sieht nicht, daß diese Leute gar keinen andern Standpunkt in Anspruch nehmen. Weiter. In Nr. 12 droht uns Herr Jung bereits mit seinem Zorn; in Nr. 26 wird Leo konstruiert und über das unleugbare Talent des Mannes seine Gesinnung ganz und gar vergessen und beschönigt; ja Rugen wird ebenso sehr unrecht gegeben wie Leon. Nr. 29 erkennt Hinrichs nichtssagende Kritik der Posaune in den Berliner Jahrbüchern an und erklärt sich noch entschiedener gegen die Linke; Nr. 35 vollends liefert einen langen, grauenvollen Artikel über F. Baader, dessen somnambule Mystik und Unphilosophie ihm noch dazu als Verdienst angerechnet wird; endlich Nr. 36 klagt über „unselige Polemik“, mit andern Worten offenbar über einen Artikel von E. Mayen [sic!] in der Rheinischen Zeitung, worin Herrn Jung einmal die Wahrheit gesagt wird — es ist sonderbar! In einem solchen Dusel und Traumleben ergeht sich Herr Jung, daß er glaubt, er sei unser „Kampfgenosse“, er „verteidige dieselben Ideen“, daß er glaubt, es „walteten zwar Differenzen“ zwischen ihm und uns ob, „doch stehe die Identität der Prinzipien und Zwecke fest“. Hoffentlich wird er jetzt gesehen haben, daß wir mit ihm fraternisieren weder wollen noch können. Solche unglückliche Amphibien und Achselträger sind nicht brauchbar für den Kampf, den nun einmal entschiedene Leute entzündet, und nur Charaktere hindurchführen können. Im Verfolge obiger Zeilen tut er sich noch den Tort an, daß er in die trivialste Redeweise von literarischer Despotie der Liberalen verfällt und sich seine Freiheit wahrt. Die

soll ihm bleiben; es wird ihn jeder ruhig fortfaseln lassen bis in alle Ewigkeit. Aber er wird uns erlauben, für seine Unterstützung zu danken und ihm ehrlich und offen zu sagen, wofür man ihn hält. Sonst wäre er ja der literarische Despot, und dazu ist er doch etwas zu weichherzig. Dieselbe Nummer wird in würdiger Weise beschlossen von einem Hilferuf gegen „das selbstsüchtige, hohle Geschrei, welches in rasender Weise das Selbstbewußtsein zum Gott erhebt“, — nun wagt das Königsberger Literaturblatt es, diese schaudervollen Ausrufungen nachzusprechen: „Nieder mit dem Christentum, nieder mit der Unsterblichkeit, nieder mit Gott!“ Doch es tröstet sich damit, daß die „Träger bereits im Vorhause stehen, um diejenigen, welche noch bei so guter Stimme sind, als lautlose Leichen herauszutragen“. Also wieder die Kraftlosigkeit einer Appellation an die Zukunft!

Eine weitere Nummer des Jungschen Blattes ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen. Ich denke, die gegebenen Beweise werden genügen, die Zurückweisung des Herrn Jung aus der Gemeinschaft der Entschiednen und „Freien“ zu begründen; er selbst ist jetzt in den Stand gesetzt, zu sehen, was man an ihm auszusetzen hat. Noch eine Bemerkung sei mir gestattet. Herr Jung ist unzweifelhaft der charakterschwachste, kraftloseste, unklarste Schriftsteller Deutschlands. Woher kommt das alles, woher die erbauliche Form, die er überall zur Schau trägt? Solle es damit zusammenhängen, daß Herr Jung, wie es heißt, früher ex officio erbaulich sein mußte?

Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen.

Unter den europäischen Fürsten, deren Persönlichkeit auch außer ihrem Lande Aufmerksamkeit erregt, sind besonders vier interessant: Nikolaus von Rußland, durch die Geradheit und unverhohlene Offenheit, mit der er zum Despotismus hinstrebt, Louis Philipp, der den Macchiavell unserer Zeit anpaßt, Viktoria von England, das vollendete Muster einer konstitutionellen Königin, und Friedrich Wilhelm IV., dessen Gesinnung, wie sie sich in den beiden Jahren seiner Regierung unverkennbar und deutlich dargelegt hat, hier einer genauern Betrachtung unterworfen werden soll.

Es ist nicht der Haß und die Rachlust einer von ihm zurückgesetzten und perhorreszierten, von seinen Beamten unterdrückten und gemißhandelten Partei, die hier sprechen sollen, nicht der bittere Groll, den die Zensur genährt hat, und der die Preßfreiheit benutzt, um Skandalgeschichten und Berliner Stadtgeklatsch an den Mann zu bringen. Der Deutsche Bote beschäftigt sich mit andern Dingen. Aber bei der ehrlosen, niederträchtigen Schmeichelei, mit der die

deutschen Fürsten und Völker täglich in den Zeitungen regaliert werden, ist es durchaus nötig, daß die Herrschaften einmal von einem andern Gesichtspunkt angesehen, ihre Handlungen und Gesinnungen, rücksichtslos wie die jedes andern, beurteilt werden. —

Die Reaktion im Staate begann in den letzten Jahren des vorigen Königs, sich mit der kirchlichen Reaktion zu vereinigen. Durch die Entwicklung des Gegensatzes zur absoluten Freiheit sah sich der orthodoxe Staat wie die orthodoxe Kirche genötigt, auf ihre Voraussetzungen zurückzugehen und das christliche Prinzip mit allen seinen Konsequenzen geltend zu machen. So ging die protestantische Rechtgläubigkeit auf den Katholizismus zurück, eine Phase, die in Leo und Krummacher ihre konsequentesten und würdigsten Vertreter findet, der protestantische Staat auf die konsequente christlich-feudalistische Monarchie, wie sie Friedrich Wilhelm IV. ins Leben zu rufen trachtet.

Friedrich Wilhelm IV. ist durchaus ein Produkt seiner Zeit, eine Gestalt, die ganz aus der Entwicklung des freien Geistes und seinem Kampfe gegen das Christentum und nur hieraus zu erklären ist. Er ist die äußerste Konsequenz des preußischen Prinzips, das in ihm in seiner letzten Aufraffung, aber zugleich in seiner vollkommenen Kraftlosigkeit gegenüber dem freien Selbstbewußtsein zur Erscheinung kommt. Mit ihm ist die gedankenmäßige Entwicklung des bisherigen Preußens abgeschlossen; eine neue Gestaltung desselben ist nicht möglich, und wenn es Friedrich Wilhelm gelingt, sein System praktisch durchzusetzen, so muß Preußen entweder ein ganz neues Prinzip ergreifen — und dies kann nur das des freien Geistes sein — oder in sich selbst zusammenstürzen, wenn es zu jenem Fortschritt nicht die Kraft haben sollte.

Der Staat, auf den Friedrich Wilhelm IV. hinarbeitet, ist seinem eigenen Ausspruche gemäß der christliche. Die Form, in der das Christentum auftritt, sobald es sich wissenschaftlich zergliedern will, ist die Theologie. Das Wesen der Theologie, namentlich in unserer Zeit, ist die Vermittelung und Vertuschung absoluter Gegensätze. Selbst der konsequenteste Christ kann sich nicht von den Voraussetzungen unserer Zeit ganz emanzipieren; die Zeit nötigt ihn zu Modifikationen des Christentums; er trägt Prämissen in sich, deren Entwicklung zum Atheismus führen könnte. Daher kommt denn jene Gestalt der Theologie, die an B. Bauer ihren Zergliederer gefunden hat, und die mit ihrer innern Unwahrheit und Heuchelei unser ganzes Leben durchdringt. Dieser Theologie entspricht auf dem Gebiete des Staates das jetzige Regierungssystem in Preußen. Ein System Friedrich Wilhelms IV., das ist unleugbar, ein vollkommen ausgebildetes System der Romantik, wie dies auch eine

notwendige Folge seines Standpunktes ist; denn wer von diesem aus einen Staat organisieren will, muß mehr wie ein paar abgerissene, zusammenhangslose Ansichten zu seiner Verfügung haben. Das theologische Wesen dieses Systems wäre also vorläufig zu entwickeln.

Indem der König von Preußen es unternimmt, das Prinzip der Legitimität in seinen Konsequenzen durchzusetzen, schließt er sich nicht nur der historischen Rechtsschule an, sondern führt sie sogar weiter fort, und kommt fast bei der Hallerschen Restauration an. Zuerst, um den christlichen Staat zu verwirklichen, muß er den fast heidnisch gewordenen rationalistischen Beamtenstaat mit christlichen Ideen durchdringen, den Kultus heben, die Teilnahme an demselben zu fördern suchen. Dies hat er denn auch nicht unterlassen. Die Maßregeln zur Förderung des Kirchenbesuchs im allgemeinen und namentlich bei den Beamten, die strengere Aufrechterhaltung der Sonntagsfeier überhaupt, die beabsichtigte Verschärfung der Ehescheidungsgesetze, die teilweise schon begonnene Epurierung der theologischen Fakultäten, das Gewicht, welches ein starker Glaube gegen schwache Kenntnisse bei den theologischen Prüfungen in die Wagschale legt, die Besetzung vieler Beamtenstellen mit vorzugsweise gläubigen Männern — und viele andere weltkundige Tatsachen gehören hierher. Sie können als Belege dienen, wie sehr Friedrich Wilhelm IV. dahin strebt, das Christentum unmittelbar in den Staat wieder einzuführen, die Gesetze des Staates nach den Geboten der biblischen Moral einzurichten. Das ist aber nur das Erste, Unmittelbarste. Das System des christlichen Staates kann hierbei nicht stehen bleiben. Der weitere Schritt ist nun die Trennung der Kirche vom Staate, ein Schritt, der über den protestantischen Staat hinausgeht. In diesem ist der König summus episcopus, und vereinigt in sich die höchste kirchliche und staatliche Macht; die Verschmelzung von Staat und Kirche, wie sie bei Hegel ausgesprochen ist, ist das letzte Ziel dieser Staatsform. Wie aber der ganze Protestantismus eine Konzession an die Weltlichkeit ist, so auch das Episkopat des Fürsten. Es ist eine Bestätigung und Rechtfertigung des päpstlichen Primats, indem es die Notwendigkeit eines sichtbaren Oberhauptes der Kirche anerkennt; auf der andern Seite erklärt es die irdische, weltliche Gewalt, die Staatsgewalt, für das absolut Höchste und ordnet ihm die kirchliche Gewalt unter. Es ist nicht etwa eine Gleichstellung des Weltlichen und Geistlichen, sondern eine Unterordnung des Geistlichen unter das Weltliche. Denn der Fürst war eher Fürst, als er summus episcopus wurde, und bleibt auch nachher vorzugsweise Fürst, ohne je einen geistlichen Charakter zu tragen. Die andere Seite der Sache

ist freilich die, daß der Fürst jetzt alle Gewalt, irdische wie himmlische, in sich vereinigt, und, als irdischer Gott, die Vollendung des religiösen Staates darstellt. —

Wie jene Unterordnung aber dem christlichen Geiste widerspricht, so ist es durchaus nötig, daß der Staat, der den Anspruch der Christlichkeit macht, der Kirche ihre Selbständigkeit ihm gegenüber wieder einräume. Diese Rückkehr zum Katholizismus ist nun einmal unmöglich; die absolute Emanzipation der Kirche ist ebenfalls unausführbar, ohne die Grundsäulen des Staates zu untergraben; es muß also hier ein Vermittlungssystem durchgeführt werden. Dies hat Friedrich Wilhelm IV. denn auch in Beziehung auf die katholische Kirche bereits in Ausführung gebracht, und was die protestantische Kirche betrifft, so beweisen auch hier sonnenklare Tatsachen, wie er in diesem Punkte denkt; besonders ist die Aufhebung des Unionszwanges und die Befreiung der Altlutheraner von dem Drucke, den sie erdulden mußten, zu erwähnen. Bei der protestantischen Konfession tritt nun ein ganz eigenes Verhältnis ein. Sie hat kein sichtbares Oberhaupt, überhaupt keine Einheit, sie zerfällt in viele Sekten, und so kann der protestantische Staat sie nicht anders frei lassen, als indem er die verschiedenen Sekten als Korporationen faßt und ihnen so für ihre inneren Angelegenheiten absolute Freiheit läßt. Dennoch aber läßt der Fürst sein Episkopat nicht fallen, sondern behält sich das Bestätigungsrecht, überhaupt die Souveränität vor, während er auf der andern Seite das Christentum als Macht über sich anerkennt und konsequent also auch vor der Kirche sich beugen muß. So bleiben nicht nur die Widersprüche, in denen der protestantische Staat sich bewegt, trotz aller scheinbaren Auflösung bestehen, sondern es tritt noch eine Vermischung mit den Prinzipien des katholischen Staats ein, die eine wunderliche Verwirrung und Prinziplosigkeit herbeiführen muß. Das ist nicht theologisch. —

Der protestantische Staat hat durch Altenstein und Friedrich Wilhelm III. durch das Verfahren gegen den Erzbischof von Köln den Satz ausgesprochen, daß der konsequente Katholik unmöglich ein brauchbarer Staatsbürger sein könne. Dieser Satz, dessen Bewährung die ganze Geschichte des Mittelalters ist, gilt nicht nur für den protestantischen, sondern überhaupt für jeden Staat. Wer sein ganzes Sein und Leben zu einer Vorschule des Himmels macht, kann am Irdischen nicht das Interesse haben, das der Staat von seinen Bürgern fordert. Der Staat macht den Anspruch, seinen Bürgern alles zu sein; er erkennt keine Macht über sich und stellt sich überhaupt als absolute Gewalt hin. Der Katholik erkennt aber Gott und seine Einrichtung, die Kirche, als das Absolute an, und kann sich

also nie ohne inneren Vorbehalt auf den Boden des Staats stellen. Dieser Widerspruch ist unlösbar. Selbst der katholische Staat muß sich für den Katholiken der Kirche unterordnen oder der Katholik zerfällt mit ihm; wie viel mehr also wird er mit dem nichtkatholischen Staat zerfallen sein? In dieser Hinsicht war das Verfahren der vorigen Regierung vollkommen konsequent und wohlbegründet; der Staat kann nur so lange die Freiheit der katholischen Konfession ungeschmälert lassen, als sie sich den bestehenden Gesetzen unterwirft. — Dieser Zustand der Dinge konnte dem christlichen Könige nicht genügen. Aber was war zu machen? Der protestantische Staat konnte nicht hinter den katholischen Hohenstaufen zurückbleiben, und bei der Höhe des Bewußtseins, zu welcher Staat und Kirche sich aufgeschwungen hatten, war eine definitive Lösung nur durch eine Unterwerfung des einen oder des andern möglich — eine Unterwerfung, die für den sich beugenden Teil einer Selbstvernichtung gleichgekommen wäre. Die Frage war prinzipiell geworden, und vor den Prinzipien hatte der einzelne Fall als solcher zurücktreten müssen. Was tat Friedrich Wilhelm IV.? Echt theologisch drängte er die vorlauten, unbequemen Prinzipien zurück, hielt sich rein an den vorliegenden Fall, der nun ohne die Prinzipien vollends verwickelt wurde, und suchte diesen durch Vermittlung aus dem Wege zu schaffen. Die Kurie gab nichts nach — wer also das blaue Auge davon trug, war der Staat. Das ist die berühmte glorreiche Lösung der Kölner Wirren, auf ihren wahren Wert reduziert.

Dieselben nur oberflächlich verdeckten Widersprüche, die Friedrich Wilhelm IV. in der Stellung des Staats zur Kirche hervorrief, suchte er auch in den innern Verhältnissen des Staats zu erwecken. Er konnte sich hier an die bereits bestehenden Theorien der historischen Rechtsschule anlehnen und hatte so ein ziemlich leichtes Spiel. Der Verlauf der Geschichte hatte in Deutschland das Prinzip der absoluten Monarchie zur herrschenden gemacht, die Rechte der alten Feudalstände vernichtet, den König zum Gott im Staate erhoben. Dazu waren in der Zeit von 1807 bis 13 die Reste des Mittelalters mit Entschiedenheit angegriffen und zum großen Teil weggeräumt worden. Wie viel auch seitdem redressiert sein mochte, die Gesetzgebung jener Zeit und das unter dem Einfluß der Aufklärung abgefaßte Landrecht blieben die Grundlagen der preußischen Gesetzgebung. Ein solcher Zustand mußte unerträglich sein. Daher knüpfte Friedrich Wilhelm IV. überall an, wo er noch etwas Mittelalterliches vorfand. Der Majoratsadel wurde begünstigt und durch neue Adelsverleihungen, die unter Bedingung der Majoratsstiftung erteilt wurden, verstärkt; der Bürgerstand als

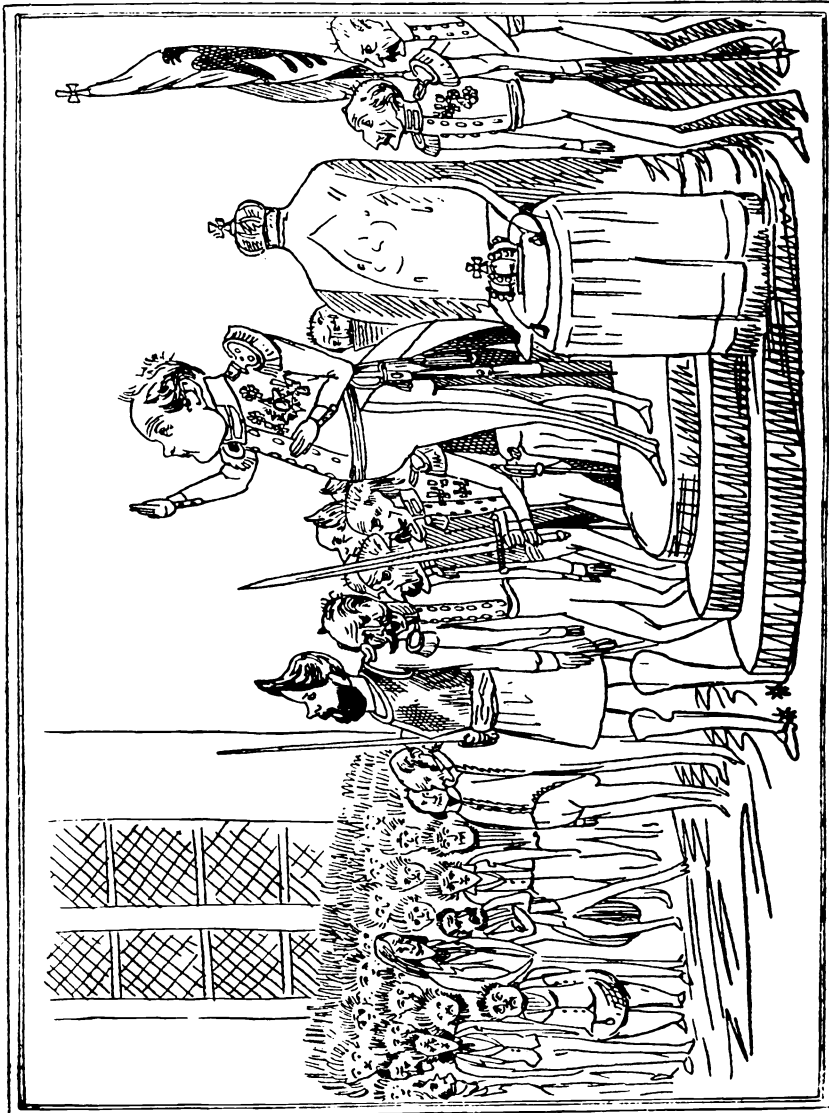
solcher, getrennt vom Adel und den Bauern, als **aparter, Handel** und **Industrie repräsentierender Stand** angesehen und behandelt, die **Sonderung der Korporationen**, die **Abschließung einzelner Handwerke** und ihre **Annäherung an das Zunftwesen** begünstigt usw. **Überhaupt** zeigten alle **Reden und Handlungen des Königs von vornherein**, daß er eine **besondere Vorliebe für das Korporationswesen** hat, und gerade dies bezeichnet seinen **mittelalterlichen Standpunkt** am besten. Dies **Nebeneinanderbestehen privilegierter Verbindungen**, die in ihren **innern Angelegenheiten** mit einer gewissen **Freiheit und Selbständigkeit** verfahren können, deren jede durch **gleiche Interessen** in sich verbunden ist, die sich aber auch **gegenseitig bekämpfen und übervorteilen** — diese **Zersplitterung der Staatskräfte** bis zur **völligen Auflösung des Staats**, wie sie das **deutsche Reich** darstellt, macht einen der **wesentlichsten Momente** des **Mittelalters** aus. Es versteht sich aber von selbst, daß **Friedrich Wilhelm IV.** nicht gesonnen ist, den **christlichen Staat** bis zu dieser **Konsequenz** durchzuführen. Er glaubt zwar, zur **Herstellung des wahrhaft christlichen Staates** berufen zu sein, in **Wahrheit** aber will er nur den **theologischen Schein** desselben, den **Glanz und Schimmer**, nicht aber die **Not, den Druck, die Unordnung und Selbstvernichtung** des christlichen Staates, kurz ein **Justemilieu-Mittelalter**; gerade wie etwa **Leo** auch nur den **glänzenden Kultus**, die **Kirchenzucht** usw. vom **Katholizismus** will, nicht aber den **ganzen Katholizismus mit Haut und Haar**. Darum ist **Friedrich Wilhelm** auch nicht **absolut illiberal** und **gewaltsam** in seinen **Bestrebungen**, **Gott bewahre**, er will seinen **Preußen** alle möglichen **Freiheiten** lassen, aber eben nur in der **Gestalt der Unfreiheit, des Monopols und Privilegiums**. Er ist kein **entschiedener Feind** der **freien Presse**, er wird sie geben, aber auch als **Monopol** des **vorzugsweise wissenschaftlichen Standes**. Er will die **Repräsentation** nicht **aufheben oder verweigern**, er will nur nicht, daß der **Staatsbürger**, als solcher, **vertreten** sei; er arbeitet auf eine **Repräsentation der Stände** hin, wie sie in den **preußischen Provinzialständen** schon teilweise **ausgeführt** ist. Kurz, er kennt keine **allgemeinen, keine staatsbürgerlichen, keine Menschenrechte**, er kennt nur **Korporationsrechte, Monopole, Privilegien**. Deren wird er eine **Masse** geben, so viel, wie er kann, ohne seine **absolute Gewalt** durch **positiv-gesetzliche Bestimmungen** zu **beschränken**. Vielleicht auch mehr. Vielleicht hat er schon jetzt, trotz der **Königsberger und Breslauer Bescheide**, im **geheimen** die **Absicht**, wenn er seine **theologische Politik** weit genug **durchgeführt** hat, das **Werk** durch **Erteilung einer reichsständisch-mittelalterlichen Verfassung** zu **krönen** und seinen möglicherweise **andersgesinnten Nachfolgern** die **Hände**

dadurch zu binden. Konsequent wäre es — ob aber seine Theologie das zuläßt, steht dahin.

Wie schwankend und haltlos, wie inkonsequent dies System schon in sich selbst ist, haben wir gesehen; die Einführung desselben in die Praxis muß notwendigerweise neue Schwankungen und Inkonsequenzen herbeiführen. Der kalte preußische Beamtenstaat, das Kontrollwesen, die schnarrende Staatsmaschine will von der schönen, glänzenden, vertrauensvollen Romantik nichts wissen. Das Volk steht im Durchschnitt auf einer noch zu niedrigen Stufe der politischen Bildung, um das System des christlichen Königs durchschauen zu können. Der Haß gegen die Privilegien des Adels, gegen die Anmaßungen der Geistlichkeit jeder Konfession ist indes zu tief eingewurzelt, als daß Friedrich Wilhelm bei ganz offenem Verfahren hieran nicht scheitern müßte. Daher das bisher befolgte ängstliche Sondierungssystem, mit welchem er zuerst die öffentliche Meinung ausforschte und dann immer noch Zeit genug behielt, eine zu anstößige Maßregel zurückzuziehen. Daher die Methode, seine Minister vorzuschieben und bei zu gewaltsamen Handlungen derselben sie zu desavouieren, wobei nur das merkwürdig ist, daß ein preußischer Minister sich das gefallen läßt, ohne seine Entlassung einzureichen. Namentlich mit Rochow geschah dies früher und binnen kurzem wird Herr Eichhorn an die Reihe kommen, obwohl ihn der König noch jüngst für einen Ehrenmann erklärt und seinen Handlungen Beifall gezollt hat. Ohne solche theologische Mittel würde Friedrich Wilhelm IV. längst die Liebe des Volks verscherzt haben, die er sich bis jetzt nur noch durch seinen offenen, jovialen Charakter, durch möglichst große Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit und durch seinen rücksichtslosen Witz, der selbst gekrönte Häupter nicht verschonen soll, erhalten hat. Auch hütet er sich wohl, die zu anstößigen oder gar die unvermeidlichen schlimmen Seiten seines Systems herauszukehren; er spricht im Gegenteil davon, als wenn es lauter Pracht und Herrlichkeit und Freiheit wäre und läßt sich nur da ganz gehen, wo sein System anscheinend liberaler ist, als die bestehende preußische Bevormundung; wo er aber illiberal erscheinen würde, hält er sich klugerweise zurück. Zudem, während er den gewöhnlichen Konstitutionalismus stets mit den Ehrennamen: oberflächlich und ordinär belegt, hat er sich dessen Terminologie dennoch angeeignet, und gebraucht sie in seinen Reden — soll man sagen als Ausdruck oder als Verdeckung seiner Ideen? — mit vielem Geschick. Genau so machen es die modernen Vermittlungstheologen, die sich ebenfalls politischer Redeweisen mit Vorliebe bedienen und sich so den Forderungen der Zeit zu akkommodieren wähnen. Bruno Bauer nennt das kurzweg Heuchelei.

Was die Finanzverwaltung unter Friedrich Wilhelm IV. betrifft, hat er sich nicht an die Art von Zivilliste halten können, die sein Vater für sich festsetzte, indem dieser gesetzlich bestimmte, daß vom Ertrage der Domänen jährlich $2\frac{1}{2}$ Millionen Taler für den König und sein Haus bestimmt, das übrige aber, gleich allen andern Einkünften, zu Staatszwecken verwendet werden sollte. Man kann dem Könige nachrechnen, selbst wenn man seine Privateinkünfte hinzuzählt, daß er mehr verbraucht als $2\frac{1}{2}$ Millionen — und doch sollte von diesen noch die Apanage der andern Prinzen bestritten werden. Bülow-Cummerow hat zudem erwiesen, daß die sogenannte Rechnungsablage des preußischen Staats rein illusorisch ist. Es ist also durchaus kein Geheimnis, wie die Staatseinkünfte verwaltet werden. Der vielbesprochene Steuererlaß ist kaum der Rede wert, und hätte schon unter dem vorigen Könige längst eintreten können, wenn dieser es nicht gescheut hätte, je in die Notwendigkeit einer Steuererhöhung zu kommen.

Ich glaube hiermit über Friedrich Wilhelm IV. genug gesagt zu haben. Es versteht sich bei seinem unbezweifelt gutmütigen Charakter von selbst, daß er in Dingen, die mit seiner Theorie nicht in Berührung stehen, aufrichtig das tut, was die öffentliche Stimme von ihm fordert und was wirklich gut ist. Es bleibt nur noch die Frage, ob er jemals sein System durchsetzen werde? Darauf läßt sich glücklicherweise nur mit Nein antworten. Das preußische Volk hat seit einem Jahre, seit der angeblich freieren Bewegung der Presse, die im Augenblick wieder die unfreieste geworden ist, einen Aufschwung genommen, der mit der Geringfügigkeit jener Maßregel fast in gar keinem Verhältnis steht. Der Druck der Zensur hält in Preußen eine so ungeheure Masse von Kräften gefesselt, daß die geringste Erleichterung eine unverhältnismäßig starke Reaktion derselben hervorruft. Die öffentliche Meinung in Preußen konzentriert sich immer mehr auf zwei Dinge: Repräsentativverfassung und besonders Preßfreiheit; der König mag sich stellen, wie er will, man wird ihm vorläufig die letztere abnötigen und besitzt man diese, so muß die Verfassung in einem Jahre nachfolgen. Ist aber eine Repräsentation erst da, so läßt sich gar nicht absehen, welchen Gang Preußen dann nehmen wird. Eine der ersten Folgen wird die Zerstörung der russischen Allianz sein, wenn der König nicht schon früher genötigt sein sollte, diese Folge seines Prinzips fahren zu lassen. Dann aber kann noch manches folgen, und Preußens jetzige Lage hat viel Ähnlichkeit mit der Frankreichs vor — doch ich enthalte mich aller voreiligen Schlüsse.



„Ich und mein Volk, wir wollen dem Herrn dienen.“
(Deutsche Brüsseler Zeitung 6. Mai 1847.)

Die
frech bedräute,
jedoch wunderbar befreite

BIBEL.

Oder

Der Triumph des Glaubens.

Das ist:
Schreckliche,
jedoch wahrhafte und erkleckliche

Historia

von dem weiland Licentiaten

Bruno Bauer;

wie selbiger
vom Teufel verführet,
vom reinen Glauben abgefallen,
Oberteufel geworden
und endlich
kräftiglich entsetzt ist.
Christliches Heldengedicht
in vier Gesängen.

Neumünster bei Zürich.
Truckts und verlegts Joh. Fr. Heß.
Ao. 1842.

Erster Gesang.

Des Glaubens Gloria recht herrlich zu besingen,
Entfalt', o Seele mein, demütiglich die Schwingen,
Des Glaubens hohen Sieg — doch nein! ist eigne Kraft
Nicht gleich dem schwachen Rohr? Ein andrer gibt den Saft;
Ein anderer verleiht so Wollen wie Vermögen:
Ihr Gläubgen, fleht herab auf mich der Gnade Segen!
Ja, hebe dein Gebrüll, du Leu am Saalestrand,
Und falte, Hengstenberg, die sieggewohnte Hand!
Du mit der Leier groß, und groß auf dem Katheder,
O Sack, von deiner Kraft ergieß in meine Feder;
Krummacher, Gottesmann, des wahren Glaubens Hort,
O lehre mich, gleich dir, verkündigen das Wort!
Und du, mein holder Knapp! Ich trag', o fromme Seele,
Die Fackel deines Lieds kühn in die Lästerröhle!
Und du, der dem Geschlecht der Spötter, kühn und frei,
Das Kreuz entgegenhielt, o Klopstock, steh' mir bei!

Was wär' ich ohne dich, Theologus Johannes!
Wenn du mir treulich hilfst, ich unternehm's und kann es.
Vertilgen helfet mir, David und Hesekiel,
Den Greul der Lästerrung mit Stumpf und auch mit Stiel!
Auf, scharet euch um mich, des Glaubens starke Säulen,
Beschützt mich gegen Spott und frecher Lästerr Heulen;
Hebt eure Hände fromm zum Thron der Ganden auf,
Daß ich zum Preis des Herrn vollende meinen Lauf!

Was störet auf einmal der Sel'gen Hosianna?
Warum versieget denn des Engelliedes Manna?
Weh, ist des Teufels List zum Himmel eingekehrt
Und hat sein Pestgestank die Freud' in Leid verkehrt?
Wo Jubel nur und Preis und Loblied soll erklingen,
Was soll das Jammern dort, das Klageliedersingen?
Wer ist es, der da klagt? Wer schreit in Himmelshöh'n?
Der Frommen Seelen sind's, sie haben das Gestöhn:
„O Herr, erhöre Herr, Herr höre unser Schreien!
Wie lange duldest du die Plage deiner Treuen?
Wie lange wartest du, und hast noch nicht gerächt,
O Herr, der Gläub'gen Blut am frevelnden Geschlecht?“

Ach, soll der Weltlust Trotz, der frechen Läst'rer Prahlen
 Im Glanz der Herrlichkeit stets auf der Erden strahlen?
 Soll jeder Philosoph stets sagen: Ich bin Ich?
 Soll der Freigeister Schar stets frecher lästern dich?
 Ach, immer lauter schallt des Übermutes Höhnen,
 O laß des Weltgerichts Posaune bald ertönen!

Besänft'gend spricht der Herr: „Noch ist nicht voll das Maß,
 Nicht arg genug der Stank, der ausgeht von dem Aas;
 Und meine Streiter auch muß ich zum Mut erziehen,
 Daß nicht im letzten Kampf sie vor dem Satan fliehen.
 Dort unten in Berlin sind, die mich suchen, Viel',
 Doch Viele fesselt noch des stolzen Denkens Pfühl;
 Nicht glauben wollen sie, sie wollen mich begreifen,
 Mich fesseln wollen sie mit des Gedankens Reifen.
 Seht Bruno Bauer dort: er glaubt, doch er denkt nach,
 Wohl willig ist sein Fleisch, doch ach, der Geist ist schwach.
 Nun, wartet kurze Zeit; bald weichen diese Schlacken,
 Dann wird nicht kurze Satan mehr ihn bei dem Denken packen.
 Er, der so treu mich sucht, er findet mich zuletzt,
 Fromm wirft er von sich ab, was Eitles ihn ergötzt.
 Des Denkens Narretei, die seinen Sinn zersplittert,
 Erkennt er als Wind — und seine Seel' erzittert.
 Ja, die Philosophie, sie wird ihm noch ein Spott,
 Die Gnade bricht hindurch, er glaubet: Gott ist Gott.“

Und über dieses Wort ward Seligkeit dort oben,
 Zum Preis des starken Herrn ein Loblied ward erhoben:
 „Wohl würdig bist du, Herr, zu nehmen Ehr' und Preis
 Und Kraft, geschaffen ist durch dich der Welten Kreis;
 Bald kommen wird dein Zorn, die Bösen zu vernichten,
 Die Knechte zu erhöh'n, die deinen Dienst verrichten.“

Und weiter sprach der Herr: „Ja, jener ist der Mann,
 Der in dem letzten Kampf die Gläub'gen führen kann.
 Wenn auf die sünd'ge Welt dann meines Zornes Schalen
 Herniederstürzen, sich die Meere blutig malen,
 Und wenn des Abgrunds Born sich finster tuet auf,
 Wenn der Heuschreckenschwarm erscheint in hellem Hauf,
 Wenn Feuerhagel dann zur Erde niederprasselt,
 Der Boden rings erbebt, der Fels zusammenrasselt,
 Schwingt Bruno Bauer hoch die Fahne meiner Schar,
 Nicht wankend in dem Kampf für Thron und für Altar.

Und über dieses Wort ward Seligkeit dort oben,
 Zum Preis des starken Herrn ein Loblied ward erhoben:
 „Halleluja! Und der Rauch gehet auf ewiglich!

Und sieh! Als noch das Lied ertönte durch die Himmel,
 Da kam der Teufel an mit Stank und mit Getümmel.
 In seinen Augen glomm der Hölle schwarze Wut,
 Die Zunge lechzte nach der Gotteskinder Blut.
 So trat er frevelnd hin zum Stuhl des Allerhöchsten,
 Zu jenen Engeln, die dem Throne stehn am nächsten,
 Und schrie wie Donnergraus: „Wie lange zauderst du,
 Und hältst in meinem Haus mich auf in feiger Ruh'?
 Du hast wohl Furcht, daß ich am jüngsten Tage,
 Wo um die Krone dieser Welt
 Wir kämpfen, daß ich da dein Heer von Engeln schlage,
 Erstürme mir dein Himmelszelt?
 Und hast du Mut, wohlan, den Kampf beschleunige,
 Laß die Posaunen blasen,
 Daß ich mein wildes Heer alsbald vereinige,
 Ich brenne schon vor Lust, zu stürzen auf das deinige,
 Durch deine Sphären hinzurasen!“

Der Herr: „Geduld, Geduld, die Zeit ist nicht mehr fern,
 Wo du erkennen sollst, daß ich der Herr der Herrn!
 Sieh auf die Erd' herab, ob du sie merkst, die Zeichen,
 Darob die Menschen all' erzittern und erleichen?
 Sieh Krieg und Pest und Brand und Revolution,
 Sieh, das Gesetz verhöhnt, geschmäht Religion,
 Die Gottesläst'rer blühen, verlästert sind die Frommen,
 Und warte nur, es wird noch zehnmal besser kommen!
 Jetzt hab' ich auserwählt mir einen treuen Knecht,
 Der predige das Reich dem gottlosen Geschlecht;
 Sie werden ihn verschmähen, sie werden seiner lachen,
 Das will ich just, so kann ich bald ein Ende machen.
 Noch ist das Maß nicht voll, doch lange währt es nicht,
 Wenn ferner sie verschmähen, wie jetzt, das Gnadenlicht.“

Der Teufel: „Und wer ist ersehnt zu diesen Taten?“

Der Herr: „Der Bauer ist's.“ —

„Meinst du den Licentiaten?“

„Denselben.“

„Nun, der dient dir auf besond're Weise.
 Nicht beten und Gesang ist seines Herzens Speise.
 Nein, sieh', von dir verlangt er deine schönsten Sterne,
 Und dann begreift er sie — das ist so seine Lust.
 Und aller Dogmata spekulativste Kerne
 Befried'gen nicht die tiefbewegte Brust.“

Der Herr: „Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
 So werd' ich ihn gewiß bald in die Klarheit führen.“

Und wenn er jetzt auch noch zu denken sich erkühnt,
Verlaß dich drauf, bald soll er die Vernunft verlieren.“

Der Teufel: „Nun, was gilt's, den will ich dir verführen?
Er soll, ein Edelstein, bald meine Krone zieren,
Ihm steckt bei alledem der Hegel noch im Kopf,
Da faß' ich ihn, gib acht, da faß' ich ihn beim Schopf.“

Der Herr: „Wohlan, er sei dir blindlings überlassen!
Zieh' diesen Gläubigen von seinem Heiland ab,
Und führ' ihn, kannst du ihn mit deinem Trug erfassen,
Auf deinem Höllenweg hohnlachend mit hinab,
Und steh' beschämt, wenn du zuletzt gestehen muß,
Ein Gläubiger, selbst im spekulativen Drange,
Ist sich des schmalen Wegs im Herzen stets bewußt.“

Da schrie der Teufel froh: „Wohlan, mir ist nicht bange,
Gib acht, den Bauer hast du nicht mehr allzulange!“
Und mit des Sturmes Kraft fuhr er alsbald hinaus,
Erfüllend noch mit Qualm des Himmels strahlend Haus.

Indes der Teufel dort mit Gott dem Herrn verkehtet,
Hat der Verdammten Schar sich in der Höll' empöret.
Es tost der wilde Schwarm im Aufruhr fürchterlich,
Laut rufend mit Gebrüll: Wo bist du, Teufel sprich?
An ihrer Spitze schwingt zwei Feuerbränder Hegel,
Und Voltaire hinterdrein mit feurigrotem Flegel,
Danton erhebt die Stimm', es brüllet Edelmann,
Es ruft Napoleon: „Auf, Höllenbrut, voran!“
So rasen durch die Glut des Abgrunds finst're Geister,
So schnauben sie voll Wut und rufen nach dem Meister.
Da von des Himmels Höh'n stürzt eilends Er herab
In seine Feuerseen und in sein Flammengrab.

„Was ist, so ruft er laut, was wollt ihr, schnöde Rotten,
Wollt ihr des Teufels Zorn, des Teufels Macht verspotten?
Ist euch nicht heiß genug der Höllen Flammenglut,
Und tränk' ich euch nicht satt in der Gerechten Blut?
„Nein, nein, schreit Voltaire, nein, du tatenloser Teufel,
Hab' ich darum gepflanzt, geheget stets den Zweifel,
Daß überall nun durch spekulative Nacht
Das Wort Philosophie wird in Verruf gebracht,
Daß mich Franzosen selbst, den Pfaffen glaubend, hassen
Und das, du Teufel, das kannst du geschehen lassen?“
„Weshalb, spricht Danton, hab' ich denn guillotiniert,
Weshalb, statt Gottesdienst, Vernunftdienst eingeführt,
Wenn wieder Unsinn herrscht, aristokrat'sche Laffen
Ins Reich sich teilen mit den hirnverbrannten Pfaffen?“

Und Hegel, dem bisher der Grimm den Mund verschloß,
 Urpötzlich fand das Wort, und hob sich riesengroß:
 „Mein ganzes Leben weih' ich der Wissenschaft,
 Den Atheismus lehrt' ich mit ganzer Kraft,
 Das Selbstbewußtsein hob zum Throne ich,
 Gott zu bewältigen, glaubte schon ich.

Doch mich gebraucht nur törichter Mißverstand,
 Und feige Geister haben mich umgewandt,
 Den Unsinn aufzukonstruieren,
 Knechteten schnöde das Spekulieren.

Und jetzt da endlich kühn sich erhob der Mann,
 Der Strauß, der halb schon mich zu verstehen begann,
 Als kaum nach Zürich er berufen,
 Wies man ihn ab an der Aula Stufen.

O Schmach, vom ganzen Kreise der Welt verbannt
 Ist schon das Werkzeug, welches ich klug erfand,
 Die Freiheitskämpferin, die kühne,
 Wehe, verbannt ist die Guillotine!

Auf, sag', o Teufel, hab' ich umsonst gelebt?

Hab' ich vergebens philosophiert, gestrebt?

Wird bald der Mann, der rechte, kommen,

Welcher es köpft, das Geschlecht der Frommen?“

Das hört der Teufel an mit hämisch-zartem Grinsen:

„Still, still, du treu'ster Knecht, und laß das eitle Plinsen.

Wie, kennt ihr mich nicht mehr, den Teufel? Hört mich an:

Gefunden ist schon längst, gefunden ist der Mann!“

„Wer ist's? Laß uns so lang nicht stehen auf der Lauer!“

So rufen all'. Und er: „Er heißet — Bruno Bauer!“

Es lacht die schnöde Schar. Sie wenden das Gesicht,

Und Hegel, zornentflammt, der wilde Hegel spricht:

„Willst du spotten noch und höhnen, du verfluchteter der Wichte,

Kann der Bauer denn uns helfen, der Vernunft nur macht zu nichte,

Der die Wissenschaft nur führet auf des Glaubens Hochgerichte?“

„O Hegel bist du blind,“ sprach drauf der Höllenfürste,

„Glaubst du, daß Bauer nur nach Glaubensäpfeln dürste?

Sein Durst ist viel zu groß, die machen ihn nicht satt,

Wer so gewaltig kämpft, der wird so leicht nicht matt.

Hüllt er sich jetzt noch in des Glaubens Bettlermantel,

Er wirft ihn ab: gib acht, ich schließ' mit ihm den Handel.“

„Ich beuge mich vor dir“, sprach Hegel wieder froh,

Und d'rauf die ganze Schar erhob ein wild' Hallo.

Mit Jubel führte sie den Herrscher an die Schwelle,

Und dieser, siegbewußt, entschwebete der Hölle. —

In frommer Leute Haus, in düsterem Gemach,
 Von Büchern rings umstellt, denkt Bruno Bauer nach,
 Vor sich den Pentateuch, und hinter sich den Teufel,
 Bannt ihn der Glaube vorn und hinten rupft der Zweifel:
 „Schrieb Moses dieses Buch, ist echt es oder nicht?
 O daß Philosophie so selten deutlich spricht!
 Da hab' ich nun, weh mir, Phänomenologie,
 Ästhetik, Logik und Metaphysik
 Und leider auch Theologie
 Durchaus studiert, nicht ohne Glück!
 Heiße Doktor und Lizentiat,
 Lese Collegia früh und spat,
 Ich habe den Glauben spekulativ
 Versöhnt mit dem absoluten Begriff,
 Mir ist nichts dunkel, da ist kein Geheimnis,
 Das ich nicht ergründet hätt' ohne Säumnis,
 Ich habe begriffen die Dogmen alle
 Von Schöpfung, Erlösung und Sündenfalle,
 Der Jungfrau wunderbare Empfängnis
 Hab' ich begriffen sonder Bängnis,
 Den ganzen Kram — und mit all' dem Zeugs
 Läßt sich nicht beweisen die Echtheit des Pentateuchs.

Wer hilft in dieser Not, wer deutet, was mich quälet?
 Wer reicht des Wissens Brot, ergänzt, was mir fehlet? —
 Dort dies geheimnisvolle Buch
 Von des Philippus eigner Hand,
 Ist mir es nicht Geleit genug
 Durch dieser Zweifel labyrinth'sches Land?
 Ich schlag' es auf. Schon wird der Sinn mir hell,
 Entgegenrauscht mir ein Kategorienquell.
 Sieh, wie sie auf- und niedersteigen
 Und sich die goldnen Eimer reichen!

Ha, welch' eine Höhe!
 Vermittelt schon sehe
 Ich Glauben und Wissen
 In heiligen Küssen!

Tief unter mir die Mächte der Natur!
 Welch' Schauspiel, aber ach! ein Schauspiel nur!
 Denn wird der Schleier mir gehoben,
 Der um den Ursprung ist des Pentateuchs gewoben?
 Philippe erscheine!“

Ein Schatten, dreige krönt, tritt aus gespaltner Wand,
 Und warnend hob er hoch empor die dürre Hand:

„O Bauer, Bauer, falle nicht vom Pfad hinab,
 Der dir in Hegels Logik vorgezeichnet ist!
 Und wo in absoluter Klarheit der Begriff
 Erstrahlt, da laß vorstellungsmäßig Denken nicht
 Dem Geiste trotzen, welcher da die Freiheit ist.“ —

„Doch ist dies Buch denn echt, wie lösest du die Frage?
 O weiche mir nicht aus, o sprich, antworte, sage!“

„Du gleichst dem Geist, den du begreifst; nicht mir!“

„Nicht dir? Verschwinde nicht, o laß dich halten, Freund!“
 Er ruft's, springt auf, und sieh', da steht vor ihm der Feind.

„Haha haha haha haha haha haha!“

Da steht der Theolog, da stehet er nun da!

Du bist doch sonst so klug, und hast noch nicht gesehen,
 Daß man dich immer läßt ringsum im Kreise gehen?“

In wirrem Schrecken greift jetzt Buino nach der Bibel.

„Pah,“ lacht der Teufel auf, „was soll die alte Fibel?

Pah, über solches Zeug sind wir schon längst hinaus,

Und dich, ich glaub' es nicht, dich letzet solch' ein Schmaus?

Wie? Glaubst du, wenn du hier in dumpfen Mauern steckest,

Wenn du aus krankem Hirn Kategorien heckest,

Wenn du das Wasser und das Feuer mischen willst,

Mit ekelem Gebräu den Geist, den durst'gen, stillst,

Den Geist, der frei sich sehnt, die Fesseln zu zersprengen,

Die ihn in schalen Dunst, in dumpfen Kerker zwingen, —

Dann glaubst dein Sehnen du gestillt mit solcher Qual?

Hat Hegel dich gelehrt, zusammen Berg und Tal

Zu bringen, Schwarz mit Weiß, und Feuersglut und Wasser?

An Hegel denke jetzt, den kühnen Gotteshasser,

Der ohne Grübeln warf das Faktum über Bord,

Vor der Vernunft verwarf der Überlieferung Wort!“

„Was du, o Teufel, sagst, schön klingt es, eine Quelle
 Des reinsten Himmelslichts, so scheint der Qualm der Hölle;

Doch mich verführst du nicht; die Spekulation

Sie hat, o Teufel, längst auch dich begriffen schon.

Glaubst du, wo meinem Geist sich auftut jedes Wesen,

Du seist allein verschont von dem Begriff gewesen?

Ich weiß, mit schönem Schein, mit gleißnerischem Wort

Betörst du uns zuerst, und reißeest uns dann fort,

Versprichst uns freien Geist für unsre schönen Fakta,

Und führst uns dann ins Reich einseitiger Abstrakta.

Zu dem Extreme führt dein freier Geist mich hin,

Da ich nichts andres weiß und denk', als daß ich bin.

Nicht jene kalte Höh' kann mich, o Freund, betören,
 Wo, was der Geist begreift, er einzig will zerstören.
 Ein beutegier'ger Schlund, ein Moloch ist dein Geist,
 Der seine Zähne stets dem Positiven weis't.
 Du siehst, ich kenne dich, ich kenne deine Fahrten,
 Und was du mir gesagt, sind lauter Redensarten.
 Schau hier den Pentateuch; faß ich ihn positiv,
 Hab' ich mit ihm zugleich des Judentums Begriff.“

Der Böse grinst und höhnt: „Ha ist es nicht zum Lachen?
 Was alt und rostig ist, das willst du glänzend machen?
 Wo man in Läusen nur des Herren Finger sieht, (2. Mose 8, 19)
 Und wo des Hauses Bau den Herrn im Himmel müht, (5. Mose 22, 8)
 Wo Gottes Rufen man in allem will verspüren,
 In Maß, Gewicht und Pfand da willst du spekulieren? (5. Mose 25)
 Da mattest du dich ab, freudlos und ohne Ruh?
 Versuch's, wer stärker ist, der Glauben oder du!
 Hinauf! wo sich der Geist in seiner Herrschaft fühlet,
 Wo nicht er, gleich dem Wurm, in altem Moder wühlet;
 Dort thront er siegbewußt; vor seinem höchsten Recht
 Beugt sich der Glaube tief, des Vorurteiles Knecht!“

„O Teufel, was ich sonst in unbewachten Stunden
 Zu denken kaum gewagt, du sprichst es ungebunden.
 Ach! daß es mich ergreift, mich fesselt mit Gewalt,
 Daß quälend jetzt der Ruf in meinem Innern schallt:
 „Du hast umsonst gelebt!“

„Nur keine Zeit verloren,
 Du brauchst zu wollen nur, und du bist neugeboren!“
 „Doch was beginn' ich nun?“

„Wie, glaubst du, daß du hier,
 Im gläubigen Berlin, in diesem Sandrevier,
 Zu jener Höhe kannst, zu jenem Frohsinn dringen,
 Dem Glauben frank und frei ein Preat zu bringen?
 Ich führe dich nach Bonn zum stolzen grünen Rhein,
 Da wasche dich vom Schlamm des Aberglaubens rein,
 Da führ' in Heiterkeit ein neues, schönes Leben
 Im frischen Bunde mit dem treuen Saft der Reben;
 Wo alles Atmen Sieg, wo frisch die Brust sich hebt,
 Und wo der Freiheit Glut in allen Adern bebt!“ —
 „Wohlan, ich folge dir!“ —

„Und wo in voller Klarheit
 Aus stolzem Geisterkampf erstet die reine Wahrheit;
 Hoch auf den Trümmern dort von kühn zerstörten Schranken
 Bau' siegreich den Altar der freiesten Gedanken!“

Zweiter Gesang.

O weh dir, Bonn, weh dir, frommste der Fakultäten,
 Tu' Buß' in Asch' und Sack, laß nimmer ab vom Beten!
 Auf dem Katheder, wo nur Fromme sich gesetzt,
 Lehrt durch des Teufels List der tolle Bauer jetzt.
 Da steht er, schäumt vor Wut, ein Teufelchen im Nacken,
 Ihn lehrend, wie er soll die Theologen packen.
 Da heult er auf vor Grimm, ein wasserscheuer Hund,
 Und also spricht der Feind durch Bauers Lästermund:
 „O laßt euch nimmer durch der Theologen Tücken,
 Durch ihre Gleißnerei und Hinterlist berücken!
 O seht, wie sie den Sinn von jedem Wort verdrehen,
 Wie sie auf bösem Pfad, im Dunkeln schleichend gehen;
 O seht die schmutz'ge Angst dieser Buchstabenknechte,
 Seht, wie sie selber stets sich schlagen im Gefechte!
 Gesalbte Quälerei und Jesuitenlug,
 Sophistik all' ihr Tun und gleißend frommer Trug!
 Dem Dorfschulmeister gleich, dem aus der Schul' entlaufen
 Die Kinder, draußen sich nach Lust und Kräften raufen,
 Wie der mit seinem Stock jagt wütend hinterdrein,
 Und jene vor ihm fliehn mit Lärmen, Spott und Schrei'n —
 So auch der Theolog. Stets kommt er in die Brüche,
 Gerät er zwischen des Grundtextes Widersprüche.
 Seht, wie er zirkelt, dreht, drückt, dehnt, preßt, quetscht und
 Was eben er gesagt, im Augenblick vergißt, [mißt,
 Seht, wie er kocht und braut in seiner dunst'gen Küche,
 Bis endlich mit Geschrei entfliehn die Widersprüche!
 Wie jagt er ihnen nach! Wie schreit er hinterdrein:
 Wollt ihr wohl wieder her? Wollt ihr wohl artig sein!
 Wie schwingt er zornentbrannt des Glaubens heil'gen Bakel,
 Wie haut er mitten in den gottlosen Spektakel!
 Wie er sie fängt und in den Hexenkessel drückt,
 Bis vor dem argen Qualm die Armen sind erstickt!
 So sind sie all', so sind auch die Evangelisten,
 So werden stets sie sein, so lang' es gibt noch Christen!
 Wie ein Evangelist den andern mißversteht,
 Wie er sich windet, quält, den Sinn noch mehr verdreht,
 Wie in des Widerspruchs unrettbarer Verwirrung
 Er sich nicht helfen kann, und stets vermehrt die Irrung,
 Wie er des andern Schrift zerstört, zerreißt, zerfetzt,
 Und alledem die Kron' Johannes aufgesetzt;
 O seht —“ Da hielten sich die Gläubigen nicht länger:

„Hinaus das Lästermaul, hinaus, am Galgen häng' er!
 Hinaus mit ihm, dafür ist nicht der Lehrstuhl da,
 Hinaus mit ihm, hinaus, hinaus, Halleluja!“
 Doch andre schrie'n: „Hurrah! hoch lebe Bruno Bauer,
 Der freien Wissenschaft, des freien Denkens Mauer!
 Schweigt, fromme Heuchler, schweigt, sonst zeige Keilerei,
 Ob wirklich euer Gott ein starker Helfer sei!“
 „Hinaus den Lügner!“ schallt es von der rechten Seite,
 „Hinaus die Gläubigen!“ schreit links die Frevlermette.
 „Schweigt, Atheisten, still!“ — „Ihr frommen Schafe schweigt,
 Eh' euch der Böcke Schar die harten Hörner zeigt!“
 „Hier Christus!“ — „Bauer hier!“ —

Und mit gewalt'gem Rasseln
 Hört man der Stöcke Wucht alsbald herniederprasseln.
 Die wilde Schlacht entbrennt, es hallt das Kampfgeschrei.
 Man wirft die Pulte um, schlägt jede Bank entzwei;
 Aus Pulten bauen auf, zum Schutze vor den Christen,
 Sich eine feste Burg die frechen Atheisten.
 Als Bomben werfen sie, in dichter Schar vereint,
 Die Dintenstecher all', die Bibeln auf den Feind.
 Vergebens stürmen an auf diese Burg die Frommen,
 Der dritte Anlauf selbst hat sie nicht eingenommen.
 Schon blutet manches Haupt, und mancher Fromme sank,
 Durch Atheistenhand getroffen, auf die Bank;
 Da wirft der Frevler Hand die Mauer selbst zur Erde,
 Daß rein des Kampfes Feld endlich gefeget werde.
 Sie stürzen schnaubend auf die Gottesstreiter los,
 Die Frommen fliehn erschreckt vor diesem wilden Troß:
 Das Feld ist rein. —

Es wogt die Flucht im Korridore,
 Doch endlich steht die Schar der Frommen vor dem Tore.
 Zur Hilfe schickt der Herr Pedelle jetzt herbei,
 Es kommt der Rektor an, Senat und Klerisei.
 Erst schlichten wollen sie, des Kampfes Ursach wissen;
 Doch sind sie in den Strom alsbald hineingerissen.
 Von neuem fürchterlich erbraust die wilde Schlacht;
 Wie manch' hochweises Haupt wird windelweich gemacht!
 Wie mancher krumme Rücken wird hier gerade geschlagen!
 Wie senkt sich manche Nase, die sonst so hoch getragen!
 Die Luft verdunkelt sich vom ausgeklopften Staub,
 Perücken fliegen rings, dem frechen Wind zum Raub,
 Die Philosophen auch, die Herren Positiven,
 Hei wie sie vor dem Stoß der Atheisten liefen!

Wie greifst du, kleiner Sohn des großen Fichte, aus!
 Zu mager bist du doch zum Atheistenschmaus!
 Wie wird Herrn Brandis, seht, trotz seinem schnellen Jagen
 Aus seinem Rocke der Systemstaub ausgeschlagen!
 Was hilft es ihnen, daß sie Hegel widerlegt,
 Wenn Hegels wilde Brut so wütend auf sie schlägt?
 Denn immer toller drängt der A.theisten Rotte,
 Vor ihren Stöcken wird das Gottvertrau'n zum Spotte.

Doch nein, sein Auge wacht; denn in der höchsten Not,
 Die seine Gläubigen mit ärgstem Schimpf bedroht,
 Da sendet er, den Sieg der Bösen zu vereiteln,
 Den stets getreuen Sack mit glatt gekämmten Scheiteln.
 Soeben kommt er her vom Weinberge des Herrn:
 Am Kirchenhimmel glänzt sein graues Aug' ein Stern.
 Es ist die Nase sein des Glaubens starke Säule,
 Es triefet stets sein Mund von Gottes Wort und Heile.
 Ihn trägt die Eselsmaid, gar wunderbar beschweift;
 Ihn kümmert nimmer, daß sein Fuß am Boden schleift.
 Er hat mit Gottes Kraft den Bibeltext erfunden
 Und ihn der Eselsmaid dicht an den Schwanz gebunden.
 Gesenkten Hauptes sitzt er auf der Eselin,
 Unmerkbar führt der Geist das Tier zum Kampfplatz hin.
 Als er das Tosen hört, der Frechen Jubilieren,
 Will er sein frommes Thier auf andre Wege führen.
 Doch, die so folgsam sonst, die treue Eselsmaid,
 Sieh', wie sie bäumt und stockt und springt und setzt und scheut.
 „Was hast du, Tierchen, denn? Was kommt dir in die Quere?
 Gehorche meinem Zaum, sei folgsam doch und höre!“
 Doch sie gehorchet nicht und klemmt ihn an die Wand;
 Da faßt zum ersten Mal ergrimmt den Stock die Hand.
 Er schlägt und schlägt und schlägt, er schlägt und schlägt sie
 Doch nimmer weicht das Tier, er fällt zur Erde nieder. [wieder,
 Da öffnete der Herr der Eselin den Mund,
 Und seine Absicht tat sie dem Erstaunten kund:
 „Was schlägst du? Sieh' den Geist, der mir den Weg versperret,
 Der an dem Zaume mich zu jenem Kampfplatz zerret!
 Wo ist dein alter Mut? Auf, stürz' in jenen Streit,
 Wo Atheistenwut der Gläub'gen Heer bedräut!
 Tu' auf dein Ohr, o Sack, und hör' die sel'ge Kunde,
 Die Gott dir offenbart aus deines Viehes Munde:
 Sack hießest du bisher, und Beutel heiß hinfort,
 So send' ich Beutel, dich, den Streit zu schlichten dort.“
 Gen Himmel schauend, sprach der fromme Bruder Beutel:

„O Herr, wie ist vor dir des Menschen Wissen eitel!
 Die Tiere wählst du zu deinem Sprachrohr aus;
 Gehorsam deinem Ruf, stürz ich in Kampfesgraus.“
 Er sprach's und schnellgewandt eilt er zum Ort der Schrecken,
 Den Matte, Blutende, Ohnmächtige bedecken.
 Mit lautem Rufe sprengt der Kühne zwischen sie
 Und singt den Friedenspsalm nach Himmelsmelodie.
 Vor seinem Anblick stehn die Kämpfenden betroffen,
 Doch Bruder Beutel steht, und sieht den Himmel offen.
 „Wie,“ ruft er, „an dem Ort, wo sonst nur Lobgesang
 Und Glaubenswort ertönt, herrscht Haß, Neid, Mord, Sturm,
 Ihr wollet, wo ich seh' den Himmel sich zerteilen, [Drang?
 Im Angesicht des Herrn die Rücken euch zerkeilen?“
 Der Frommen Herde lauscht, zieht schüchtern sich zurück,
 Der Atheisten Schar lacht drein mit frechem Blick.
 Und Bruder Beutel sprach: „Hier unten Mord, Getümmel,
 Doch oben ew'ge Ruh' und Seligkeit im Himmel.
 Ich seh' die Cherubim um des Allmächt'gen Thron,
 Ich seh' das Gotteslamm, den eingebornen Sohn.
 Ich seh' die Herrlichkeit des Herren niederscheinen,
 Ich seh' die Engelein zum Loblied sich vereinen.
 Ich seh' — o Seligkeit! das Lamm tut auf den Mund,
 Und tut den Willen sein mir, seinem Knechte, kund:
 „„Auf den ich sonst gehofft, Bruno, den Theologen,
 Um den hat uns der Feind durch seine List betrogen.
 Er, welcher betend sonst in seiner Klausur saß,
 Gibt jetzt mein heilig Wort den Gottlosen zum Fraß.
 Ein wütend Mordgeschlecht hetzt er auf meine Frommen.
 Sein Wille soll geschehn, der Fluch soll auf ihn kommen!
 So sei denn du erwählt; zieh' hin durch Berg und Tal,
 Und sammle du zum Kampf die Gläubigen zumal!
 Laß dich dein frommes Tier durch alle Lande tragen,
 Und predige das Wort vom Kreuze sonder Zagen!
 So zieh' den Harnisch an, den Harnisch deines Herrn,
 Denn sieh', des Kampfes Tag, der Tag ist nicht mehr fern.
 Umgürte mit dem Gurt der Wahrheit deine Lenden,
 Der Krebs der Rechtlichkeit soll dir Bewährung spenden.
 Gestiefelt beide Bein', marschfertig, zieh' hinaus,
 Lösch' auf des Glaubens Schild die Höllenpfeile aus.
 Setz' auf den Helm des Heils, ihn trifft kein Schlag des Spottes,
 Vor allem schwing' kühn das Schwert des Wortes Gottes!““
 Ja, Herr, ich folge dir, es zieht hinaus dein Knecht,
 Zu predigen das Wort dem sündigen Geschlecht!“

Zur Kirche war indes gewallt der Frommen Haufen,
Doch jene gingen hin, wie immer, um zu saufen.

Der Bruder Beutel läßt sein Tier nun fürbaß gehn,
Und singt: „Ehre sei Gott, dem Herrn in Himmelshöhn,
Den Menschen auf der Erd' ein süßes Wohlgefallen!“
Und weithin höret man das fromme Liedlein schallen.
So zieht er selig fort und überläßt dem Tier,
Wohin es ihn des Wegs in Gottes Namen führ'.

Indessen sitzen drei in Leipzig still zusammen,
Drei Männer, längst schon reif für Satans Höllenflammen.
Der wilde Ruge ist's, der dort am Tische sitzt,
Das sorgenschwere Haupt auf breite Fäuste stützt.
Ein Recke wohlbeleibt, friedfertig anzuschauen,
Doch sind wie Schwerter scharf die kampfgewohnten Klauen.
Behaglich glaubst du ihn, dem Bierphilister gleich,
Doch trägt er in der Brust ein ganzes Höllenreich.
O Ruge, lache nur, bald kommet das Gerichte,
Da wird auch dir man ziehn die Maske vom Gesichte!
Der andre, welcher schaut ins Glas mit schnödem Prutz
Und Höllengreuel sinnt, das ist der grimme Prutz.
Kein menschliches Gefühl drang je in seinen Busen,
Sein Denken und sein Tun, sein Fühlen sind Medusen.
Den Unbefangnen sä't sein gleißend glatter Reim
Ins unschuldvolle Herz des Atheismus Keim.
O Prutz, o lache nur, bald kommet das Gerichte,
Da wird auch dir man ziehn die Maske vom Gesichte!
Der Dritte endlich dort, der sich den Schnurrbart steicht,
Der Blücher-Wigand ist's, an Kniffen unerreicht,
Der Gotteslästrer nie ermüdender Verleger
Und durch sein Kapital der ganzen Rotte Träger.
Ha! lache, Wigand, nur, mit deinem Bart von Blücher,
Bald kommet das Gericht, du bist dem Teufel sicher!

Sie sitzen um den Tisch und sehn sich grollend an,
Und Wigand spricht: „Hab' ich darum mein Geld vertan,
Und muß ich darum bloß bis jetzt so viel bezahlen,
Daß man verbietet nun die Hallischen Annalen?“
„O welche schlechte Zeit,“ spricht Arnold Ruge wild,
„Mit Mühe nur mein Blatt des Zensors Blutdurst stillt;
Zwei Drittel Manuskript, die muß er mind'stens haben,
Und dennoch wollen sie mein armes Blatt begraben!“
Und Prutz: „O wehe mir, seit einem halben Jahr
Ließ mir der Zensor durch auch nicht ein einzig Haar!

Aushungern will man mich! Wird's besser nicht, ihr Brüder,
 So dicht' ich, wie zuvor, beim Teufel! Liebeslieder.“
 „Was soll man anders tun?“ spricht Ruge wild danach,
 Ich bin beschränkt schon auf den Musenalmanach.
 Zum Teufel Hegelei! Den Busen mir zu schwellen,
 Zieht süße Lieder ein, langweilige Novellen!“
 „Und ich,“ fährt Wigand fort, „ich kriege Müggen 'ran,
 Nehm' seinen neuesten vierbändigen Roman.
 Komm' an mein Herz, o komm', sanftmüt'ge Belletristik,
 Dich streicht der Zensor nicht, wie Hegelsche Sophistik.
 Für deutsche Dichter jetzt breit' ich den Fittich aus,
 Kommt, Minnesänger, kommt, Bierfiedler, in mein Haus!
 Gebt Brüder mir die Hand, wir ändern unsre Führung,
 Wir werden jetzt loyal, es lebe die Regierung!“

Da tritt der Teufel ein: „Ihr jämmerlicher Schund!“
 Fährt er die Freien an mit flammensprühndem Mund;
 „Ist das der Heldenmut, das euer kühnes Wagen,
 Vor eines Zensors Spruch, vor dem Verbot zu zagen?
 O schämen muß ich mich, daß ich auf euch vertraut,
 Den Esel nicht erkannt in seiner Löwenhaut!
 Ha, wartet! Kann ich euch erst in der Hölle packen,
 Wie will ich da mit Lust euch peinigen und placken!
 Nein! das, du feiger Troß, das wäre mir zu klein:
 Zum Himmel jag' ich euch, zu Gott dem Herrn hinein!“
 „So sei vernünftig doch!“ sagt Wigand ihm dagegen,
 „Was fangen wir denn an? Führ' uns auf bessern Wegen!“
 „Ihr seid wie Ochsen dumm, der Teufel zornig spricht,
 Ihr sehet ja den Wald vor lauter Bäumen nicht!
 Bindet den Hallischen Annalen man die Hände,
 So nennt ihr Deutsche sie, und alles ist zu Ende.
 Und mir nur überlaßt die Sorge der Zensur,
 Das findet alles sich, es gilt Courage nur!
 Wer mit dem Teufel steht auf Du und Du im Bunde,
 Der darf nicht feig entfliehn vor jedem Lumpenhunde!
 Jetzt also fasset Mut! Ich muß noch weiter heut',
 Ihr wütet vor wie nach für die Gottlosigkeit!“

Er sprach es und verschwand. Da, wider alles Hoffen,
 Tritt Bruder Beutel ein, und sieht den Himmel offen.
 Ihn trägt die Eselin, die Gottes Sprachrohr ward,
 Sie wird ihn tragen auch bei seiner Himmelfahrt.
 Zum Himmel schaut er auf mit gottverzückten Blicken,
 Und spricht: „O Lästerschar, ich kenne deine Tücken!

So spricht der Herr dein Gott: Ihr seid des Teufels Brut,
 Ihr dürstet immerdar nach der Gerechten Blut;
 Noch einmal will ich euch durch meinen Knecht berufen,
 Daß ihr euch demütigt vor meines Thrones Stufen.
 Tut Buße, spricht der Herr! und kriecht vor mir in Staub,
 Eh' ihr hinfallt zuletzt dem Höllenfeu'r ein Raub.
 So spricht der Herr dein Gott: Wollt ihr euch nicht bekehren,
 So will ich euch im Bauch das Eingeweid zerstören;
 Zur süßen Speise geb' ich dieses Schandgeschlecht,
 Euch meinem Hengstenberg und Beuteln, meinem Knecht;
 Es sei der Frommen Leib euch ein lebendig Grab!
 So spricht der Herr dein Gott!“ — Und damit zog er ab.

Dritter Gesang.

Was seh' ich! Wüst ein Heer, das ganz von Lärnung funkelt,
 Ob sich bei seiner Schau die Sonne nicht verdunkelt?
 Wer sind sie? Wie mit Hast sie kommen Mann für Mann!
 Von Süden, Norden, Ost und Westen ziehn sie an.
 Germaniens Auswurf ist's; sie kommen, zu beraten
 Und zu berauschen sich in neuen Freveltaten.

Schon fühlten sie die Hand des Herren über sich,
 Schon maßen sie den Sturz, in den sie fürchterlich
 Des Satans Kralle riß — schon wollten sie verzagen,
 Den Atheismus schon zu allen Teufeln jagen —
 Da scholl des Arnolds Ruf, er fordert alle Frei'n
 Nach Bockenheim zusamt zu höllischem Verein:
 „Auf, auf, ihr Freien all! Was sitzt ihr an den Kunkeln,
 Wenn die Romantiker die Welt ringsum verdunkeln?
 Wenn die Reaktion sich reget, wenn verschmitzt
 Der Wissenschaft schon halb sie in dem Nacken sitzt?
 Der Bauer ist bedroht; an wütige Censoren
 Geht, was ihr denkt und schreibt, zum größten Teil verloren;
 Drum, Freie allesamt, horcht meinem Manifest,
 Vorausgesetzt, daß es der Zensor drucken läßt:
 Es ist jetzt hohe Zeit, daß wir als Diplomaten
 Die heil'ge Allianz ernst im Kongreß beraten.
 Seht ihr, wie sie sich müht, die hohe Polizei,
 Zu tilgen überall das kleine Wörtchen frei?
 Wie der Gendarmerie das Gotteslamm sich eint,
 Und gleichfalls nur zum Vieh herabzuwürd'gen meint?
 Wohlauf, ihr Freien, denn zum schönen Bockenheim,
 Dort pflanzen wir vereint der neuen Taten Keim!“

Kaum war das Manifest in alle Welt ergangen,
 Welch' fürchterlicher Drang, welch' freventlich' Verlangen
 Erstand in frecher Brust, nach Bockenheim zu ziehn;
 Die Frechsten sendete vor Allen doch Berlin.
 Schamlos ziehn sie daher, voran der breite Arnold,
 Ihm nach in wilder Jagd ein wüster Zug von Narr'n tollt;
 Weit übertraf er noch den Jakobinerklub,
 Der hinter Arnold tost, der Atheistentrupp.
 Siehst du den Köppen dort mit dem bebrillten Haupte,
 Den gänzlich guten Mann — wenn's Ruge nur erlaubte,
 Doch Arnolds blinde Wut hat ganz ihn angesteckt:
 An seine Seite hat den Degen er gesteckt,
 Ein langes, rost'ges Ding, gleich einem Teufelsschwanze,
 Umwedelt's wunderbar die Waden ihm im Tanze.
 Ihn zieren Epauletts, ein Rohr trägt seine Hand,
 Er braucht's, den Wissensdrang der Jugend zornentbrannt
 Herauszapauken. — Seht, ihm folgt der freie Maien —
 Europa kennet ihn — er ist's, an dem sich freuen
 Der Bösen Böseste; geborner Atheist,
 Der schon seit Mutterleib täglich im Voltaire liest,
 So hold, so zart, so klein — o arger Teufel Maien!
 Wer sind die Rangen, die an deiner Seite schreien?
 Weh', deine Neffen sind's! Auch sie verführest du?
 Gleich mit Familie fährst du dem Teufel zu?
 Doch der am weitsten links mit langen Beinen toset,
 Ist Oswald, grau berockt und pfefferfarb behoset,
 Auch innen pfefferhaft, Oswald, der Montagnard,
 Der wurzelhafteste mit Haut und auch mit Haar.
 Er spielt ein Instrument: das ist die Guillotine,
 Auf ihr begleitet er stets eine Kavatine;
 Stets tönt das Höllenlied, laut brüllt er den Refrain:
 Formez vos bataillons! aux armes, citoyens!
 Wer raset neben ihm, bemuskelt wie ein Brauer?
 Das ist der Blutdurst selbst, es ist der Edgar Bauer.
 Sein braunes Antlitz ist von Bartgesproß umwallt,
 An Jahren ist er jung, an Listen ist er alt.
 Von außen blaubefracht, von innen schwarz und zottig,
 Von außen Modemann, von innen sansculottig.
 O seht das Wunder, seht, sein Schatten selber trampst,
 Sein arger Schatten, den er Radge zubenambst.
 Seht Stirner, seht ihn, den bedächt'gen Schrankenhasser,
 Für jetzt noch trinkt er Bier, bald trinkt er Blut wie Wasser.
 So wie die andern schrein ihr wild: à bas les rois!

Ergänzet Stirner gleich: à bas aussi les lois!
 Es trippelt hinterher, die grünen Zähne weisend,
 Mit ungekämmtem Haupt und vor der Zeit ergreisend,
 Ein seifenscheuer und blutscheuer Patriot,
 Von innen schmeidig-zart, von außen Sanskulott.
 Arnold der Wilde vorn, der Atheisten-Czare,
 Er schwingt an seinem Stock diverse Exemplare
 Der Hallischen Annalen; ihm folget ungezählt
 Der Schwarm, den Satan sich zum Fraß hat auserwählt.
 Kaum sind zur Stelle sie, da tost heran der Bauer,
 Gehüllt in Qualm und Dampf und Höllenregenschauer.
 Er rast im grünen Rock, ein schmaler Bösewicht,
 Den Höllensohn verrät das lauernde Gesicht.
 Er schwingt die Fahne hoch, daß rings die Funken flogen
 Von seiner Schmachkritik der Bibel einen Bogen.
 Wer jaget hinterdrein mit wildem Üngestüm?
 Ein schwarzer Kerl aus Trier, ein markhaft Ungetüm.
 Er gehet, hüpfet nicht, er springet auf den Hacken
 Und raset voller Wut, und gleich, als wollt' er packen
 Das weite Himmelszelt, und zu der Erde ziehn,
 Streckt er die Arme sein weit in die Lüfte hin.
 Geballt die böse Faust, so tobt er sonder Rasten,
 Als wenn ihm bei dem Schopf zehntausend Teufel faßten.
 Patriziermäß'gen Gangs ein Jüngling folgt aus Köln,
 Zum Himmelreich zu arg, zu fein dem Schlund der Höll'n.
 Aristokrate halb, und halb ein Sansculotte,
 Ein feiner reicher Herr mit faltigem Jabote;
 Doch seine Seele zählt der argen Falten mehr,
 In seiner Tasche sitzt ein ganzes Teufelsheer
 Mit goldigem Gesicht. Und Rtg, der schnöde,
 Er baumelt hinterher, mit seiner Faust nicht blöde.
 Aus seinem Munde steigt ein ewig gleicher Rauch,
 Ein Höllentabaksqualm — das ist sein schnöder Brauch.
 Wenn in dem Munde hängt die ellenlange Pfeife,
 Er nimmt sie nur heraus, zu keifen sein Gekeife.
 Doch wer von Süden dort kommt mutterseelallein,
 Verschmähend jeden Trost, er selber ein Verein,
 Er selbst ein ganzes Heer von frechen Atheisten,
 Er selbst ein ganzer Schatz von argen Teufelslisten,
 Er selbst ein ganzer Strom von Lästerung und Schmach,
 Es ist, hilf Sankt Johann! — der grause Feuerbach.
 Er rast und springet nicht, er schwebet in den Lüften,
 Ein grauses Meteor, umwallt von Höllendüften.

In seiner einen Hand den blinkenden Pokal
 Und in der anderen des Brotes labend Mahl,
 Sitzt bis zum Nabel er in einem Muschelbecken,
 Den neuen Gottesdienst der Frechen zu entdecken.
 Das Fressen, Saufen und das Baden, sagt er frei,
 Daß dies die Wahrheit nur der Sakramente sei.
 Ein Hoch empfänget ihn, ein Brüllen, Jubilieren;
 Man muß ihn auch sogleich in eine Kneipe führen.
 Ein Durcheinanderschrein, ein Toben fängt hier an,
 Das keiner in dem Saus zu Worte kommen kann.
 Sie sitzen nimmer still, sie schwirren, drängen, schieben,
 Vom bösen Geiste stets im Kreis herumgetrieben.
 Es läßt sie nimmer ruhn des Stillstands toller Haß,
 Zur Ordnung schreiet man umsonst ohn' Unterlaß.
 Da faßt wilder Grimm den gänzlich guten Köppen,
 Den ordnungsfrohen Mann: „Bin ich in wilden Steppen?
 Ihr roher Hordenschwarm, vergeßt ihr immerdar,
 Was von der Reis' hieher der erste Anlaß war?
 O Arnold, treuer Hort, heb' an das Disputieren,
 O sage, willst du uns zu gutem Ausweg führen?“
 Oswald und Edgar schrein in brüllendem Verein:
 „Hört, Hört! Genug, genug das ordnungslose Schrein!“
 Still ward es alsobald, und Arnold, der indessen
 Ganz in Harmlosigkeit drei Beefsteaks aufgegessen,
 Den letzten Bissen noch würgt' er in seinem Schlund,
 Da öffnet' er alsbald zum Reden seinen Mund:
 „Ha, welch' treffliche Schau rings im Verein! Freie zum Kampf
 [bereit
 Und zu gehn in den Tod, immer am Platz, wenn's die Idee gebeut.
 Seht, die Reaktion hält uns am Schopf, wie mit dem Stock sie
 [dräut;
 Doch sie bändigt uns nicht, wenn ihr, o Freund', einig und tapfer
 Nicht länger lassen ihn Oswald und Edgar reden, [seid.“
 Sie springen auf den Tisch und brüllen laut die Beeden:
 „Der Worte haben wir genug von dir, Ruge,
 Gehört; wir wollen heut' mit Kraft und Mark: Taten!“
 Ein wildes Bravo schallt, ein Echo, schlechtberaten,
 Es brüllte stets und stets: „Ha, Taten, Taten, Taten!“
 Und spöttisch lächelnd rief der Arnold nun darein:
 „Unsere Taten sind nur Worte bis jetzt und noch lange,
 Hinter die Abstraktion stellt sich die Praxis von selbst.“
 Indessen hatten schon die beiden wilden Schreier
 Gehoben auf den Stuhl in ihrem Tatenfeuer

Den tollen Bruno; seht, es reiht sich eine Schar
 Um sie, man hebt ihn hoch, da schwebt er gleich dem Aar.
 Seht, wie die wilde Brunst in seinen Augen funkelt,
 Wie Zornesfaltenwurf die ganze Stirn verdunkelt.
 Hört, wie es brüllend rast. — Doch gegenüber, weh'!
 Das schwarze Ungetüm erklettert Rtg.
 Hört, wie er brüllt und tost! Hört wie sie beide brüllen:
 „Wie lange willst du uns den Durst mit Worten stillen?“
 Bauer: „Siehst du, Verblendeter,
 Siehst du die Frommen,
 Ha, wie sie kommen!“
 Ungetüm: „Ihr frommes Heer,
 Wächst mehr und mehr.“
 Bauer: „Beutel zieht um,
 Verwirrt das Publikum.“
 Ungetüm: „Gott Vater soll schon längst daran denken,
 Der Erd' einen neuen Messias zu schenken.“
 Bauer: „Nicht Ein Lamm macht uns jetzt Beschwerde,
 Uns dränget vom Lämmern 'ne ganze Herde.“
 Ungetüm: „Der heil'ge Geist
 In tausend Gestalten auf Erden reist.“
 Beide: „Uns plaget nicht nur die Dreieinigkeit,
 Auch der Polizei und des Glaubens Zweieinigkeit.“
 Ungetüm: „Wenn sie nicht feiern,
 Wollen wir leiern?“
 Bauer: „Sie nehmen die Waffen,
 Wir sollen nun gaffen?“
 Schon rief man hier und dort: „Wir sind zum Kampf bereit!“
 Durch Feuerbach entbrennt jedoch ein neuer Streit.
 Er schrie: „Was sollen wir solange denn beraten,
 Wenn jemand Taten will, so tu' er selber Taten!
 Sein eigner Helfer steht für sich der freie Mann,
 Und was er immer tut, hab' er allein getan!“
 Seht, Köppen stehet auf, es leuchtet seine Brille,
 Vor seinem Jovishaupt sind rings die Freien stille:
 „Was hast, o Feuerbach, du gegen den Verein?
 Es wird der Unordnung gewehrt durch ihn allein;
 Des Fortschritts Strom wird dann in Ruhe sich ergießen,
 Und, was das Beste ist, kein Tröpfchen Blut wird fließen!“
 Edgar und Oswald schrein: „Verfluchter Girondist,
 Kraftloser Schwärmer, geh', du bist kein Atheist!“
 Doch Stirner würdevoll: „Wer bindet ihm den Willen?
 Wer will hier ein Gesetz aufdrängen uns durch Brüllen?“

Den Willen bindet ihr, ihr wagt's und nennt euch frei,
 Wie seid ihr eingelebt noch in die Sklaverei!
 Weg Satzung, weg Gesetz!“ — Schon war durch diese Irrung
 Der höllische Kongreß in völliger Verwirrung,
 Da teilet sich das Dach, und Blücher - Wigand schießt
 Hernieder in den Saal auf eignem Fliegerüst;
 Er ritt, o Teufelsspek! hoch auf papiernem Drachen.
 „Was“, ruft energisch er, „wollt ihr für Streiche machen?
 Hier seht mich fahren

Auf Exemplaren
 Der Deutschen Jahrbücher,
 Die ich mir geklebt,
 Die ich mir gewebt,
 Ich, euer Blücher!
 Wenn sie mich durch die Lüfte tragen,
 Wollt ihr verzagen?

Wehe, wehe!

Frankfurts Nähe,
 Gibt sie gutes Beispiel nicht?
 Dort ist Einigkeit und Stille,
 Und der Allerhöchsten Wille
 Ist den Hohen und den Höchsten,
 Ist den Kleinen und den Kleinsten
 Leitstern, Überzeugung, Licht!

Wehte — wehe! —

Frankfurts Nähe
 Euch herüber schlechten Wind?
 Kann der Freie nicht bestehen,
 Wo des Bundes Winde wehen?
 Nun, so folget mir geschwind!
 Nach Leipzig laßt uns ziehen, dort hab' ich aufgetürmt
 Die schönsten Batterien, die nie ein Frommer stürmt.
 Das Haus, in dem ich sonst mit Hegelei gehandelt,
 In eine feste Burg ist es jetzt umgewandelt.
 Im Gutenberge denn, in Leipzig sammelt euch,
 Das Zentrum des Verlags sei Zentrum auch vom Reich.“
 „Ja, auf nach Leipzig hin!“ so schallt's von allen Seiten.
 „Dort sei der Mittelpunkt für das vereinte Streiten.“
 Und alle brechen auf, und Wigand schwebt voran,
 Und nur der Feuerbach zieht einsam seine Bahn. —

Doch fort von dieser Schau, mir winken Friedenstale,
 Mir winkt die Stadt des Herrn, winkt Halle an der Saale,
 O sel'ge Stadt, getreu bestehst du vor dem Herrn!

Des Teufels List zum Trotz strahlt heller stets dein Stern,
 Dir tut die Jauche nichts, die Ruge ausgeitert,
 All' seine Pläne sind an deiner Treu' gescheitert!
 Drum zog er wütend ab, und kehret nicht zurück;
 O danke, Stadt, dem Herrn für solchen Sieg und Glück!
 Und sieh, die Gläubigen, die Auserwählten alle
 Versammeln sich zu Lob und Preis mit süßem Schalle.
 O sieh', welch' feine Schar! sieh' jenen Schuster vorn,
 Sein hektisch dürrer Leib ist ihm der Andacht Sporn.
 Sieh dort den Schenkwirt an des Mäßigkeitsvereines,
 Er schenkt euch aus für's Geld Trinkwasser, klares, reines.
 Der Friede Gottes hellt sein Vollmondsangesicht —
 O sehet, was vermag ein fester Glaube nicht!
 Seht jenes Mütterchen, die Sünde beugt sie nieder,
 Doch Seligkeit durchstrahlt die abgestorbnen Glieder.
 Sie singt ein geistlich Lied mit lieblichem Gekreis, und
 Und kreuzigt Tag und Nacht ihr ausgedörktes Fleisch.
 Und seht, o sehet hier des Saalenstrandes Leuen,
 An dessen Glaubenskraft sich Gottes Engel freuen.
 Im Glauben griff er an der Hegelinge Schar,
 Im Glauben schützte er den Thron und den Altar,
 Im Glauben hat er die gottlose Weltgeschichte
 Verbessert, umgewandt, verklärt im Himmelslichte.
 O, komm', du treue Schar, geh' in das Kämmerlein
 Und singe deinem Gott ein Loblied zart und fein!
 O hört, wie lieblich das Liedelein erschallet,
 Gleich Opferrauch empor zum Thron der Gnaden waltet:

O Herr, wir sind vor dir ein Aas,
 Ein Pestgestank, ein Rabenfraß,
 Im Schinderloch der Sünden!
 Wir sind von Mutterleib grundslecht,
 Zertritt uns, so geschieht uns recht
 Für unsre argen Sünden!
 Wenn auch, dennoch hast du gnädig
 Uns entledigt
 Von dem Krebs, der uns beschädigt.

Du läßt uns in den Himmel ein
 Zu deinen lieben Engelein
 Und wäschest uns vom Schlamme.
 Du hast den Bösen weggejagt,
 Der uns stets Unruh' hat gebracht,
 Friß ihn, und ihn verdamme!

Glühend, sprühend in der Hölle
Schlimmster Stelle
Laß ihn braten
Für die schnöden Sündentaten!

Der Schuster stellet sich, o sieh', auf einen Stuhl,
Und predigt schrecklich laut vom Höllenschwefelpfuhl:
„Seht ihr den grausen Schlund, der qualmend sich ergießet,
Der Schwefel, Pech und Feu'r auf alle Lande gießet!
Seht, wie er kocht und braut und lauter Teufel speit,
Zu fressen, zu verzehr'n die ganze Christenheit!
Seht, wie er weithin streut der Hölle schwarzen Samen!
Groß ist der Herr, dein Gott, die Welt geht unter. Amen.“
„Ja wahrlich, also ist's,“ so ruft der Leu begeistert,
„Die Teufel ziehen nackt, selbst nicht die Scham verkleistert.
Die große Hure kommt vom schnöden Babylon,
Die Göttin der Vernunft, die Revolution!
Bauer ist Robespierre, und Danton lebt in Ruge,
Marat ist Feuerbach, o daß ihn Gott verfluche!
Drum nehmet, Gläubige, der Zeiten wohl in Acht!
Es kommt der Tag des Herrn, o betet, betet, wacht!“

Er sprach's und siehe da — und alle stehn betroffen — —
Tritt Bruder Beutel ein und sieht den Himmel offen.
Ihn trägt die Eselin, die Gottes Sprachrohr ward,
Sie wird ihn tragen auch bei seiner Himmelfahrt.
Zum Himmel schaut er auf mit Gottvertraun und Stärke
Und spricht: „O fromme Schar, ich kenne deine Werke.
So spricht der Herr, dein Gott: Gehorchet meinem Knecht,
Den ich erwählt, mein Heer zu führen in's Gefecht.
Gehorchet ihm, gehorcht, gehorchet Bruder Beuteln,
Er wird des Teufels List und Trug und Macht vereiteln.
So spricht der Herr; und ich fiel demutsvoll auf's Knie,
Und sprach: Du rufst, o Herr, ich folge dir und zieh'.
So zog ich mutig aus, das Wort des Herrn zu kündigen,
Das angenehme Jahr des Herrn der Welt, der sündigen.
Und in die Schlösser ging ich, in die reichen, hin
Zu vornehmerm Geschlecht, zu Fürst und Königin.
Doch dies Geschlecht, das stets nach ird'schen Gütern trachtet,
Nach eitler Ehre geizt, hat mich geschmäht, verachtet.
Sie saßen um den Tisch in wilder Völlerei,
Genossen Augenlust und Fleischeslust dabei.
Da ging ich fort, den Staub von meinen Füßen schüttelnd,
Doch zu mir sprach der Herr, mich nachts vom Schläfe rüttelnd:

„„Gehn nicht zum Himmelreich die Reichen ein so schwer,
 Als ein Kameel du machst gehn durch eine Nadelöhr?
 Wie steht geschrieben? Geh' hinaus auf die Landstraßen,
 Die Armen führe her, die Blinden von den Gassen,
 Die Krüppel, Lahmen laß herein zum Abendmahl,
 Die an den Zäunen stehn, ruf' an mit lautem Schall.
 Da sind die wahren Leut', das ist der Kern des Heeres,
 So geh' und sammle sie, wirb Knechte und vermehr' es!““
 So sprach der Herr, und ich, ich komme allsogleich,
 Gehorsam seinem Wort, ihr Gläubigen, zu euch.
 Gehorcht dem Ruf des Herrn, bald wird der Morgen tagen,
 Wo mit dem Teufel wird die große Schlacht geschlagen.
 Die Freien scharen sich, gen Leipzig zieht ihr Heer,
 Und Blücher-Wigands Haus ist ihnen feste Wehr.
 Dort hinter Ballen stehn und Büchern sie verschanzet,
 Dort wird der Kampfestanz, der heil'ge Tanz getanzt.
 Hier gilt Beständigkeit und starker Mut im Sturm,
 Daß wir einnehmen bald der argen Frevler Turm.
 So scharht euch, Brüder, denn, seid stark in Lieb' und Hoffen,
 Am Glauben haltet fest! Ich seh' den Himmel offen.
 Der Glauben ist das A und auch das Omega,
 Im Glauben bist du groß, Halle, Halleluja!
 Im Glauben hat die Maid den Gottessohn empfangen,
 Im Glauben spie der Fisch den Jonas aus, den bangen.
 Im Glauben tat der Herr das Evangelium kund,
 Im Glauben sprach zu mir der Herr durch Eselsmund.
 Im Glauben sah das Licht der Blinde wider Hoffen,
 Im Glauben blick' ich auf und seh' den Himmel offen.
 Im Glauben ruf' ich laut: credo ut intelligam,
 Im Glauben halt' ich fest am rauhen Kreuzesstamm.
 Im Glauben ist mein Tun, im Glauben ist mein Hoffen,
 Im Glauben blick' ich auf und seh' den Himmel offen:
 Und zu mir spricht der Herr: Laß meinen Knecht, den Leu'n,
 Von der Hallenser Schar den kühnen Hauptmann sein.
 Durchziehe Land und Stadt, geh' ein in alle Burgen
 Und wirb Soldaten an und Kompagniechirurgen.
 Und ruhe nimmer aus, bei Tage wie bei Nacht,
 Daß bald der Frommen Heer zusammen sei gebracht.
 So spricht der Herr, dein Gott, so sei's mein Hort und Hoffen!
 Lebt wohl, ihr Brüder lieb, ich seh' den Himmel offen!“ —

Vierter Gesang.

Was seh' ich! Sankt Johann, erleuchte meine Blicke,
 Daß deiner Dichterei Gewalt mich schier verzücke;
 Der mit geweihtem Aug' den Engel Michael
 Im Drachenkampfe schaut', o läutre meine Seel'!
 Was seh' ich! Ha, er naht, er naht der Tag des Richtens,
 Der Tag der letzten Schlacht, der Tag naht des Vernichtens!
 Was seh' ich! Ein Gewölk, das rings des Himmels Kreis
 Umzog, es steigt herauf, erst sacht', erst schmeichelnd-leis;
 Doch plötzlich, wie der Leu, voll Gier nach seiner Beute,
 Rast es gewaltig an. Die ganze Höllenmeute
 Zischt durch der Wolken Dunst; mit feuerglüh'ndem Schwanz
 Zerpeitschen sie die Luft; in wildem Hexentanz
 Drehn sie sich ruhelos, in rasend gier'gem Brüllen
 Versuchen Sie die Wut, die sie durchkocht, zu stillen.
 Was seh' ich! Schandgeschlecht, sind dein des Himmels Höhn,
 Und darfst du ungestraft auf Gottes Pfaden gehn?
 In eurer Hand der Blitz, in eurer Macht der Donner?
 Doch, ich versteh', es führt voll Wildheit euch der Bonner!
 Doch sieh', die Gnad' des Herrn ist ewig wachsam da,
 Und alles endiget mit einem Gloria.

Da kommen sie heran, die wutentbrannten Freien,
 Bald, bald wird ihren Stolz der Herr mit Macht zerstreuen.
 Da brausen sie heran, und Wigand schwebt vorauf,
 Die andern hinterdrein mit Brüllen und Geschnauf.
 Nach Leipzig führt er sie; zu einem Platz der Waffen
 Hat er den „Gutenberg“ in Eile umgeschaffen.
 Von Ballen aufgetürmt, prangt manche Bastion,
 Wallgang und Graben ist des Sturms gewärtig schon.
 Von Bauers Schriften sind getürmt vier Raveline,
 Wohl mit Geschütz versehen, zu decken die Courtine.
 Von Köppens „Friederich“ liegt dort manch Exemplar,
 Manch Blatt Annalen auch von längstvergangenem Jahr.
 Posaune, Feuerbach, geschnürt in schwere Ballen,
 Ziehn sich in langen Reih'n, die Festung zu umwallen.
 Als span'scher Reiter liegt dort Ruges „Novellist“,
 Zum Schweißabtrocknen der „verhallerte Pietist“.
 Zum Rückzug bleibt das Haus, dies kleine Stückchen Hölle,
 Das jetzt verwandelt in die stärkste Zitadelle.
 Die Fenster sind verbaut, die Tür barrikadiert,
 Und die Munition hart unter's Dach geführt,
 Daß, kommt der Frommen Schar, die Schanzen einzureißen,
 Die Frei'n von oben her ihnen den Kopf zerschmeißen.

Sie ziehen mit Gebrüll und wildem Jubel ein,
Und auf die Bastions verteilen sich die Frei'n.

Von Halle rückten an die frommen Gottesstreiter,
Zum Stürmen trugen sie des Jakob Himmelsleiter.
Die Feuersäule wogt als Fahne stolz voran,
Die Büsche brannten hell auf ihrer nächt'gen Bahn.
O, wär' ich stark genug, der Frommen Zug zu malen
Und ihn mit heil'gem Glanz gar köstlich zu umstrahlen!
Die erste Reihe führt der grimmig stolze Leu;
Er schreitet kühn daher und schwinget sonder Scheu
Fünf Bände Weltgeschichte' in seinen frommen Fäusten;
Sonst ist er waffenlos; der Glaube muß ihm leisten,
Was aller Übermut und Selbstvertrau'n nicht kann.
Die zweite Reihe führt ein wahrer Gottesmann,
Die Frommen nennen ihn Herr Julius van der Sünden;
Ihr könnt am lieben Mann nicht Eine Waffe finden;
Er schlägt die Freien bloß durch seine Gegenwart,
Drum hatten sich um ihn die Gläubigsten geschart,
Und ihre Waffe war das Beten nur und Singen,
Denn wenn von weitem nur des Himmelssanges Klingen
Die Freien angehört, sie laufen meilenweit. —
Bonn sendet Kämpen auch, viel tapfre, zu dem Streit,
Sie führet Bruder Nichts; und andre ziehn von Schwaben,
Der „Christenbote“ schwebt als Fahne hoch erhaben.

Die Bremer führt zum Kampf der tapfre Mallet hin,
Es führet Hengstenberg die Frommen von Berlin.
Auch ihr, die ihr den Strauß von Zürich fortgejaget,
Es führet euch zum Kampf der Hirzel unverzaget,
Der Pfaff von Pfäffikon. Auch Basler ziehn heran.
Du kommst vom Wuppertal, Krummacher, Gottesmann.
Die Scharen sammeln sich auf Leipzigs weiten Plätzen;
Da höret man von fern zu lieblichem Ergötzen
Erbaulichen Gesang, der zu dem Herzen dringt;
Und alle fragen sich: Wer ist es, der da singt?
Sieh', auf der Eselin — und alle stehn betroffen —
Naht Bruder Beutel sich und sieht den Himmel offen.
Sein Sang ertönt: „Hie Schwert des Herrn und Gideon,
Auf Brüder, sehet dort des Teufels Schanzen schon!
Wie fürchterlich sich auch der Höllen Pforten türmen,
Hinauf in Gottvertrau'n! Der Glaube wird sie stürmen!“

Und sieh, die Eselin sprengt auf die Schanzen ein,
Die Schar der Gläubigen eilt singend hinterdrein.
O welch' ein wilder Sturm! Verzagt, ihr Lästermäuler,

Und heult zum Teufel nun, ihr gottvergess'nen Heuler!
Sieh, Bruder Beutel fliegt hinan den stolzen Wall;
Es führet Hengstenberg zum Kampf der Gläub'gen Schwall.
Doch drinnen ordnet an den Widerstand der Teufel,
Gibt guten Rat zur Schlacht und scheuchet feige Zweifel.
Seht, Blücher-Wigand steht hoch auf dem Ravelin,
Von Maien unterstützt, seht, wie sie Feuer sprühn;
Seht Stirner, wie er wirft mit ganzen Bücherballen,
Daß scharenweis' betäubt die Frommen niederfallen;
Seht Arnold auf dem Wall, wie er gewaltig ficht,
Wie er den Gläub'gen wirft Jahrbücher ins Gesicht;
Seht, wie in erster Reih', hoch auf der Büchermauer,
Wild die Posaune schwingt der tolle Bruno Bauer;
Seht, wie aus sichrem Ort, wo ihn kein Wurf bedroht,
Broschüren rücklings wirft ins Feld der Patriot;
Wie Köppen wütend ficht mit seinem Krötenspieße,
Und dennoch menschlich sorgt, daß er kein Blut vergieße;
Wie streitet Edgar wild mit Brauerskraft und Mut,
Wie färbt der Pfefferrock Oswalds sich rot von Blut!
O seht die Kölner Schar! Im Kampf ist ausgegangen
Die Pfeife Rtgs's, doch das macht ihm kein Bangen,
Er faßt sie umgekehrt am langen, schwanken Schlauch,
Und schwenkt den Wassersack den Frommen um den Bauch.
Der Jüngling schleudert grimm Goldteufel rings hernieder,
Es rast das Ungetüm und rekt zum Kampf die Glieder.
Doch immer mut'ger vor das fromme Häuflein dringt
Und immer herrlicher das Halleluja klingt.
Seht, wie den Wigand faßt auf seinem Bücherberg
Am langen blonden Bart der fromme Hengstenberg;
Seht, wie er wütend hat den Bart ihm ausgerissen,
Und in den grausen Kot Wigand herabgeschmissen;
Seht, Arnold ist bedrängt und Edgar hart bedroht,
Ins Haus flieht Köppen schon, mit ihm der Patriot.
Halb eingerissen ist die stolze Büchermauer,
Doch immer wütend kämpft allein der tolle Bauer.
Auf Bruder Beuteln fliegt von seiner Hand herab
Ein ganzer Ballen jetzt und wird des Frommen Grab.
Es wankt von seinem Schlag Herr Julius van der Sünden,
Da trotzet Halles Leu den wilden Höllenschlünden.
Ein Simson, reißt er ein den stolzen Festungswall,
Er stürzt, und Bauer, seht, auch Bauer kommt zu Fall!
Da liegt er, eingepreßt von seinen eignen Ballen, —
Ha, wie die Gläub'gen ihn lobsingend überfallen!

Seht, Bruder Beutel rafft sich von der Erd' empor
 Und fasset siegesfroh des tollen Bauer Ohr,
 Und spricht: „O Gläubige, der Herr erfüllt mein Hoffen,
 Der Herr ist unser Hort, ich seh' den Himmel offen!
 Zum Kampfe, fort zum Kampf! o laßt den Bauer mir;
 Derweil ihr jene schlagt, bewach' ich diesen hier.“
 Sie binden Bauer rasch und stürzen singend weiter,
 Und setzen an das Haus zum Sturm die Jakobsleiter.
 Es wankt der Gutenberg, es kracht die Türe schon,
 Schon geht den Freien aus oben die Munition,
 Schon ringt der Patriot verzweiflungsvoll die Hände,
 Schon ist durch einen Wurf gelähmet Arnolds Lende,
 Schon blutet Maïen stark aus Nasenloch und Mund,
 Da eilt der Teufel fort voll Angst zum Höllenschlund.

Mit grausigem Geheul flieht er in seine Tiefen,
 Hei, wie die Bösen da in Angst zusammenliefen!
 Sie fragen, lästern, drohn, und er in grimmem Zagen:
 „O Schmach, die Freien sind vom frommen Heer geschlagen!
 Nichts half mein Spott und Hohn, nichts half mein Pestgestank;
 Weh', sie besiegten mich mit himmlischem Gesang!
 Wigand ist ohne Bart, gefangen ist der Bauer,
 Genommen ist mit Sturm der Bücherballen Mauer!“
 Hei, wie von Angstgebrüll der Höllen Tiefe dröhnt!
 Hei, wie vor grausem Schmerz der wilde Hegel stöhnt!
 Doch hat sich kaum erholt der Schwarm vom ersten Schrecken,
 Erheben Schimpf und Droh'n die tollen Höllenrecken;
 In Aufruhr tosen sie. „Du willst ein Teufel sein,
 Und läßt uns das geschehn?“ schreit Hegel wild darein.
 „Wo war dein Schwefeldampf, wo war dein Brand und Feuer?
 Vor einem Amen fliehst du, feiges Ungeheuer?
 Wir sehen, ach, zu spät! vor Alter bist du schwach,
 Nur Kindern läufst du noch und alten Vetteln nach.
 Auf! rasches Handeln hilft, nicht weichliches Geplärre.
 Hier, Danton! Voltaire, auf! Und du, Robespierre!
 Nur ihr könnt helfen hier, die ihr gewallt auf Erden;
 Zum Himmel mit dem Teufel! Wir müssen Teufel werden!
 Stets kraftlos ist und bleibt das mythische Geschmeiß,
 Selbst tausendjäh'ger Brand macht nicht die Feigen heiß.
 Auf, Bruder Marat! Wir, die Menschen einst gewesen,
 Wir müssen einen Mann zum Führer auserlesen.
 Der Teufel ist und bleibt nur mythische Person,
 Und er ist unser Feind, wie jeder Himmelssohn.
 Hinauf, hinauf zum Sieg!“ – Hei, wie in tollem Rasen

Sie aus der Hölle fliehn, die blutgewohnten Asen!
 An ihrer Spitze schwingt zwei Feuerbränder Hegel,
 Und Voltaire hinter ihm mit feui'grotem Flegel.
 Danton erhebt die Stimm', es brüllet Edelmann,
 Es ruft Napoleon: „Auf, Höllenbrut voran!“
 Marat, in jeder Hand zwei borst'ge Höllenkinder,
 Schon lechzet er nach Blut, der wüste Menschenschinder.
 Robespierre saust, von Grimme zuckt sein Mund —
 Weh'! diese wilde Schar speit aus der Höllenschlund.
 Wo Bruder Beutel hält, der Bauern fromm behütet,
 Da ist die wilde Jagd gradhin zuerst gewütet.
 Der Beutel steht erschreckt, es weint die Eselsmaid:
 „Ach, Herr, jetzt ist es aus, es kommt nun unsre Zeit.“
 Marat wirft sein Geschoß, und Beutel wird getroffen,
 Zur Erde sinkt er hin, und sieht den Himmel offen.
 Und Hegel hat umarmt den tollen Bauer schon:
 „Ja, du hast mich gefaßt, du bist mein lieber Sohn!“
 Die Bande löst er ihm, die Bösen jubilieren:
 „Hoch Bauer, unser Held! Er soll zum Kampf uns führen!
 Der Teufel ist entsetzt, wir brauchen einen Mann.“
 So stürmen mit Geschrei sie auf die Frommen an.
 Es wendet sich das Blatt, die Frommen fliehn betroffen;
 Doch Bruder Beutel sieht, wie stets, den Himmel offen.
 Es trägt die Eselin zum Himmel ihn hinan —
 O welch' ein Wunder, seht, hat Gott der Herr getan!
 Zum Himmel fahren seht, o seht Elias-Beuteln!
 Der Gotteslästrer Plan, seht herrlich ihn vereiteln.
 Und hinter ihm mit Glanz der Frommen Heeresschaar,
 Sie fliehen mit Gesang zum Himmel auf fürwahr.
 Doch weh'! die Höllenbrut, sie fährt hinterdrein:
 Es stürmen wütend nach mit Siegesruf die Frei'n.
 Dem Schrecken sind, der Furcht die Frommen nun zur Beute,
 Und ihnen mit Gebrüll stürzt nach die Höllenmeute. —
 Den Teufel unterdes hat die Rebellion,
 Mit der die Trefflichsten aus seinem Haus geflohn,
 Auf lange stumm gemacht, und mit ihm staunt die Hölle;
 Sie stehen regungslos und stieren nach der Schwelle,
 Aus welcher Hegel und die ganze Schar gesaust;
 Bis endlich Ihm der Zorn aus schaum'gem Munde braust:
 „Daran erkenn' ich euch, ich Dummer bin verraten,
 Die Tat ist teuflischer als meine faden Taten.
 Zu frei sind diese Frei'n, erst hab' ich sie verführt,
 Nun haben sie von mir sich schnöd' emanzipiert.

Mit diesem Menschenpack ist garnichts anzufangen,
 Nach frechster Freiheit steht ihr freventlich Verlangen:
 Erkennen diese Frei'n kein Heiliges mehr an,
 Am Ende ist es dann auch noch um mich getan.
 Ich kämpfe wider mich indem ich Gott bestreite,
 Als mythische Person schiebt man mich auch beiseite.
 Hinauf! wir suchen Gott in seinem Himmelsglanz
 Und schließen treuvereint hochheil'ge Allianz.“
 So stürzt er wild hinauf, er wirft sich Gott zu Füßen,
 Und spricht: „O laß mich nicht, was ich gefrevelt, büßen!
 Vereint kämpf' ich mit dir.“ Und Gott, der güt'ge, sprach:
 „Einstweilen sehen wir dir deine Sünden nach;
 Geh', wasch' in Lästrerblut dir ab die argen Sünden,
 Und kommst du dann zurück, wird sich das Andre finden.“
 Voll Freude stürmt er fort; er findet grimme Schlacht.
 Ob Beistand auch der Schar der Frommen ward gebracht —
 Ach dennoch muß — o Schmach! — der Glauben unterliegen,
 Es eilt die Frevlerbrut zu immer neuen Siegen.
 Von Stern zu Sterne fort springt Bauer, wutentbrannt,
 Und die Posaune schwingt als Keule seine Hand.
 Entgegen ziehen ihm die vier Evangelisten,
 Jedoch sie schrecken nicht den frechen Atheisten;
 Ob auch des Lukas Ochs die Hörner grimmig streckt,
 Des Markus Löwe brüllt — er bleibt unerschreckt;
 Er scheucht die Heil'gen all'. — Wie wild der Hegel dränget,
 Der Engel Flügelein mit seinem Brand versenget;
 Wie mit dem Flegel der schnöde Voltaire dräut;
 Wie Ruge wutentbrannt die Kirchenväter bläut;
 Seht Bauer einen Stern in seinem Laufe packen
 und, ach! ihn schleudern auf die fliehnden frommen Nacken;
 Seht, wie der Teufel sinkt von der Posaune Schlag,
 Und vor ihr Michael selbst nicht bestehen mag;
 Seht, wie den Syrius der wilde Hegel fasset,
 Und Hengstenbergen wirft, daß er alsbald erblasset;
 Seht, wie der Englein Schar versenget die Flügelein,
 Durchzappelt das Gewölk mit angsterfülltem Schrein!
 Das Lämmlein hält das Kreuz dem Ungetüm entgegen,
 Der aber ballt die Faust und droht mit grimmen Schlägen.
 Die Magd Maria selbst verläßt das Heiligthum
 Und spornt die Engel an zu Kampfesmut und Ruhm.
 „Auf, gegen Bauer, auf! auf, gegen den Titanen!
 Begreifen wollt' er mich, das müßt, das müßt ihr ahn'en.“
 Doch, wie sie fleht und ruft, wie sie auch lieblich blickt,

Der Freien Scharen sind stets weiter vorgerückt.
O seht, schon nahen sie dem Heiligtum des Herren,
Schon kann die Gottesschaar nicht mehr den Weg versperren.
Schon stößt an einen Stern die fromme Eselin,
Und fällt auf ihrer Flucht mit Bruder Beuteln hin;
Schon nahet Bauer ihm mit fürchterlichem Rasen,
Sein Lebenslicht mit der Posaune auszublasen;
Schon fasset Ruge wild des Saalestrandes Leu'n,
Und preßt in seinen Mund ein Blatt Annalen ein — —
Da sieh'! was schwebt heran, von Himmelsglanz umgeben.
Was läßt den Bauer so gewaltiglich erbeben?
Es ist, ihr glaubt es kaum, ein einfach Pergamen:
Was mag mit Himmelslicht darauf verzeichnet stehn?
Es schwebt gelind herab, es schwebt vor Bauer nieder,
Und Bruno hebt es auf; es zittern seine Glieder — —
Was ist es, was die Stirn mit kaltem Schweiß benetzt?
Was murmelt er so dumpf? Er murmelt: — „Abgesetzt!“
Kaum ist dies Himmelswort dem Höllenmund entfahren,
Da brüllen: „Abgesetzt!“ ringsum der Freien Scharen.
Sie stehen starr und stumm, es jauchzt der Engel Heer,
Die Freien fliehn voll Graus, die Engel hinterher.
Sie treiben im Triumph die Freien bis zur Erde.
Daß jeder Böse doch also bestraft werde!

Aus der Zeit des ersten
Aufenthalts in England
1842—1844

Korrespondenzen an die Rheinische Zeitung.

I.

London, 30. November (1842).

Ist in England eine Revolution möglich oder gar wahrscheinlich? das ist die Frage, von der die Zukunft Englands abhängt. Legt sie dem Engländer vor, und er wird euch mit tausend schönen Gründen beweisen, daß von einer Revolution gar nicht die Rede sein kann. Er wird euch sagen, daß England sich allerdings für den Augenblick in einer kritischen Lage befindet, daß es aber in seinem Reichtum, seiner Industrie und seinen Institutionen die Mittel und Wege besitzt, sich ohne gewaltsame Erschütterungen herauszuarbeiten, daß seine Verfassung Elastizität genug hat, um die heftigsten Stöße der Prinzipienkämpfe zu überdauern und allen von den Umständen aufgedrungenen Veränderungen ohne Gefahr für ihre Grundlagen sich unterwerfen zu können. Er wird euch sagen, daß selbst die unterste Volksklasse wohl weiß, daß sie bei einer Revolution nur zu verlieren hat, weil jede Störung der öffentlichen Ruhe nur eine Stockung des Geschäfts und damit eine allgemeine Arbeitslosigkeit und Hungersnot nach sich ziehen kann. Kurz, er wird euch so viel klare und einleuchtende Dinge vorbringen, daß ihr am Ende meint, es stehe wirklich so schlimm nicht mit England und man mache sich auf dem Kontinent allerlei Phantasien über die Lage dieses Staates, die vor der handgreiflichen Wirklichkeit, vor der genaueren Kenntnis der Sache wie Seifenblasen zerplatzen müßten. Und diese Meinung ist auch die einzig mögliche, sobald man sich auf den national-englischen Standpunkt der unmittelbaren Praxis, der materiellen Interessen stellt, d. h., sobald man den bewegenden Gedanken außer Augen läßt, die Basis über der Oberfläche vergißt, den Wald vor Bäumen nicht sieht. Es ist eine Sache, die sich in Deutschland von selbst versteht, die aber dem verstockten Briten nicht beizubringen ist, daß die sogenannten materiellen Interessen niemals in der Geschichte als selbständige leitende Zwecke auftreten können, sondern daß sie stets, unbewußt oder bewußt, einem Prinzip dienen, das die Fäden des historischen

Fortschritts leitet. Darum ist es ein Ding der Unmöglichkeit, daß ein Staat wie England, dessen politische Exklusivität und Selbstgenügsamkeit am Ende um einige Jahrhunderte gegen den Kontinent zurückgeblieben ist, ein Staat, der von der Freiheit nur die Willkür kennt, der bis über die Ohren im Mittelalter steckt, daß ein solcher Staat nicht endlich mit der, indessen fortgeschrittenen, geistigen Entwicklung in Konflikt kommen sollte. Oder ist das nicht das Bild der politischen Lage Englands? Gibt es ein Land in der Welt, wo der Feudalismus in so ungebrochener Kraft besteht, und nicht nur faktisch, sondern auch in der öffentlichen Meinung unangetastet bleibt? Besteht die vielgerühmte englische Freiheit in etwas anderem als der rein formellen Willkür, innerhalb der bestehenden gesetzlichen Schranken tun und lassen zu können, was man Lust hat? Und was für Gesetze sind das! Ein Wust von verworrenen, einander widersprechenden Bestimmungen, die die Jurisprudenz zur reinen Sophistik herabgewürdigt haben, die von der Justiz nie befolgt werden, weil sie auf unsere Zeit nicht passen, die es zulassen, wenn anders die öffentliche Meinung und ihr Rechtsgefühl es zuließen, daß der ehrliche Mann wegen der unschuldigsten Handlung zum Verbrecher gestempelt wird. Ist das Unterhaus nicht eine rein durch Bestechung gewählte, dem Volke entfremdete Korporation? Tritt das Parlament nicht fortwährend den Willen des Volkes mit Füßen? Hat die öffentliche Meinung in allgemeinen Fragen den geringsten Einfluß auf die Regierung? Beschränkt sich ihre Macht nicht bloß auf den einzelnen Fall, auf die Kontrolle der Justiz und Verwaltung? Das sind alles Dinge, die selbst der verstöckteste Engländer nicht unbedingt leugnet, und ein solcher Zustand soll sich halten können? —

Aber ich will das Feld der Prinzipienfragen verlassen. In England, wenigstens unter den Parteien, die sich jetzt um die Herrschaft streiten, unter Whigs und Tories, kennt man keine Prinzipienkämpfe, man kennt nur Konflikte der materiellen Interessen. Es ist also billig, daß auch dieser Seite ihr Recht widerfahre. England ist von Natur ein armes Land, das außer seiner geographischen Lage, seinen Eisenminen und Kohlengruben nur einige fette Weiden, sonst keine Fruchtbarkeit oder einen anderen natürlichen Reichtum besitzt. Es ist also durchaus auf Handel, Schiffahrt und Industrie angewiesen und hat sich auch durch diese zu der Höhe aufzuschwingen gewußt, die es einnimmt. In der Natur der Sache liegt aber, daß ein Land, wenn es diesen Weg eingeschlagen hat, sich nur durch fortwährende Steigerung der industriellen Produktion auf der einmal erreichten Höhe halten kann; und Stillstand wäre auch hier ein Rückschritt.

Es ist ferner eine natürliche Folge aus den Voraussetzungen des Industriestaates, daß er, um die Quellen seines Reichtums zu schützen, die industriellen Produkte anderer Länder mit Prohibitivzöllen von sich abhalten muß. Da aber die inländische Industrie die Preise ihrer Produkte mit den Zöllen auf ausländische Produkte erhöht, so ist auch hierin die Notwendigkeit gegeben, die Zölle fortwährend zu erhöhen, damit die auswärtige Konkurrenz, dem angenommenen Prinzip gemäß, ausgeschlossen bleibe. So würde sich also hier von zwei Seiten her ein Proseß ins Endlose ergeben, und der Widerspruch, der in dem Begriff des Industriestaats liegt, zeigte sich schon hier. Aber wir brauchen hier diese philosophischen Kategorien nicht einmal, um die Widersprüche aufzuzeigen, zwischen denen England eingekellt liegt. Bei den zwei Steigerungen, der Produktion und der Zölle, die wir soeben betrachteten, haben noch andere Leute als die englischen Industriellen mitzusprechen. Zuerst das Ausland, das selbst Industrie besitzt und nicht nötig hat, sich zum Abzugsgraben für die englischen Produkte herzugeben, und dann die englischen Konsumenten, die sich eine solche Steigerung der Zölle ins Unendliche nicht gefallen lassen. Und gerade hier steht jetzt die Entwicklung des Industriestaats in England. Das Ausland will die englischen Produkte nicht, weil es selbst seinen Bedarf erzeugt, und die englischen Konsumenten verlangen einstimmig die Aufhebung der Prohibitivzölle. Schon aus der obigen Entwicklung ergibt sich, daß England hierdurch in ein doppeltes Dilemma gerät, zu dessen Lösung der bloße Industriestaat nicht fähig ist; aber auch die unmittelbare Anschauung der Verhältnisse bestätigt dies.

Um zuerst von den Zöllen zu reden, so ist es selbst in England anerkannt, daß fast in allen Artikeln die niedrigern Qualitäten von den deutschen und französischen Fabriken besser und billiger geliefert werden; ebenso eine Masse anderer Artikel, in deren Fabrikation die Engländer gegen den Kontinent zurück sind. Mit diesen würde England schon bei Aufhebung des Prohibitivsystems sogleich überschwemmt werden, und die englische Industrie erhielte dadurch den Todesstoß. Andererseits ist jetzt die Maschinenausfuhr in England freigegeben, und da in der Maschinenfabrikation England bis jetzt keine Konkurrenz hat, so wird der Kontinent durch englische Maschinen nun desto mehr instand gesetzt, mit England zu konkurrieren. Das Prohibitivsystem hat ferner die Staatseinkünfte Englands ruiniert und muß schon deswegen abgeschafft werden — wo ist nun hier ein Ausweg für den Industriestaat?

In Beziehung auf den Markt für die englischen Produkte haben Deutschland und Frankreich deutlich genug erklärt, daß sie, um England gefällig zu sein, ihre Industrie nicht länger preisgeben

wollen. Die deutsche Industrie namentlich, hat ohnehin einen solchen Aufschwung genommen, daß sie die englische nicht mehr zu fürchten hat. Der Kontinentalmarkt ist für England verloren. Es bleiben ihm nur noch Amerika und seine eigenen Kolonien, und nur in letzteren ist es durch seine Navigationsgesetze vor fremder Konkurrenz gesichert. Die Kolonien aber sind lange nicht groß genug, um alle Produkte der immensen englischen Industrie konsumieren zu können, und überall anderswo wird die englische Industrie immer mehr durch die deutsche und französische verdrängt. Diese Verdrängung ist freilich nicht Schuld der englischen Industrie, sondern Schuld des Prohibitivsystems, das die Preise aller Lebensbedürfnisse und mit ihnen den Arbeitslohn auf eine unverhältnismäßige Höhe geschraubt hat. Dieser Arbeitslohn aber verteuert gerade die englischen Produkte so sehr gegen die Produkte der kontinentalen Industrie. So kann also England der Notwendigkeit nicht entgehen, seine Industrie zu beschränken. Das kann aber ebenso wenig durchgeführt werden als der Übergang vom Prohibitivsystem zum freien Handel. Denn die Industrie bereichert zwar ein Land, aber sie schafft auch eine Klasse von Nichtbesitzenden, von absolut Armen, die von der Hand in den Mund lebt, die sich reißend vermehrt, eine Klasse, die nachher nicht wieder abzuschaffen ist, weil sie nie stabilen Besitz erwerben kann. Und der dritte Teil, fast die Hälfte aller Engländer, gehört dieser Klasse an. Die geringste Stockung im Handel macht einen großen Teil dieser Klasse, eine große Handelskrise macht die ganze Klasse brotlos. Was bleibt diesen Leuten andres übrig als zu revoltieren, wenn solche Umstände eintreten? Durch ihre Masse aber ist diese Klasse zur mächtigsten in England geworden, und wehe den englischen Reichen, wenn sie darüber zum Bewußtsein kommt.

Bis jetzt ist sie es freilich noch nicht. Der englische Proletarier ahnt erst seine Macht, und die Frucht dieser Ahnung war der Aufruhr des vergangenen Sommers. Der Charakter dieses Aufruhrs ist auf dem Kontinent ganz verkannt worden. Man war wenigstens im Zweifel, ob die Sache nicht ernstlich werden könnte. Aber davon war für den, der die Sache an Ort und Stelle mit ansah, gar keine Rede. Erstlich beruhte die ganze Sache auf einer Illusion; weil einige Fabrikbesitzer ihren Lohn herabsetzen wollten, glaubten die sämtlichen Arbeiter der Baumwollen-, Kohlen- und Eisendistrikte ihre Stellung gefährdet, was gar nicht der Fall war. Sodann war die ganze Sache nicht vorbereitet, nicht organisiert, nicht geleitet. Die Turn-outs hatten keinen Zweck, und waren sich über die Art und Weise ihres Verfahrens noch weniger einig. Daher kam es, daß sie bei dem geringsten Widerstande von seiten der

Behörden unschlüssig wurden und die Achtung vor dem Gesetz nicht überwinden konnten. Als die Chartisten sich der Zügel der Bewegung bemächtigten und vor den versammelten Volkshaufen die *people's-charters* proklamieren ließen, war es zu spät. Die einzige leitende Idee, die den Arbeitern, wie den Chartisten, denen sie eigentlich auch angehört, vorschwebte, war die einer Revolution auf gesetzlichem Wege, — ein Widerspruch in sich selbst, eine praktische Unmöglichkeit, an deren Durchführung sie scheiterten. Gleich die erste, allen gemeinsame Maßregel, die Stillsetzung der Fabriken, war gewaltsam und ungesetzlich. Bei dieser Haltlosigkeit der ganzen Unternehmung würde sie gleich anfangs unterdrückt worden sein, wenn nicht die Verwaltung, der sie durchaus unerwartet kam, ebenso unschlüssig und mittellos gewesen wäre. Und dennoch reichte die geringe militärische und polizeiliche Macht hin, das Volk im Zaume zu halten. Man hat in Manchester gesehen, wie Tausende von Arbeitern auf den Squares durch vier oder fünf Dragoner, deren jeder einen Zugang besetzt hielt, eingeschlossen gehalten wurden. Die „gesetzliche Revolution“ hatte alles gelähmt. So verlief sich die ganze Sache; jeder Arbeiter fing wieder an zu arbeiten, sobald seine Ersparnisse verbraucht waren, und er also nichts mehr zu essen hatte. Der Nutzen, der daraus für die Besitzlosen hervorgegangen ist, bleibt aber bestehen; es ist das Bewußtsein, daß eine Revolution auf friedlichem Wege eine Unmöglichkeit ist, und daß nur eine gewaltsame Umwälzung der bestehenden unnatürlichen Verhältnisse, ein radikaler Sturz der adligen und industriellen Aristokratie die materielle Lage der Proletarier verbessern kann. Von dieser gewaltsamen Revolution hält sie noch die dem Engländer eigentümliche Achtung vor dem Gesetz zurück; bei der oben dargelegten Lage Englands kann es aber nicht fehlen, daß in kurzer Zeit eine allgemeine Brotlosigkeit der Proletarier eintritt, und die Scheu vor dem Hungertode wird dann stärker sein als die Scheu vor dem Gesetz. Diese Revolution ist eine unausbleibliche für England; aber wie in allem, was in England vorgeht, werden die Interessen, und nicht die Prinzipien diese Revolution beginnen und durchführen; erst aus den Interessen können sich die Prinzipien entwickeln, d. h. die Revolution wird keine politische, sondern eine soziale sein.

II.

London, 3. Dezember.

Wenn man sich im stillen eine Zeitlang mit den englischen Zuständen beschäftigt, wenn man sich über die schwache Grundlage, auf der das ganze künstliche Gebäude der sozialen und

politischen Wohlfahrt Englands ruht, Klarheit verschafft hat, und nun auf einmal mitten in das englische Treiben hinein versetzt wird, so staunt man über die merkwürdige Ruhe und Zuversicht, womit hier jedermann der Zukunft entgegenseht. Die herrschenden Klassen, gleichviel ob Mittelstand oder Aristokratie, Whigs oder Tories, haben nun schon so lange das Land regiert, daß das Aufkommen einer anderen Partei ihnen eine Unmöglichkeit scheint. Man mag ihnen ihre Sünden, ihre Haltlosigkeit, ihre schwankende Politik, ihre Blindheit und Verstocktheit, man mag ihnen den schwindelnden Zustand des Landes, der eine Frucht ihrer Prinzipien ist, noch so sehr vorhalten, sie bleiben bei ihrer unserchütterlichen Sicherheit und trauen sich die Kraft zu, das Land einer besseren Lage zuzuführen. Und wenn eine Revolution in England unmöglich ist, wie sie wenigstens behaupten, so haben sie allerdings für ihre Herrschaft wenig zu fürchten. Wenn der Chartismus sich so lange geduldet, bis er die Majorität im Unterhause für sich gewonnen hat, kann er noch manches Jahr Meetings halten und die sechs Punkte der Volksscharte verlangen; die Mittelklasse wird sich nie durch Bewilligung des allgemeinen Stimmrechts von der Besetzung des Unterhauses ausschließen, da sie, eine nowendige Konsequenz der Nachgiebigkeit in diesem Punkte, alsdann von der Unzahl der Nichtbesitzenden überstimmt werden würde. Daher hat der Chartismus unter den Gebildeten in England noch gar keine Wurzel schlagen können und wird es auch so bald noch nicht. Wenn man hier von Chartisten und Radikalen spricht, so versteht man fast durchgängig die Hefe des Volkes, die Masse der Proletarier darunter; und es ist wahr, die wenigen gebildeten Stimmführer der Partei verschwinden unter der Masse. — Auch abgesehen vom politischen Interesse kann der Mittelstand nur Whig oder Tory, nie Chartist sein. Sein Prinzip ist die Aufrechterhaltung des Bestehenden; der „gesetzliche Fortschritt“ und das allgemeine Stimmrecht würden bei der jetzigen Lage Englands eine Revolution unfehlbar nach sich ziehen. So ist es denn ganz natürlich, daß der praktische Engländer, dem die Politik ein Zahlenverhältnis oder gar ein Handelsgeschäft ist, von der im stillen furchtbar anwachsenden Macht des Chartismus gar keine Notiz nimmt, weil sie sich nicht in Zahlen ausdrücken läßt oder doch nur in solchen, die in Beziehung auf die Regierung und das Parlament Nullen vor der Eins sind. Es gibt aber Dinge, die über das Zahlenverhältnis hinausgehen, und daran wird die Superklugheit des englischen Whiggismus und Torieismus schön scheitern, wenn ihre Zeit gekommen sein wird.

III.

Lancashire, 19. Dezember¹⁾.

So kompliziert die gegenwärtige Lage Englands erscheint, wenn man, wie der Engländer es tut, am Allernächsten, an der handgreiflichen Wirklichkeit, an der äußerlichen Praxis klebt, so einfach ist sie, wenn man diese Äußerlichkeit auf ihren prinzipiellen Gehalt reduziert. Es gibt nur drei Parteien in England, die von Bedeutung sind, die Aristokratie des Grundbesitzes, die Aristokratie des Geldes und die radikale Demokratie. Die erstere, die der Tories, ist ihrer Natur und geschichtlichen Entwicklung nach die rein mittelalterliche, konsequente, reaktionäre Partei, der alte Adel, der mit der „historischen“ Rechtsschule in Deutschland fraternisiert, und die Stütze des christlichen Staates bildet. Die zweite, die Whigpartei, hat ihren Kern in den Kaufleuten und Fabrikanten, deren Mehrzahl den sogenannten Mittelstand bilden. Dieser Mittelstand, zu dem alles gehört, was gentleman ist, d. h. sein anständiges Auskommen hat, ohne übermäßig reich zu sein, ist aber nur Mittelstand im Vergleich mit den reichen Adligen und Kapitalisten; seine Stellung aber gegen den Arbeiter ist aristokratisch und dies muß in einem Lande wie England, das nur von der Industrie lebt, und also eine Masse Arbeiter besitzt, weit eher zum Bewußtsein kommen als z. B. in Deutschland, wo man die Handwerker und Bauern als Mittelstand begreift und jene ausgedehnte Klasse der Fabrikarbeiter gar nicht kennt. Hierdurch wird die Whigpartei in die zweideutige Stellung des juste-milieu hingedrängt, sobald die Klasse der Arbeiter anfängt, zum Bewußtsein zu kommen. Und dies geschieht in diesem Augenblick. Die radikal-demokratischen Prinzipien des Chartismus durchdringen die arbeitende Klasse täglich mehr und werden von ihr immer mehr als Ausdruck ihres Gesamtbewußtseins erkannt. Jetzt indessen ist diese Partei erst in der Bildung begriffen und kann deshalb noch nicht mit voller Energie auftreten. — Daß außer diesen drei Hauptparteien noch allerlei Übergangs-Nüancen existieren, versteht sich von selbst, und von diesen sind augenblicks zwei von Bedeutung, obwohl sie allen prinzipiellen Gehalts entbehren. Die erste ist die Mitte zwischen Whiggismus und Torieismus, wie sie durch Peel und Russell repräsentiert wird, und der für die nächste Zukunft die Majorität im Unterhause, also das Ministerium, sicher ist. Die andere ist die Mitte zwischen Whiggismus und Chartismus, die „radikale“ Nüance, die durch ein halbes Dutzend Parlamentsmitglieder und einige Zeitschriften, namentlich

¹⁾ In der Rheinischen Zeitung steht November. Das ist aber offenbar ein Druckfehler.

den „Examiner“ vertreten ist, und deren Prinzipien, obwohl nicht ausgesprochen, der National-Anti-Corn-Law-League zugrunde liegen. Die erstere Fraktion muß durch die größere Entwicklung des Chartismus an Bedeutung gewinnen, weil sie ihm gegenüber die Einheit von Whig- und Toryprinzipien darstellten, die er grade behauptet. Die andere muß dadurch ganz in ihr Nichts zurückfallen. Die Stellung dieser Parteien gegeneinander zeigt sich am klarsten in ihrem Verhalten gegen die Korngesetze. Die Tories geben keinen Zoll breit nach. Der Adel weiß, daß seine Macht, außer der konstitutionellen Sphäre des Oberhauses, hauptsächlich in seinem Reichtum liegt. Durch eine Freigebung der Korneinfuhr würde er genötigt sein, mit den Pächtern neue Kontrakte auf billigere Bedingungen abzuschließen. Sein ganzer Reichtum ist Grundbesitz; der Wert des Grundbesitzes steht mit der Pacht in unabänderlichem Verhältnis, und fällt mit ihr. Nun ist die Pacht augenblicklich so hoch, daß selbst bei dem jetzigen Zoll der Pächter ruiniert wird; eine Freigebung der Korneinfuhr würde diese Pacht und mit ihr den Wert des Grundeigentums um den dritten Teil herabsetzen. Grund genug für die Aristokratie, an ihrem wohl erworbenen Recht, das den Ackerbau ruiniert und die Armen des Landes aushungert, festzuhalten. Die Whigs, das allzeit fertige juste-milieu, haben einen festen Zoll von 8 Schilling pro Quarter vorgeschlagen; dieser Zoll ist gerade niedrig genug, um fremdes Korn hereinzulassen und dem Pächter den Markt verderben zu können, und gerade hoch genug, um dem Pächter allen Grund zur Forderung neuer Pachtbedingungen zu nehmen und für das Land einen durchschnittlich ebenso hohen Brotpreis zu stellen, wie er jetzt existiert. Die Weisheit des juste-milieu ruiniert also das Land noch weit sicherer als die Verstocktheit der konsequenten Reaktion. Die „Radikalen“ sind hier einmal wirklich radikal und fordern freie Korneinfuhr. Aber der „Examiner“ hat diesen Mut auch erst seit acht Tagen, und die Anti-Corn-Law-League war von vornherein so sehr bloß gegen die bestehenden Korngesetze und die Sliding-Scale gerichtet, daß sie bis zuletzt immerfort die Whigs unterstützte. Allmählich indessen ist die absolute Freiheit der Korneinfuhr und überhaupt „freier Handel“ das Feldgeschrei der Radikalen geworden, und die Whigs schreien gutmütig mit nach „freiem Handel“, worunter sie juste-milieu-Zölle verstehen. Daß die Chartisten von Kornzöllen nichts wissen wollen, versteht sich von selbst. Was wird aber daraus werden? Daß die Korneinfuhr frei werden muß, ist so gewiß, wie daß die Tories stürzen müssen, auf friedlichem oder gewaltsamem Wege. Nur über die Art dieser Veränderung kann man streiten. Wahrscheinlich wird schon die nächste Parlaments-Session den Abfall

Peels von der Sliding-Scale und damit vom vollen Torieismus bringen. Der Adel wird in allem nachgeben, was ihn nicht zwingt, seine Pachtsätze zu erniedrigen, weiter aber nichts. Die Koalition Peel-Russell, das parlamentarische Zentrum, hat jedenfalls die nächste Chance fürs Ministerium, und wird die Entscheidung der Kornfrage durch seine juste-milieu-Maßregeln so lange wie möglich aufhalten. Wie lange aber, das hängt nicht von ihr ab sondern vom Volke.

IV.

Lancashire, 20. Dezember.

Die Lage der arbeitenden Klassen in England wird täglich prekärer. Für den Augenblick hat es freilich den Anschein, als wäre es so schlimm nicht; in den Baumwolldistrikten sind die meisten Leute beschäftigt, in Manchester kommt vielleicht auf zehn Arbeiter nur ein Unbeschäftigter, in Bolton und Birmingham mag das Verhältnis dasselbe sein, und wenn der englische Arbeiter beschäftigt ist, ist er auch zufrieden. Und er kann es auch sein, wenigstens der Baumwollenarbeiter; wenn er sein Los mit dem seiner Schicksalsgenossen in Deutschland und Frankreich vergleicht. Dort hat der Arbeiter knapp genug, um von Kartoffeln und Brot leben zu können; glücklich, wer einmal die Woche Fleisch bekommt. Hier ißt er täglich sein Rindfleisch, und bekommt für sein Geld einen kräftigeren Braten als der Reichste in Deutschland. Zweimal des Tages hat er Tee, und behält immer noch Geld genug übrig, um mittags ein Glas Porter und abends brandy and water trinken zu können. Das ist die Lebensart der meisten Arbeiter in Manchester bei einer täglich zwölfstündigen Arbeit. Aber wie lange dauert das! Bei der geringsten Schwankung im Handel werden Tausende von Arbeitern brotlos; ihre geringen Ersparnisse sind bald verzehrt, und dann steht der Hungertod vor ihnen. Und eine solche Krisis muß in ein paar Jahren wieder eintreten. Dieselbe vermehrte Produktion, die jetzt den „paupers“ Arbeit verschafft, und die auf den chinesischen Markt spekuliert, muß eine Unmasse Waren und eine Stockung des Absatzes hervorbringen, in deren Gefolge wieder eine allgemeine Brotlosigkeit der Arbeiter ist. Sodann ist die Lage der Baumwollenarbeiter die beste. In den Kohlenminen haben die Arbeiter die schwersten und ungesündesten Arbeiten für einen geringen Lohn zu verrichten. Die Folge davon ist, daß diese Arbeiterklasse einen weit größeren Ingrimm gegen die Reichen hegt als die anderen working men, und daher durch Raub, Mißhandlungen der Reichen etc. sich besonders auszeichnet. So sind hier in Manchester die „Bolton people“ ordentlich ge-

fürchtet, wie sie sich denn auch bei den Sommerunruhen am entschlossensten gezeigt haben. In ähnlichem Rufe stehen die Eisenarbeiter, wie überhaupt alle, die schwere körperliche Arbeiten zu verrichten haben. Wenn alle diese schon jetzt knapp leben können, was soll aus ihnen werden, wenn die geringste Stockung im Geschäft eintritt? Die Arbeiter haben zwar Kassen unter sich gebildet, deren Fonds durch wöchentliche Beiträge vermehrt wird und die Unbeschäftigten unterstützen soll; aber auch diese reichen nur dann aus, wenn die Manufakturen gut gehen, denn selbst dann sind noch Brotlose genug da. Sowie die Arbeitslosigkeit allgemein wird, so hört auch diese Hilfsquelle auf. Schottland ist augenblicklich der Sündenbock, wo die Manufakturen stocken; denn bei der Ausdehnung der englischen Industrie gibt es immer einen oder den anderen Bezirk, der leidet. In der ganzen Umgegend von Glasgow nimmt die Arbeitslosigkeit täglich zu. In Paisley, einer verhältnismäßig kleinen Stadt, waren vor vierzehn Tagen 7000 „unemployed“; jetzt sind ihrer schon 10000. Die ohnehin schon geringen Zusendungen aus den Unterstützungskassen sind noch um die Hälfte vermindert worden, weil die Fonds ausgehen; eine Meeting der Noblemen und Gentlemen der Grafschaft hat eine Suscription beschlossen, die 3000 Pfund einbringen soll; aber dies Mittel ist auch schon abgenutzt, und die Herren selbst hoffen im stillen nur auf einen Ertrag von höchstens 400 Pfund. Es kommt zuletzt darauf alles hinaus, daß England sich mit seiner Industrie nicht nur eine große Klasse von Besitzlosen sondern auch unter diesen eine immer nicht unbedeutende Klasse von Brotlosen auf den Hals geladen hat, die es nicht loswerden kann. Diese Leute müssen sehen, wie sie sich durchschlagen; der Staat gibt sie auf, ja stößt sie von sich. Wer kann es ihnen verübeln, wenn die Männer sich auf den Straßenraub oder Einbruch, die Weiber auf den Diebstahl oder Prostitution werfen. Aber der Staat kümmert sich nicht darum, ob der Hunger bitter oder süß ist, sondern sperrt sie in seine Gefängnisse oder deportiert sie in die Verbrecherkolonien, und wenn er sie freiläßt, so hat er das zufriedenstellende Resultat, aus Brotlosen Sittenlose gemacht zu haben. Und der Humor von der ganzen Geschichte ist, daß der hochweise Whig und „Radikale“ fortwährend nicht begreift, woher bei einer solchen Lage des Landes der Chartismus herkommt, und wie die Chartisten nur glauben mögen, daß sie auch nur die geringste Chance in England haben.

V.

Lancashire, 22. Dezember.

Die bestehenden Korngesetze gehen ihrem Ende rasch entgegen. Das Volk hat eine wahre Wut auf die „Brottaxe“, und die Tories mögen machen, was sie wollen, sie können gegen den Andrang der erbitterten Masse nicht standhalten. Sir Robert Peel hat das Parlament bis zum 2. Februar vertagt — sechs Wochen Zeit für die Opposition, jene Wut noch mehr zu schüren. Peel wird sich gleich von vornherein bei Eröffnung der neuen Session über die Sliding-Scale zu erklären haben; man glaubt allgemein, daß er in seiner Ansicht über sie wenigstens wankend geworden ist. Entschließt er sich, sie fallen zu lassen, so wird die strengere Torypartei das Ministerium ohne Zweifel verlassen und den gemäßigten Whigs Platz machen, so daß schon dann die Koalition Peel-Russell zustande käme. In jedem Falle wird die Aristokratie sich hartnäckig verteidigen, und ich meinerseits glaube nicht, daß sie gutwillig zur Freigebung der Korneinfuhr zu bringen ist. Der englische Adel hat die Reformbill und die Emanzipation der Katholiken durchgehen lassen, aber die Selbstüberwindung, die ihm dies gekostet hat, würde nichts sein gegen die, mit der er die Korngesetze abschaffte. Was ist die Schwächung des aristokratischen Einflusses auf die Wahl des Unterhauses gegen die Herabsetzung des Vermögens aller englischen Adligen um 30 Prozent? Und wenn schon die beiden obigen Bills solche Kämpfe gemacht haben, wenn die Reformbill nur mit Hilfe von Volksaufständen, mit Steinwürfen in die Fenster der Aristokraten durchgesetzt wurde, dann sollte der Adel es bei dieser Frage nicht darauf ankommen lassen, ob das Volk mutig und stark genug ist, seinen Willen durchzuführen? Ohnehin haben die Sommerunruhen dem Adel ja gezeigt, wie wenig das englische Volk taugt, wenn es revoltiert. Ich bin fest überzeugt, daß die Aristokratie diesmal standhalten wird, bis ihr das Messer an der Kehle sitzt. Daß das Volk aber nicht lange mehr von jedem Pfunde Brot, das es verzehrt, der Aristokratie einen Penny (10 Pfennige Preuß.) bezahlen wird, ist gewiß. Dafür hat die Anti-Corn-Law-League gesorgt. Ihre Tätigkeit ist ungeheuer gewesen, einen genaueren Bericht darüber behalte ich mir vor. So viel für heute, daß eines der wichtigsten Resultate, das teils die Korngesetze, teils die League hervorgebracht haben, die Befreiung der Pächter von dem moralischen Einfluß ihrer adligen Grundbesitzer ist. Bisher war niemand gegen politische Verhältnisse gleichgültiger gewesen als die englischen Pächter, d. h. der ganze ackerbautreibende Teil der Nation. Der Landlord (Gutsbesitzer) war, wie sich von selbst versteht, Tory, und jagte jeden Pächter fort, der bei den Parlaments-

wahlen gegen die Tories stimmte. Daher kam es denn, daß die 252 Parlamentsmitglieder, welche das platte Land im Vereinigten Königreich zu wählen hat, regelmäßig fast lauter Tories waren, durch die Wirkungen der Korngesetze, so wie durch die Publikationen der League, die in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet wurden, ist aber nun in dem Pächter der politische Sinn geweckt worden. Er hat eingesehen, daß sein Interesse nicht mit dem des Landlords identisch, sondern ihm gerade entgegengesetzt ist, und daß die Korngesetze für niemand ungünstiger gewesen sind, als für ihn. Daher ist denn auch eine bedeutende Veränderung unter den Pächtern vorgegangen. Die Mehrzahl derselben ist jetzt Whig, und da es den Landlords schwer fallen dürfte, jetzt noch einen durchgreifenden Einfluß auf die Stimme der Pächter bei den Wahlen auszuüben, so werden die 252 Tories wohl bald in ebenso viel Whigs übergehen. Wenn dieser Übergang auch nur bei der Hälfte eintrete, so würde dadurch schon die Gestalt des Unterhauses bedeutend verändert werden, indem hierdurch die Majorität des Unterhauses den Whigs für immer gesichert wäre. Und das muß geschehen! Vollends wenn die Korngesetze aufgehoben wären, denn dann wäre der Pächter ganz unabhängig gegen den Landlord, weil von jener Aufhebung an die Pachtkontrakte unter ganz neuen Bedingungen geschlossen werden müssen. Die Aristokratie hat wunders einen klugen Streich zu machen gemeint, als sie die Korngesetze gab; aber das Geld, was sie dadurch bekommen hat, wiegt lange nicht den Nachteil auf, den ihr jene Gesetze gebracht haben. Und dieser Nachteil besteht eben darin, daß von nun an die Aristokratie nicht mehr als die Vertreterin des Ackerbaus, sondern ihrer eigenen selbstsüchtigen Interessen dasteht.

Briefe aus London an den Schweizerischen Republikaner. (1843.)

I.

16. Mai.

Die demokratische Partei in England macht reißende Fortschritte. Während Whiggismus und Toryismus, Geldaristokratie und Adelsaristokratie in der „Nationalplauderstube“, wie der Tory Thomas Carlyle, oder in dem „Hause, das sich anmaßt, die Gemeinden von England vertreten zu wollen“, wie der Chartist Feargus O'Connor sagt, einen langweiligen Zungenstreit um des Kaisers Bart führen, während die Staatskirche allen ihren Einfluß auf die bigotten Neigungen der Nation aufbietet, um ihr verrottetes Gebäude noch etwas aufrecht zu erhalten, während die Anti-Korngesetz-Ligue

Hunderttausende wegwirft, in der wahnsinnigen Hoffnung, dafür Millionen in die Taschen der baumwollspinnenden Lords strömen zu sehen — während des schreitet der verachtete und verspottete Sozialismus ruhig und sicher voran und drängt sich allmählich der öffentlichen Meinung auf, während des hat sich in ein paar Jahren eine neue, unzählbare Partei unter der Fahne der Volkscharte gebildet und eine so energische Art der Agitation angenommen, daß O'Connell und die Ligue dagegen Stümper und Pfuscher sind. Es ist bekannt, daß in England die Parteien mit den sozialen Stufen und Klassen identisch sind, daß die Tories identisch mit dem Adel und der bigotten, streng orthodoxen Fraktion der Hochkirche sind, daß die Whigs aus den Fabrikanten, Kaufleuten und Dissenters, im ganzen aus der höheren Mittelklasse bestehen, daß die niedere Mittelklasse die sogenannten „Radikalen“ ausmacht, und endlich der Chartismus seine Stärke in den working-men, den Proletariern, hat. Der Sozialismus bildet keine geschlossene politische Partei, rekrutiert sich aber im ganzen aus der niedern Mittelklasse und den Proletariern. So zeigt England das merkwürdige Faktum, daß, je tiefer eine Klasse in der Gesellschaft steht, je „ungebildeter“ sie im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist, desto näher steht sie dem Fortschritt, desto mehr Zukunft hat sie. Im ganzen ist dies der Charakter jeder revolutionären Epoche, wie dies namentlich bei der religiösen Revolution, deren Produkt das Christentum war, sich zeigte: „selig sind die Armen“, „die Weisheit dieser Welt ist zur Torheit geworden“ usw. Aber, so deutlich ausgeprägt, so scharf abgestuft, wie jetzt in England, erschien das Vorzeichen einer großen Umwälzung wohl noch nie. In Deutschland geht die Bewegung von der, nicht nur gebildeten, sondern sogar gelehrten Klasse aus; in England sind die Gebildeten und vollends die Gelehrten seit dreihundert Jahren taub und blind gegen die Zeichen der Zeit. Der elende Schlendrian der englischen Universitäten, gegen den unsere deutschen Hochschulen noch golden sind, ist weltbekannt; aber welcher Art die Werke der ersten englischen Theologen und selbst eines Teils der ersten englischen Naturforscher sind, was für erbärmlich reaktionäre Schriften die Masse der wöchentlichen „Liste neuer Bücher“ ausmachen, das läßt man sich auf dem Kontinent nicht träumen. England ist das Vaterland der Nationalökonomie aber wie steht die Wissenschaft unter den Professoren und praktischen Politikern? Die Handelsfreiheit Adam Smith's ist in die wahnsinnige Konsequenz der Malthusschen Bevölkerungstheorie hineingetrieben worden und hat nichts produziert als eine neue zivilisiertere Gestalt des alten Monopolsystems, die in den heutigen Tories ihre Vertreter findet, und die den Malthusschen Unsinn mit

Erfolg bekämpft hat — aber zuletzt doch wieder auf Malthussche Konsequenzen getrieben wird. Inkonsequenz und Heuchelei auf allen Seiten, während die schlagenden ökonomischen Traktate der Sozialisten und zum Teil auch der Chartisten mit Verachtung beiseite gelegt werden und nur unter den niederen Ständen Leser finden. Strauß „Leben Jesu“ wurde ins Englische übersetzt. Kein „respektabler“ Buchhändler wollte es drucken; endlich erschien es heftweise, 3 Pence das Heft, und zwar im Verlage eines ganz untergeordneten, aber energischen Antiquars. So ging es mit Übersetzungen von Rousseau, Voltaire, Holbach usw. Byron und Shelley werden fast nur von den untern Ständen gelesen; des letzteren Werke dürfte kein „respektabler“ Mann auf seinem Tisch liegen haben, ohne in den schrecklichsten Verruf zu kommen. Es bleibt dabei: selig sind die Armen, denn ihrer ist das Himmelreich, und wie lange wird's dauern — auch das Reich dieser Welt.

Dem Parlament liegt jetzt Sir F. Grahams Bill über die Erziehung der in Fabriken arbeitenden Kinder vor, wonach die Arbeitszeit derselben beschränkt, der Schulzwang eingeführt und die Hochkirche mit der Aufsicht über die Schulen beschenkt werden soll. Diese Bill hat natürlich allgemeine Bewegung hervorgerufen und den Parteien wieder Gelegenheit gegeben, ihre Stärke zu messen. Die Whigs wollen die Bill ganz verworfen haben, weil sie die Dissenters von der Jugenderziehung verdrängt und den Fabrikanten durch die Beschränkung der Arbeitszeit der Kinder Verlegenheiten bereitet. Unter den Chartisten und Sozialisten gibt sich dagegen eine bedeutende Zustimmung zu der allgemeinen humanen Tendenz der Bill, mit Ausnahme der auf die Hochkirche bezüglichen Klauseln, kund. Lancashire, der Hauptsitz der Fabriken, ist natürlich auch der Hauptsitz der auf obige Bill bezüglichen Agitationen. Die Tories sind hier in den Städten durchaus machtlos; ihre desfallsigen Meetings waren auch nicht öffentlich. Die Dissenters versammelten sich erst in Korporationen, um gegen die Bill zu petitionieren, und ließen dann im Verein mit den liberalen Fabrikanten Stadtmeetings berufen. Ein solches Stadtmeeting wird vom obersten städtischen Beamten berufen, ist ganz öffentlich und jeder Einwohner hat das Recht, zu sprechen. Hier also kann, wenn der Versammlungssaal groß genug ist, nur die stärkste und energischste Partei siegen. Und in allen bis jetzt berufenen Stadtmeetings haben die Chartisten und Sozialisten gesiegt. Das erste war in Stockport, wo die Resolutionen der Whigs nur eine Stimme, die der Chartisten das ganze Meeting für sich hatten, und so der whiggische Mayor von Stockport als Präsident des Meetings genötigt war, eine chartistische Petition zu unterschreiben und an ein chartistisches Par-

lamentsmitglied (Duncombe) zur Überreichung einzusenden. Das zweite war in Salford, einer Art Vorstadt von Manchester mit etwa 100000 Einwohnern; ich war dort. Die Whigs hatten alle Vorkehrungen getroffen, um sich den Sieg zu verschaffen; der Boroughreeve nahm den Präsidentenstuhl ein und sprach viel von Unparteilichkeit; als aber ein Chartist fragte, ob Diskussion erlaubt sei, erhielt er zur Antwort: ja, wenn das Meeting vorüber sei! Die erste Resolution sollte durchgeschmuggelt werden, aber die Chartisten waren auf ihrer Hut und vereitelten es. Als ein Chartist die Plattform bestieg, kam ein dissentierender Geistlicher und wollte ihn herunterwerfen. Alles ging indes noch gut, bis zuletzt, als eine Petition im Sinne der Whigs vorgeschlagen wurde. Da trat ein Chartist auf und schlug ein Amendement vor; alsbald stand der Präsident und sein ganzer Whigschweif auf und verließ den Saal. Das Meeting wurde nichtsdestoweniger fortgesetzt und die chartistische Petition zur Abstimmung gebracht; aber gerade im rechten Augenblick machten die Polizeibeamten, die sich schon mehrere Male zugunsten der Whigs ins Mittel gelegt hatten, die Lichter aus und zwangen das Meeting, sich zu trennen. Nichtsdestoweniger ließen die Whigs in der nächsten Lokalzeitung ihre sämtlichen Resolutionen als durchgegangen einrücken und der Boroughreeve war ehrlos genug, seinen Namen „in Vertretung und auf Befehl des Meetings“ zu unterzeichnen! Das ist Whigrechtlichkeit! Das dritte Meeting war zwei Tage später in Manchester, und hier trugen die radikalen Parteien gleichfalls den glänzendsten Sieg davon. Obwohl die Stunde so gewählt war, daß die meisten Fabrikarbeiter nicht anwesend sein konnten, war doch eine bedeutende Majorität von Chartisten und Sozialisten im Saal. Die Whigs beschränkten sich rein auf die Punkte, welche ihnen mit den Chartisten gemeinsam waren; ein Sozialist und ein Chartist sprachen von der Plattform und gaben den Whigs das Zeugnis, daß sie sich heute als gute Chartisten aufgeführt hätten. Der Sozialist sagte ihnen geradezu, daß er hergekommen sei, um Opposition zu machen, wenn er die geringste Gelegenheit finde, aber es sei alles nach seinen Wünschen gegangen. So ist es also dahingekommen, daß Lancashire, und namentlich Manchester, der Sitz des Whiggismus, der Zentralpunkt der Anti-Korngesetz-Ligue, eine glänzende Majorität zugunsten der radikalen Demokratie aufzuweisen hat und die Macht der „Liberalen“ dadurch komplett im Schach gehalten wird.

II.

23. Mai.

Die Augsburger Allgemeine Zeitung hat einen liberalen Korrespondenten (*) in London, der den Whigumtrieben in entsetzlich

langen und langweiligen Artikeln das Wort redet. „Die Anti-Korn-gesetz-Ligue ist jetzt die Macht des Landes“, sagt dies Orakel und spricht damit die größte Lüge aus, die je von einem Parteikorrespondenten gesagt ist. Die Ligue die Macht des Landes! Wo steckt diese Macht? Im Ministerium? Da sitzen ja Peel und Graham und Gladstone, die ärgsten Feinde der Ligue. Im Parlament? Da wird jeder ihrer Anträge mit einer Majorität verworfen, die ihresgleichen in den englischen Parlamentsannalen selten hat. Wo steckt diese Macht? Im Publikum, in der Nation? Die Frage kann nur so ein gedankenloser, flatterhafter Korrespondent bejahen, dem Drury-Lane das Publikum und eine zusammengetrompetete Versammlung die öffentliche Meinung ist. Wenn dieser weise Korrespondent schon so blind ist, daß er am hellen Tage nicht sehen kann, wie dies das Erbteil der Whigs ist, so will ich ihm sagen, wie es mit der Macht der Ligue steht. Von den Tories ist sie aus dem Ministerium und aus dem Parlament, von den Chartisten aus der öffentlichen Meinung gejagt worden. Feargus O'Connor hat sie in allen Städten Englands im Triumph vor sich hergetrieben, hat sie überall zu einer öffentlichen Diskussion aufgefordert, und die Ligue hat den Handschuh nie aufgenommen. Die Ligue kann kein einziges öffentliches Meeting berufen, ohne aufs schmäählichste von den Chartisten geschlagen zu werden. Oder weiß der Augsburg'sche Korrespondent nicht, daß die pomphaften Meetings in Manchester im Januar und jetzt die Zusammenkünfte im Londoner Drury-Lane-Theater, wo sich die liberalen Gentlemen gegenseitig etwas vorlügen und sich über ihre innere Haltlosigkeit zu täuschen suchen — daß das alles „übertünchte Gräber“ sind? Wer wird zu diesen Versammlungen zugelassen? Nur die Mitglieder der Ligue oder solche, denen die Ligue Billetts erteilt. Da kann also keine Gegenpartei die Chance einer erfolgreichen Opposition haben, und deshalb bewirbt sich auch keiner um Billetts; wenn auch noch so viel List angewandt würde, so könnte sie doch keine hundert ihrer Anhänger hineinschmuggeln. Solche Meetings, die dann nachher „öffentliche“ genannt werden, hält die Ligue schon seit Jahren und gratuliert sich darin selbst über ihre „Fortschritte“. Es steht der Ligue dann auch sehr wohl an, in diesen „öffentlichen“ Billettversammlungen über das „Gespenst des Chartismus“ zu schimpfen, besonders da sie weiß, daß O'Connor, Duncombe, Cooper usw. diese Angriffe in wirklich öffentlichen Meetings redlich erwidern. Die Chartisten haben bis jetzt noch jedes öffentliche Meeting der Ligue mit glänzender Majorität gesprengt, aber die Ligue hat noch nie ein chartistisches Meeting beunruhigen können. Daher der Haß der Ligue gegen die Chartisten, daher das Geschrei über „Störung“ eines Meetings durch

Chartisten — d. h. Auflehnung der Majorität gegen die Minorität, die von der Plattform aus jene zu ihren Zwecken zu benutzen sucht. Wo ist denn die Macht der Ligue? — In ihrer Einbildung und — in ihrem Geldbeutel. Die Ligue ist reich, sie hofft durch Abschaffung der Korngesetze eine gute Handelsperiode herbeizuzaubern, und wirft daher mit der Wurst nach dem Schinken. Ihre Subskriptionen tragen bedeutende Massen Geld ein, und damit werden alle die pomphaften Versammlungen und der übrige Schein und Flitterstaat aufgebracht. Aber hinter all dem gleißenden Exterieur steckt gar nichts Reelles. Die „National-Charter-Association“, die Verbindung der Chartisten, ist an Mitgliederzahl stärker, und es wird sich bald zeigen, daß sie auch mehr Geldmittel aufbringen kann, obwohl sie nur aus armen Arbeitern besteht, während die Ligue alle reichen Fabrikanten und Kaufleute in ihren Reihen zählt. Und das aus dem Grunde, weil die chartistische Assoziation ihre Gelder zwar pfennigweise, aber von fast jedem ihrer Mitglieder erhält, während bei der Ligue zwar bedeutende Summen, aber nur von einzelnen beigetragen werden. Die Chartisten können mit Leichtigkeit jede Woche eine Million Pence aufbringen — es fragt sich sehr, ob die Ligue das durchhalten könnte. Die Ligue hat eine Kontribution von 50000 Pfund Sterling ausgeschrieben und etwa 70000 erhalten; Feargus O'Connor wird nächstens für ein Projekt 125000 Pfund Sterling und vielleicht bald darauf wieder ebenso viel ausschreiben — er erhält sie, das ist gewiß — und was will dann die Ligue mit ihren „großen Fonds“?

Weshalb die Chartisten Opposition gegen die Ligue machen, darüber ein andermal. Jetzt nur noch die eine Bemerkung, daß die Anstrengungen und Arbeiten der Ligue eine gute Seite haben. Dies ist die Bewegung, die durch die Anti-Korngesetz-Agitation in eine bisher total stabile Klasse der Gesellschaft gebracht wird — in die ackerbauende Bevölkerung. Bisher hatte diese gar kein öffentliches Interesse; abhängig vom Grundbesitzer, der den Pachtvertrag jedes Jahr kündigen kann, phlegmatisch, unwissend, schickten die Farmers jahraus jahrein lauter Tories ins Parlament, 251 aus 658 Mitgliedern des Unterhauses — und dies war bisher die starke Basis der reaktionären Partei. Wenn ein einzelner Farmer sich gegen diese erbliche Stimmgebung auflehnen wollte, fand er keine Unterstützung bei seinesgleichen und konnte vom Grundbesitzer mit Leichtigkeit abgedankt werden. Jetzt indes gibt sich eine ziemliche Regsamkeit unter dieser Klasse der Bevölkerung kund, es existieren schon liberale Farmers, und es gibt Leute unter ihnen, welche einsehen, daß das Interesse des Grundbesitzers und das des Pächters in sehr vielen Fällen sich gerade entgegenstehen.

Vor drei Jahren hätte namentlich in eigentlich¹⁾ England kein Mensch einem Pächter das sagen dürfen, ohne entweder ausgelacht oder gar geprügelt zu werden. Unter dieser Klasse wird die Arbeit der Ligue Früchte tragen, aber ganz gewiß andere als sie erwartet; denn wenn es wahrscheinlich ist, daß die Masse der Pächter den Whigs allmählich zugeht, so ist es noch viel wahrscheinlicher, daß die Masse der ackerbauenden Tagelöhner auf die Seite der Chartisten geworfen wird. Eins ohne das andere ist unmöglich, und so wird die Ligue auch hier nur einen schwachen Ersatz bekommen für den entschiedenen und totalen Abfall der arbeitenden Klasse, den sie in den Städten und Fabrikbezirken seit fünf Jahren durch den Chartismus erlitten hat. Das Reich des Justemilieu ist vorüber, und die „Macht des Landes“ hat sich auf die Extreme verteilt. Ich aber frage nach diesen unleugbaren Tatsachen den Herrn Korrespondenten der Allg. Ztg. von Augsburg, wo „die Macht der Ligue“ steckt?

III.

9. Juni.

Die englischen Sozialisten sind weit grundsätzlicher und praktischer als die französischen, was besonders davon herrührt, daß sie in offenem Kampfe mit den verschiedenen Kirchen sind und von der Religion nichts wissen wollen. In den größern Städten nämlich halten sie gewöhnlich eine Hall (Versammlungshaus), wo sie alle Sonntage Reden anhören, häufig sind dieselben polemisch gegen das Christentum und atheistisch, oft aber beschlagen sie auch eine, das Leben der Arbeiter berührende Seite; von ihren Lecturers (Predigern) scheint mir Watts in Manchester jedenfalls ein bedeutender Mann zu sein, welcher mit vielem Talente einige Broschüren über die Existenz Gottes und über die Nationalökonomie geschrieben hat. Die Lecturers haben eine sehr gute Manier zu rasonieren; alles geht von der Erfahrung und von beweisbaren oder anschaulichen Tatsachen aus, dabei aber findet eine so grundsätzliche Durchführung statt, daß es schwer hält, auf ihrem gewählten Boden mit ihnen zu kämpfen. Will man aber ein anderes Terrain nehmen, so verlachen sie einen ins Gesicht; ich sage z. B.: die Existenz Gottes ist nicht vom Beweise aus Tatsachen für den Menschen abhängig, da entgegnen sie: „Wie lächerlich ist Ihr Satz: wenn er nicht durch Tatsachen sich manifestiert, was wollen wir uns auch um ihn bekümmern: aus Ihrem Satze folgt gerade, daß die Existenz Gottes oder die Nichtexistenz den Menschen gleichgültig sein kann. Da wir nun für so tausend andere Dinge zu sorgen haben,

¹⁾ sic!

so lassen wir Ihnen den lieben Gott hinter den Wolken, wo er vielleicht existiert, vielleicht auch nicht. Was wir nicht durch Tatsachen wissen, das geht uns gar nichts an; wir halten uns auf dem Boden ‚der schönen Fakten‘, wo von solchen Phantasiestücken, wie Gott und Religiosa keine Rede sein kann.“ So stützen sie ihre übrigen kommunistischen Sätze auf den Beweis von Tatsachen, bei deren Annahme sie in der Tat vorsichtig sind. Die Hartnäckigkeit dieser Leute ist unbeschreiblich und wie die Geistlichen sie herumkriegen wollen, weiß der liebe Himmel. In Manchester z. B. zählt die Kommunisten-Gemeinde 8000 erklärte für die Hall eingeschriebene und an derselben bezahlende Mitglieder, und es ist keine Übertreibung, wenn behauptet wird, die Hälfte der arbeitenden Klassen in Manchester teilen ihre Ansichten über das Eigentum; denn wenn der Watts von der Plattform (bei den Kommunisten, was die Kanzel bei den Christen) sagt: heute geh' ich an dies oder jenes Meeting, so kann man darauf rechnen, daß die Motion, welche der Lecturer bringt, die Mehrheit hat.

Es gibt aber auch unter den Sozialisten Theoretiker, oder, wie die Kommunisten sie nennen, ganze Atheisten, während jene die praktischen heißen. Von diesen Theoretikern ist der berühmteste Charles Southwell in Bristol, der eine streitfertige Zeitschrift: „Das Orakel der Vernunft“ herausgab und dafür mit einem Jahr Gefängnis und einer Buße von etwa 100 Pfund gestraft wurde: natürlich ist dieselbe schnell durch Subskriptionen gedeckt worden; wie denn jeder Engländer seine Zeitung hält, seinen Führern die Bußen tragen hilft, an seine Kapelle oder Hall zahlt, an seine Meeting geht. Charles Southwell aber sitzt schon wieder; es mußte nämlich die Hall in Bristol verkauft werden, weil nicht so viele Sozialisten in Bristol und darunter wenig Reiche sind, währenddem eine solche Hall ein ziemlich kostspieliges Ding ist. Dieselbe wurde von einer christlichen Sekte gekauft und in eine Kapelle umgewandelt. Als die Hall zur Kapelle geweiht wurde, drangen die Sozialisten und Chartisten hinein, um die Sache mit anzusehen und zu hören. Als nun aber der Geistliche anfing, Gott zu loben, daß all das ruchlose Zeug ein Ende genommen habe, daß nun da, wo Gott sonst gelästert wurde, der Allmächtige nun gepriesen werde, hielten sie es für einen Angriff, und da nach englischen Begriffen jeder Angriff eine Abwehr heischt, schrien sie: Southwell, Southwell, Southwell soll dagegen eine Rede halten. Southwell also macht sich auf und beginnt eine Rede: jetzt aber stellen sich die Geistlichen der christlichen Sekte an die Spitze ihrer in Kolonnen gestellten Pfarrkinder und stürmen auf Southwell los, andere der Sekte holen Polizei, da der Southwell den christlichen Gottesdienst gestört habe: die Geistlichen packen

ihn mit eigenen Fäusten, schlagen ihn (was in solchen Fällen häufig geschieht) und übergeben ihn einem Polizeimann. Southwell selbst befahl seinen Anhängern, keinen leiblichen Widerstand zu machen; als er weggeführt wurde, folgten ihm bei 6000 Mann mit Hurrarufen und Lebehoch.

Der Stifter der Sozialisten Owen schreibt in seinen vielen Büchlein wie ein deutscher Philosoph, d. h. sehr schlecht, doch hat er zuweilen lichte Augenblicke, wo er seine dunkeln Sätze genießbar macht: seine Ansichten sind übrigens umfassend. Nach Owen sind „Ehe, Religion und Eigentum die einzigen Ursachen alles Unglücks, was seit Anfang der Welt existiert hat“, (!!), alle seine Schriften wimmeln von Wutausbrüchen gegen die Theologen, die Juristen und Mediziner, welche er in einen Topf wirft. „Die Geschwornengerichte werden aus einer Klasse Leuten besetzt, welche noch ganz theologisch, also Partei ist; auch die Gesetze sind theologisch und müssen deswegen samt der Jury abgeschafft werden.“

Während die englische Hochkirche praßte, haben die Sozialisten für die Bildung der arbeitenden Klassen in England unglaublich viel getan; man kann sich anfänglich nicht genug wundern, wenn man die gemeinsten Arbeiter in der Hall of Science über den politischen, den religiösen und sozialen Zustand mit klarem Bewußtsein sprechen hört; aber wenn man die merkwürdigen Volksschriften aufspürt, wenn man die Lecturers der Sozialisten, z. B. den Watts in Manchester hört, so nimmt es einen nicht mehr wunder. Die Arbeiter besitzen gegenwärtig in sauberen, wohlfeilen Ausgaben die Übersetzungen der französischen Philosophie des verflossenen Jahrhunderts, am meisten den Contrat social von Rousseau, das Système de la Nature und verschiedene Werke von Voltaire, außerdem in Pfennig- und Zweipfennig-Broschüren und Journalen die Auseinandersetzung der kommunistischen Grundsätze; ebenso sind die Ausgaben von Thomas Payne und Shelleys Schriften zu billigem Preise in den Händen der Arbeiter. Dazu kommen noch die sonntäglichen Vorlesungen, welche sehr fleißig besucht werden; so sah ich bei meiner Anwesenheit in Manchester die Kommunisten-Hall, welche etwa 3000 Menschen faßt, jeden Sonntag gedrängt voll und hörte da Reden, welche unmittelbare Wirkung haben, in welchen dem Volke auf den Leib geredet wird, auch Witze gegen die Geistlichen vorkommen. Daß das Christentum geradezu angegriffen wird, daß die Christen als „unsere Feinde“ bezeichnet werden, kommt oft vor.

Die Formen dieser Zusammenkünfte gleichen zum Teil den kirchlichen; ein Sängchor, von einem Orchester begleitet, singt auf der Galerie die sozialen Hymnen, es sind halb und ganz geist-

liche Melodien mit kommunistischen Texten, wobei die Zuhörer stehen. Dann tritt ein Vorleser auf die Plattform, auf welcher ein Pult und Stühle stehen, ganz ungeniert mit dem Hut auf dem Kopf, macht mit dem Hutlüften den Anwesenden seinen Gruß und zieht den Überrock aus; dann setzt er sich und hält seinen Vortrag, wobei gewöhnlich viel gelacht wird, da der englische Witz im sprudelnden Humor sich in diesen Reden Luft macht; in der einen Ecke der Hall ist ein Bücher- und Broschürenladen, in der andern eine Bude mit Orangen und andern Erfrischungen, wo jeder seine dahin einschlagenden Bedürfnisse befriedigen oder, wenn ihn die Rede langweilen sollte, sich ihr entziehen kann. Zuweilen werden Sonntag abends da Teepartien gegeben, wo alle Alter, Stände und Geschlechter unter einander sitzend das gewöhnliche Abendessen, Tee mit Butterbrot zu sich nehmen; an Werktagen werden oft Bälle und Konzerte in der Hall aufgeführt, wo man sich recht lustig macht; ebenso ist noch ein Kaffee in der Halle.

Wie kommt es, daß man diesen ganzen Kram duldet? aber einmal haben die Kommunisten sich unter dem Whigministerium eine Parlamentsakte verschafft und sich überhaupt damals so festgesetzt, daß man ihnen jetzt als Korporation nichts mehr tun kann. Zweitens würde man den hervorragenden einzelnen sehr gerne zu Leib gehen, aber man weiß, daß dies nur zum Vorteil der Sozialisten ausschläge, indem es die öffentliche Aufmerksamkeit auf sie lenkt, wonach sie streben. Gäbe es Märtyrer für ihre Sache (und wie viele wären alle Augenblicke dazu bereit), so entstände Agitation; Agitation aber ist das Mittel, ihre Sache noch mehr zu verbreiten, während jetzt ein großer Teil des Volkes sie übersieht, indem es sie für eine Sekte wie eine andere hält; Gegenmaßregeln, wußten die Whigs sehr wohl, wirken kräftiger für eine Sache als Selbstagitation, daher gaben sie ihnen Existenz und eine Form; jede Form aber ist bindend. Die Tories schlagen hingegen etwa los, wenn die atheistischen Schriften zu arg ausfallen; aber jedesmal zum Nutzen der Kommunisten; im Dezember 1840 wurden Southwell und andere wegen Blasphemie gestraft; gleich erschienen drei neue Zeitschriften, eine „Der Atheist“, die andere „Der Atheist und der Republikaner“, die dritte, von dem Lecturer Watts herausgegeben: „Der Gotteslästerer“. Einige Nummern des Gotteslästerers haben großes Aufsehen erregt, und mancher studierte umsonst darauf, wie man diese Richtung unterdrücken könnte. Man ließ sie gehen und siehe da, alle drei Blätter gingen wieder ein!

Drittens retten sich die Sozialisten wie alle die andern Parteien durch Gesetzmäßen und Wortklauben, was hier an der Tagesordnung ist.

So ist hier alles Leben und Zusammenhang, fester Boden und Tat, so nimmt hier alles äußere Gestalt an: während wir glauben etwas zu wissen, wenn wir die matte Elendigkeit des Steinschen Buches verschlucken, oder etwas zu sein, wenn wir da oder dort eine Meinung mit Rosenöl verduftet aussprechen.

In den Sozialisten sieht man recht deutlich die englische Energie; was mich aber mehr in Erstaunen setzte, war das gutmütige Wesen dieser, fast hätte ich gesagt Kerls, das aber so weit von Schwäche entfernt ist, daß sie über die bloßen Republikaner lachen, da die Republik ebenso heuchlerisch, ebenso theologisch, ebenso gesetzlich ungerecht sein würde, als die Monarchie; für die soziale Reform aber wollen sie samt Weib und Kindern Blut und Gut einsetzen.

IV.

27. Juni.

Man hört jetzt von nichts als von O'Connell und der irischen Repeal (Aufhebung der Verbindung Irlands mit England). O'Connell, der alte schlaue Advokat, der während der Whigregierung ruhig im Unterhause saß, und „liberale“ Maßregeln durchbringen half, damit sie im Oberhause durchfielen, O'Connell hat sich auf einmal aus London und der parlamentarischen Debatte fortgemacht und bringt seine alte Repealfrage wieder auf. Kein Mensch dachte noch daran; da steigt Old Dan in Dublin ans Land und rührt den alten verjährtten Plunder wieder auf. Kein Wunder, daß das alte gärende Zeug nun merkwürdige Luftblasen entwickelt. Da zieht der alte Schlaukopf von Stadt zu Stadt und jedesmal von einer Leibgarde begleitet, wie kein König sie aufzuweisen hat, zweimalhunderttausend Mann immer um sich! Was könnte damit alles getan werden, wenn ein vernünftiger Mensch die Popularität O'Connells, oder O'Connell ein wenig mehr Einsicht und etwas weniger Egoismus und Eitelkeit besäße! Zweimalhunderttausend Mann; und was für Leute! — Leute, die keinen Pfennig zu verlieren, die zu zwei Dritteln keinen ganzen Rock am Leibe haben, echte Proletarier und Sansculotten, und dazu Irländer, wilde, unbändige, fanatische Gälén. Wer die Irländer nicht gesehen hat, der kennt sie nicht. Gebt mir zweimalhunderttausend Irländer und ich werfe die ganze britische Monarchie über den Haufen. Der Irländer ist ein sorgloses, heiteres, kartoffelessendes Naturkind. Von der Heide, auf der er unter einem schlechten Dach, bei dünnem Tee und schmaler Kost herangewachsen ist, wird er in unsere Zivilisation hineingerissen. Der Hunger treibt ihn nach England. In dem mechanischen, egoistischen, eiskalten Getriebe der englischen Fabrikstätte erwachen seine Leidenschaften. Was weiß der rohe Junge, dessen Jugend auf der Heide

spielend und auf der Landstraße bettelnd verbracht wurde, von Sparsamkeit? Was er verdient, wird verjubelt; dann hungert er bis zum nächsten Zahntag oder bis er wieder Arbeit findet. Das Hungern ist er so gewöhnt. So kehrt er zurück, sucht sich seine Familie von der Landstraße zusammen, wo sie sich zum Betteln zerstreute und zuweilen wieder um den Teekessel sammelte, den die Mutter mit sich führte. Aber er hat in England viel gesehen, öffentliche Meetings und Arbeitervereine besucht, er weiß, was Repeal ist und was es mit Sir Robert Peel auf sich hat, er hat sich mit der Polizei ganz gewiß sehr oft herumgeschlagen und weiß von der Hartherzigkeit und Schändlichkeit der „Peelers“ (Polizeidiener) viel zu erzählen. Auch von Daniel O'Connell hat er viel gehört. Jetzt sucht er sich sein altes Haus mit einem Stück Kartoffelland wieder auf. Die Kartoffeln sind reif geworden, er macht sie aus und hat nun für den Winter zu leben. Da kommt der Oberpächter und fragt nach der Pacht. Ja du lieber Gott, wo ist Geld? Der Oberpächter ist dem Grundherrn für die Pacht verantwortlich, er läßt also pfänden. Der Irländer widersetzt sich und wird eingesteckt. Man läßt ihn am Ende wieder laufen, und bald darauf findet man den Oberpächter oder sonst jemand, der sich bei der Pfändung beteiligte, im Graben erschlagen.

Das ist eine Geschichte aus dem Leben der irischen Proletarier, wie sie alle Tage passiert. Die halbwilde Erziehung und die später ganz zivilisierte Umgebung bringen den Irländer in einen Widerspruch mit sich selbst, in eine stete Gereiztheit, in eine stets inwendig fortglimmende Wut, die ihn zu allem fähig machen. Dazu liegt die Last einer fünfhundertjährigen Unterdrückung mit allen ihren Folgen auf ihm. Was Wunder, daß er da, wie jeder Halbwilde, bei jeder Gelegenheit blind und wütend dreinschlägt, daß ein ewiger Rachedrang, eine Wut des Zerstörens, in seinen Augen brennt, der es ganz gleichgültig ist, wogegen sie sich äußert, wenn sie nur dreinschlagen, nur zerstören kann? Das aber ist noch nicht alles. Wütender Nationalhaß des Gälen gegen den Sachsen, altkatholischer, von den Priestern genährter Fanatismus gegen den protestantisch-episkopalen Hochmut — mit solchen Elementen läßt sich alles durchsetzen. Und alle diese Elemente sind in O'Connells Hand. Und über welche Massen hat er zu verfügen! Vorgestern in Cork — 150000 Mann; gestern in Nenaph — 200000 Mann; heute in Kilkenny — 400000 Mann, so geht das durch. Ein Triumphzug von 14 Tagen, ein Triumphzug, wie kein römischer Imperator ihn hielt. Und wollte O'Connell wirklich das Beste des Volks, wäre es ihm um die Wegschaffung des Elends wirklich zu tun — wären es nicht seine elenden kleinlichen Justemilieu-zwecke, die hinter all

dem Lärmen, der Agitation der Repeal stecken, wahrlich ich möchte wissen, was ihm Sir Robert Peel verweigern dürfte, wenn er es an der Spitze einer solchen Macht forderte, wie er sie jetzt hat. Aber was richtet er aus mit all seiner Macht und seinen Millionen waffenfähiger, verzweifelter Irländer? Nicht einmal die elende Repeal der Union kann er durchsetzen, natürlich, bloß weil es ihm kein Ernst damit ist, weil er das ausgesogene, zerdrückte irische Volk dazu mißbraucht, den Toryministern Verlegenheit zu bereiten und seine Justemilieufreunde wieder ins Amt zu bringen. Das weiß auch Sir Robert Peel gut genug, und darum reichen 25000 Mann Soldaten hin, ganz Irland im Zaum zu halten. Wenn O'Connell wirklich der Mann des Volks wäre, wenn er Mut genug besäße und sich nicht selbst vor dem Volk fürchtete, d. h. wenn er kein doppezüngiger Whig, sondern ein gerader konsequenter Demokrat wäre, so wäre längst kein englischer Soldat mehr in Irland, kein protestantischer faulenzender Pfaff in rein katholischen Bezirken, kein altnormännischer Baron in seinem Schloß. Aber da liegt der Haken. Wenn das Volk für einen Augenblick losgelassen wäre, so würden Daniel O'Connell und seine Geldaristokraten bald ebenso aufs Trockene gesetzt werden, wie er die Tories aufs Trockene setzen will. Darum schließt sich Daniel so eng an die katholische Geistlichkeit, darum warnt er seine Irländer vor dem gefährlichen Sozialismus, darum weist er die angebotene Unterstützung der Chartisten zurück, obwohl er zum Schein hie und da von Demokratie spricht, wie Louis Philipp einst von den republikanischen Institutionen, und darum wird er es nie zu etwas bringen, als zu einer politischen Heranbildung des irischen Volks, die am Ende für niemanden gefährlicher ist als für ihn selbst.

Die Lage Englands.

Das achtzehnte Jahrhundert.

Dem Anscheine nach ist das Jahrhundert der Revolution an England ohne viel Veränderung vorübergegangen. Während auf dem Kontinent eine ganze alte Welt zertrümmert wurde, während ein fünfundzwanzigjähriger Krieg die Atmosphäre reinigte, blieb in England alles ruhig, wurde weder Staat noch Kirche irgendwie bedroht. Und doch hat England seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts eine größere Umwälzung durchgemacht, als irgendein anderes Land, — eine Umwälzung, die um so folgenreicher ist, je

stiller sie bewerkstelligt wurde, und die deshalb aller Wahrscheinlichkeit nach ihr Ziel eher in der Praxis erreichen wird, als die französische politische oder die deutsche philosophische Revolution. Die Revolution Englands ist eine soziale, und daher umfassender und eingreifender als irgend eine andere. Es gibt kein noch so entlegenes Gebiet menschlicher Erkenntnis und menschlicher Lebensverhältnisse, das nicht zu ihr beigetragen und wiederum von ihr eine veränderte Stellung empfangen hätte. Die soziale Revolution ist erst die wahre Revolution, in der die politische und philosophische Revolution ausmünden müssen; und diese soziale Revolution ist in England schon seit siebenzig oder achtzig Jahren im Gange, und geht eben jetzt mit raschen Schritten ihrer Krisis entgegen.

Das achtzehnte Jahrhundert war die Zusammenfassung, die Sammlung der Menschheit aus der Zersplitterung und Vereinzelung, in die sie durch das Christentum geworfen war; der vorletzte Schritt zur Selbsterkenntnis und Selbstbefreiung der Menschheit, der aber als der vorletzte darum auch noch einseitig im Widerspruch stecken blieb. Das achtzehnte Jahrhundert faßte die Resultate der bisherigen Geschichte, die bis dahin nur einzeln und in der Form der Zufälligkeiten aufgetreten waren, zusammen und entwickelte ihre Notwendigkeit und ihre innere Verkettung. Die zahllosen durcheinandergewürfelten Data der Erkenntnis wurden geordnet, gesondert und in Kausalverbindung gebracht; das Wissen wurde Wissenschaft, und die Wissenschaften näherten sich ihrer Vollendung, d. h. knüpften sich auf der einen Seite an die Philosophie, auf der andern an die Praxis an. Vor dem achtzehnten Jahrhunderte gab es keine Wissenschaft; die Erkenntnis der Natur nahm ihre wissenschaftliche Form erst im achtzehnten Jahrhundert an, oder in einigen Zweigen ein paar Jahre vorher. Newton schuf die wissenschaftliche Astronomie durch das Gravitationsgesetz, die wissenschaftliche Optik durch die Zersetzung des Lichtes, die wissenschaftliche Mathematik durch den binomischen Satz und die Theorie des Unendlichen und die wissenschaftliche Mechanik durch die Erkenntnis der Natur der Kräfte. Die Physik erhielt ebenfalls im achtzehnten Jahrhundert ihren wissenschaftlichen Charakter; die Chemie wurde durch Black, Lavoisier und Priestley erst geschaffen; die Geographie wurde durch die Bestimmung der Gestalt der Erde und die vielen, jetzt erst mit Nutzen für die Wissenschaft unternommenen Reisen zur Wissenschaft erhoben; ebenso die Naturgeschichte durch Buffon und Linné; selbst die Geologie fing allmählig an, sich aus dem Strudel phantastischer Hypothesen, in dem sie verkam, herauszuarbeiten. Der Gedanke der Encyclopädie war für das achtzehnte Jahrhundert charakteristisch; er beruhte auf dem Bewußtsein, daß alle diese

Wissenschaften unter sich zusammenhängen, war aber noch nicht imstande, die Übergänge zu machen, und konnte sie daher nur einfach neben einander stellen. Ebenso in der Geschichte; wir finden jetzt zuerst bändereiche Kompilationen der Weltgeschichte, noch ohne Kritik und vollends ohne Philosophie, aber doch allgemeine Geschichte anstatt der bisherigen lokal und zeitlich beschränkten Geschichtsfragmente. Die Politik wurde auf eine menschliche Basis gestellt, und die Nationalökonomie durch Adam Smith reformiert. Die Spitze der Wissenschaft des achtzehnten Jahrhunderts war der Materialismus, das erste System der Naturphilosophie und die Folge jener Vollendung der Naturwissenschaften. Der Kampf gegen die abstrakte Subjektivität des Christentums trieb die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts auf die entgegengesetzte Einseitigkeit; der Subjektivität wurde die Objektivität, dem Geist die Natur, dem Spiritualismus der Materialismus, dem abstrakt Einzelnen das abstrakt Allgemeine, die Substanz entgegengesetzt. Das achtzehnte Jahrhundert war die Wiederbelebung des antiken Geistes gegenüber dem christlichen; Materialismus und Republik, die Philosophie und Politik der alten Welt, erstanden aufs neue, und die Franzosen, die Repräsentanten des antiken Prinzips innerhalb des Christentums, bemächtigten sich für eine Zeitlang der historischen Initiative.

Das achtzehnte Jahrhundert löste also den großen Gegensatz nicht, der die Geschichte von Anfang an beschäftigt hat und dessen Entwicklung die Geschichte ausmacht, den Gegensatz von Substanz und Subjekt, Natur und Geist, Notwendigkeit und Freiheit; es stellte aber die Seiten des Gegensatzes in ihrer ganzen Schroffheit und vollkommen entwickelt einander gegenüber und machte dadurch seine Aufhebung notwendig. Die Folge dieser klaren, letzten Entwicklung des Gegensatzes war die allgemeine Revolution, die sich auf die verschiedenen Nationalitäten verteilte und deren bevorstehende Vollendung zugleich die Lösung des Gegensatzes der bisherigen Geschichte sein wird. Die Deutschen, das christlich-spiritualistische Volk, erlebten eine philosophische Revolution; die Franzosen, das antik-materialistische, daher politische Volk, hatten die Revolution auf politischem Wege durchzumachen; die Engländer, deren Nationalität eine Mischung deutscher und französischer Elemente ist, die also beide Seiten des Gegensatzes in sich tragen und deshalb universeller sind, als ein jeder der beiden Faktoren für sich, wurden daher auch in eine universellere, eine soziale Revolution hineingerissen. — Dies wird näherer Ausführung bedürfen, da die Stellung der Nationalitäten wenigstens für die neuere Zeit in unserer Geschichtsphilosophie bis jetzt sehr ungenügend oder vielmehr gar nicht behandelt worden ist.

Daß Deutschland, Frankreich und England die drei leitenden Länder der gegenwärtigen Geschichte sind, darf ich wohl als zugegeben annehmen; daß die Deutschen das christlich-spiritualistische, die Franzosen das antik-materialistische Prinzip, mit andern Worten, daß jene die Religion und Kirche, diese die Politik und den Staat vertreten, ist ebenso einleuchtend, oder wird es seinerzeit schon gemacht werden; die Bedeutung der Engländer in der neueren Geschichte ist weniger in die Augen fallend und für unsern gegenwärtigen Zweck auch am wichtigsten. Die englische Nation wurde gebildet von Germanen und Romanen zu einer Zeit, wo beide Nationen sich erst eben von einander geschieden und ihre Entwicklung zu den beiden Seiten des Gegensatzes kaum begonnen hatten. Die germanischen und romanischen Elemente entwickelten sich neben einander und bildeten zuletzt eine Nationalität, die beide Einseitigkeiten unvermittelt in sich trägt. Der germanische Idealismus behielt so viel freies Spiel, daß er sogar in sein Gegenteil, die abstrakte Äußerlichkeit umschlagen konnte; die noch gesetzliche Verkäuflichkeit der Weiber und Kinder, und der Handelsgeist der Engländer überhaupt, ist entschieden auf Rechnung des germanischen Elements zu bringen. Ebenso schlug der romanische Materialismus in abstrakten Idealismus, Innerlichkeit und Religiosität um; daher das Phänomen der Fortdauer des romanischen Katholizismus innerhalb des germanischen Protestantismus, die Staatskirche, das Papsttum der Fürsten und die durchaus katholische Art die Religion mit Förmlichkeiten abzufertigen. Der Charakter der englischen Nationalität ist der ungelöste Widerspruch, die Vereinigung der schroffsten Kontraste. Die Engländer sind das religiöseste Volk der Welt und zu gleicher Zeit das irreligiöseste; sie plagen sich mehr um das Jenseits als irgend eine andere Nation, und doch leben sie dabei, als ob das Diesseits ihr Eins und Alles sei; ihre Aussicht auf den Himmel hindert sie nicht im mindesten ebenso fest an die „Hölle des Kein-Geld-Verdienens“ zu glauben. Daher die ewige innere Unruhe der Engländer, die das Gefühl der Unfähigkeit, den¹⁾ Widerspruch zu lösen ist, und sie aus sich selbst heraus zur Tätigkeit treibt. Das Gefühl des Widerspruchs die die Quelle der Energie, aber der sich bloß entäußernden Energie, und dies Gefühl des Widerspruchs war die Quelle der Kolonisation, der Schifffahrt, der Industrie und überhaupt der ungeheuren praktischen Tätigkeit der Engländer. Die Unfähigkeit, den Widerspruch zu lösen, geht durch die ganze englische Philosophie hindurch und treibt sie auf die Empirie und den Skeptizismus. Weil Bacon mit

1) Im Text steht der Druckfehler: der.

seiner Vernunft den Widerspruch von Idealismus und Realismus nicht lösen konnte, mußte die Vernunft überhaupt dazu unfähig sein, der Idealismus kurzweg verworfen und in der Empirie das einzige Rettungsmittel gesehen werden. Aus derselben Quelle geht die Kritik des Erkenntnisvermögens und die psychologische Richtung überhaupt hervor, in der die englische Philosophie sich von Anfang an ausschließlich bewegt hat und die dann zuletzt, nach allen vergeblichen Versuchen, den Widerspruch zu lösen, ihn für unlösbar, die Vernunft für unzureichend erklärt und entweder im religiösen Glauben oder in der Empirie Rettung sucht. Der Humesche Skeptizismus ist noch heutzutage die Form alles irreligiösen Philosophierens in England. Wir können nicht wissen, rasoniert diese Anschauungsweise, ob ein Gott existiert, wenn einer existiert, so ist jede Kommunikation mit uns für ihn unmöglich, und wir haben also unsere Praxis so einzurichten, als ob keiner existierte. Wir können nicht wissen, ob der Geist vom Körper verschieden und unsterblich ist; wir leben also so, als ob dies Leben unser einziges wäre und plagen uns nicht mit Dingen, die über unsern Verstand gehen. Kurz, die Praxis dieses Skeptizismus ist genau der französische Materialismus; aber in der metaphysischen Theorie bleibt er in der Unfähigkeit der definitiven Entscheidung stecken. — Weil die Engländer aber beide Elemente, die auf dem Kontinent die Geschichte entwickelten, in sich trugen, darum waren sie imstande, selbst ohne viel mit dem Kontinent zu verkehren, doch mit der Bewegung Schritt zu halten, und ihn zuweilen sogar voraus zu sein. Die englische Revolution des siebzehnten Jahrhunderts ist genau das Vorbild der französischen von 1789. Im „langen Parlament“ sind die drei Stufen, die in Frankreich als konstituierende und legislative Versammlung und Nationalkonvent auftraten, leicht zu unterscheiden; der Übergang von konstitutioneller Monarchie zur Demokratie, Militärdespotismus, Restauration und Juste-Milieu-Revolution ist in der englischen Revolution scharf ausgeprägt. Cromwell ist Robespierre und Napoleon in einer Person; der Gironde, dem Berg und den Hebertisten und Baboeuvisten entsprechen die Presbyterianer, Independenten und Levellers; das politische Resultat ist bei beiden ziemlich kläglich und die ganze Parallele, die noch viel genauer ausgeführt werden könnte, beweist nebenbei auch, daß die religiöse und die irreligiöse Revolution, solange sie politisch bleiben, beide am Ende auf Eines herauskommen. Freilich war dies Voraussein der Engländer vor dem Kontinent nur momentan und glich sich allmählich wieder aus; die englische Revolution endigte im Justemilieu und der Schöpfung der beiden nationalen Parteien, während die französische noch nicht abgeschlossen ist und

sich nicht abschließen kann, bevor sie bei demselben Resultat angekommen ist, bei dem die deutsche philosophische und die englische soziale Revolution anzukommen haben.

Der englische Nationalcharakter ist vom deutschen sowohl wie vom französischen wesentlich verschieden; die Verzweiflung an der Aufhebung des Gegensatzes und die daraus folgende totale Hingebung an die Empirie ist ihm eigentümlich. Auch das reine Germanentum verkehrte seine abstrakte Innerlichkeit in abstrakte Äußerlichkeit, aber diese Äußerlichkeit verlor die Spur ihres Ursprungs nie und blieb der Innerlichkeit und dem Spiritualismus stets untergeordnet. Auch die Franzosen stehen auf der materiellen empirischen Seite; aber weil diese Empirie unmittelbare Nationalrichtung, nicht eine sekundäre Folge eines in sich selbst zerspaltenen Nationalbewußtseins ist, macht sie sich in nationaler, allgemeiner Weise geltend, äußert sie sich als politische Tätigkeit. Der Deutsche behauptete die absolute Berechtigung des Spiritualismus, und suchte die allgemeinen Interessen der Menschheit daher in der Religion und später in der Philosophie zu entwickeln. Der Franzose stellte diesem Spiritualismus den Materialismus als absolut berechtigt gegenüber und nahm infolgedessen den Staat als die ewige Form dieser Interessen an. Der Engländer aber hat keine allgemeinen Interessen, er kann von ihnen nicht reden ohne den wunden Fleck, den Widerspruch zu berühren, er verzweifelt an ihnen und hat nur Einzelinteressen. Diese absolute Subjektivität, die Zersplitterung des Allgemeinen in die vielen Einzelnen ist allerdings germanischen Ursprungs, aber wie gesagt von ihrer Wurzel getrennt und darum bloß empirisch wirksam, und unterscheidet eben die englische soziale von der französischen politischen Empirie. Frankreichs Tätigkeit war stets national, von vornherein ihrer Ganzheit und Allgemeinheit sich bewußt; Englands Tätigkeit war die Arbeit unabhängiger, neben einander stehenden Individuen, die Bewegung unverbundener Atome, die selten und dann nur aus individuellem Interesse, als ein Ganzes zusammenwirkten, und deren Einheitslosigkeit gerade jetzt in allgemeinem Elend und gänzlicher Zersplitterung ans Tageslicht tritt.

Mit anderen Worten, nur England hat eine soziale Geschichte. Nur in England haben die Individuen als solche, ohne mit Bewußtsein allgemeine Prinzipien zu vertreten, die nationale Entwicklung gefördert und ihrem Abschluß nahe gebracht. Nur hier hat die Masse als Masse, um ihrer eignen Einzelinteressen willen, gewirkt; nur hier sind die Prinzipien in Interessen verwandelt worden, ehe sie auf die Geschichte Einfluß haben konnten. Die Franzosen und Deutschen kommen auch allmählich zur sozialen Geschichte, aber

sie haben sie noch nicht. Auch auf dem Kontinent hat es Armut, Elend und sozialen Druck gegeben, aber das blieb ohne Wirkung auf die nationale Entwicklung; aber das Elend und die Armut der arbeitenden Klasse des heutigen Englands hat nationale, und mehr als das, hat weltgeschichtliche Bedeutung. Das soziale Moment ist auf dem Kontinent noch ganz unter dem politischen vergraben, hat sich noch gar nicht von ihm getrennt, während in England das politische Moment allmählich von dem sozialen überwunden und ihm dienstbar geworden ist. Alle englische Politik ist im Grunde sozialer Natur, und nur weil England noch nicht über den Staat hinausgekommen, weil die Politik ein Notbehelf für es ist, nur darum äußern sich die sozialen Fragen politisch.

So lange Staat und Kirche die einzigen Formen sind, in denen die allgemeinen Bestimmungen des menschlichen Wesens sich verwirklichen, so lange kann von sozialer Geschichte nicht die Rede sein. Das Altertum und das Mittelalter konnten daher auch keine soziale Entwicklung aufweisen; erst die Reformation, der erste, noch befangene und dumpfe Versuch einer Reaktion gegen das Mittelalter brachte einen sozialen Umschwung, die Verwandlung der Leibeigenen in „freie“ Arbeiter, hervor. Aber auch dieser Umschwung blieb ohne viel nachhaltige Wirkung auf dem Kontinent, ja er setzte sich hier eigentlich erst mit der Revolution des achtzehnten Jahrhunderts durch, während in England mit der Reformation das Geschlecht der Leibeigenen in vilains, bordars, cottars und so in eine Klasse persönlich freier Arbeiter verwandelt wurde, und das achtzehnte Jahrhundert hier bereits die Konsequenzen dieser Umwälzung entwickelte. Warum dies nur in England geschah, ist oben auseinandergesetzt.

Das Altertum, das noch nichts von dem Rechte des Subjekts wußte, dessen ganze Weltanschauung wesentlich abstrakt, allgemein, substantiell war, konnte deshalb nicht ohne die Sklaverei bestehen. Die christlich-germanische Weltansicht stellte die abstrakte Subjektivität, daher die Willkür, die Innerlichkeit, den Spiritualismus dem Altertum gegenüber als Grundprinzip auf; diese Subjektivität mußte aber, eben weil sie abstrakt, einseitig war, sogleich sich in ihr Gegenteil verkehren, und statt der Freiheit des Subjekts die Sklaverei des Subjekts erzeugen. Die abstrakte Innerlichkeit wurde abstrakte Äußerlichkeit, Wegwerfung und Veräußerung des Menschen, und die erste Folge des neuen Prinzips war die Wiederherstellung der Sklaverei in einer andern, weniger anstößigen, aber darum heuchlerischen und unmenschlicheren Gestalt, der Leibeigenschaft. Die Auflösung des Feudalsystems, die politische Reformation d. h. die scheinbare Anerkennung der Vernunft, und daher die

wirkliche Vollendung der Unvernunft, hob diese Leibeigenschaft scheinbar auf, machte sie aber in der Wirklichkeit nur unmenschlicher und allgemeiner. Sie sprach zuerst aus, daß die Menschheit nicht mehr durch Zwang, d. h. durch politische, sondern durch das Interesse, d. h. durch soziale Mittel zusammengehalten werden solle, und legte durch dies neue Prinzip die Basis zur sozialen Bewegung. Aber obwohl sie den Staat so negierte, stellte sie ihn auf der andern Seite erst recht wieder her, indem sie ihm den bisher von der Kirche usurpierten Inhalt zurückgab, und dadurch dem während des Mittelalters inhaltlosen und nichtigen Staat die Kraft einer neuen Entwicklung verlieh. Aus den Ruinen des Feudalismus entstand der christliche Staat, die Vollendung des christlichen Weltzustandes nach der politischen Seite hin; durch die Erhebung des Interesses zum allgemeinen Prinzip vollendete sich dieser christliche Weltzustand nach einer andern Seite. Denn das Interesse ist wesentlich subjektiv, egoistisch, Einzelinteresse, und als solches die höchste Spitze des germanisch-christlichen Subjektivitäts- und Vereinzelungsprinzips. Die Folge der Erhebung des Interesses zum Bande der Menschheit ist, so lange das Interesse eben unmittelbar subjektiv, einfach egoistisch bleibt, notwendig die allgemeine Zersplitterung, die Konzentrierung der Individuen auf sich selbst, die Isolierung, die Verwandlung der Menschheit in einen Haufen einander abstoßender Atome; und diese Vereinzelung ist wiederum die letzte Konsequenz des christlichen Subjektivitätsprinzips, die Vollendung des christlichen Weltzustandes. — So lange ferner die Grundveräußerung, das Privateigentum bestehen bleibt, so lange muß das Interesse notwendig Einzelinteresse sein und seine Herrschaft sich als die Herrschaft des Eigentums erweisen. Die Auflösung der feudalen Knechtschaft hat „bare Zahlung zum einzigen Bande der Menschheit“ gemacht. Das Eigentum, das dem Menschlichen, Geistigen gegenüberstehende natürliche, geistlose Element, wird dadurch auf den Thron erhoben, und in letzter Instanz, um diese Veräußerung zu vollenden, das Geld, die veräußerte, leere Abstraktion des Eigentums, zum Herrn der Welt gemacht. Der Mensch hat aufgehört, Sklave des Menschen zu sein und ist Sklave der Sache geworden; die Verkehrung der menschlichen Verhältnisse ist vollendet; die Knechtschaft der modernen Schacherwelt, die ausgebildete, vollkommene, universelle Verkäuflichkeit ist unmenschlicher und allumfassender als die Leibeigenschaft der Feudalzeit; die Prostitution ist unsittlicher, bestialischer als das *jus primae noctis*. —

Höher kann der christliche Weltzustand nicht getrieben werden; er muß in sich selbst zusammenbrechen und einem menschlichen, vernünftigen Zustand Platz machen. Der christliche Staat

ist nur die letzte mögliche Erscheinungsform des Staates überhaupt, mit dessen Fall der Staat als solcher fallen muß. Die Auflösung der Menschheit in eine Masse isolierter, sich abstoßender Atome ist an sich selbst schon die Vernichtung aller korporativen, nationalen und überhaupt besonderen Interessen und die letzte notwendige Stufe zur freien Selbstvereinigung der Menschheit. Die Vollendung der Veräußerung in der Herrschaft des Geldes ist ein unvermeidlicher Durchgang, wenn der Mensch, wie er denn jetzt nahe daran ist, wieder zu sich selbst kommen soll.

Die soziale Revolution in England hat diese Konsequenzen der Aufhebung des Feudalsystems so weit entwickelt, daß die Krisis, die den christlichen Weltzustand vernichten wird, nicht mehr fern¹⁾ sein kann, ja, daß die Epoche dieser Krisis, wenn auch nicht nach Jahren und quantitativ, so doch qualitativ mit Bestimmtheit vorausgesagt werden kann; diese Krisis muß nämlich eintreten, sobald die Korngesetze abgeschafft und die Volksscharte eingeführt, d. h. sobald die Adelsaristokratie durch die Geldaristokratie und diese durch die arbeitende Demokratie politisch besiegt ist.

Das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert hatten alle Voraussetzungen der sozialen Revolution ins Leben gerufen, das Mittelalter aufgelöst, den sozialen, politischen und religiösen Protestantismus etabliert, die Kolonien, die Seemacht und den Handel Englands geschaffen, und eine zunehmende schon ziemlich mächtige Mittelklasse neben die Aristokratie gestellt. Die sozialen Verhältnisse setzten sich allmählich nach den Unruhen des siebzehnten Jahrhunderts und nahmen eine feste Gestalt an, die sie bis gegen 1780 oder 90 hin behielten.

Es gab damals drei Klassen von Grundbesitzern, die adligen Landlords, noch die einzige und unangegriffene Aristokratie des Reichs, die ihre Grundstücke in Parzellen verpachtete und die Renten in London oder auf Reisen verzehrte; die nicht adligen Landlords oder Country-Gentlemen (gewöhnlich Squires betitelt), die auf ihren Landsitzen lebten, ihr Land verpachteten und die aristokratische Auszeichnung, die ihrer niedrigen Geburt, ihrem Mangel an Bildung und ihrem bäurisch derben Wesen in den Städten verweigert wurde, dafür von ihren Pächtern und den andern Bewohnern der Umgegend genossen. Diese Klasse ist jetzt total verschwunden. Die alten Squires, die unter den Landleuten der Umgegend mit patriarchalischer Autorität herrschten, Ratgeber, Schiedsrichter, alles in allem waren, sind ganz ausgestorben; ihre Nachkommen nennen sich die unbetitelt Aristokratie Englands, wetteifern an

¹⁾ Im Original steht: Herr.

Bildung und feinem Benehmen, an Aufwand und aristokratischem Wesen mit dem Adel, der wenig mehr vor ihnen voraus hat, und haben mit ihren ungeschliffenen und derben Voreltern nur den Grundbesitz gemein. — Die dritte Klasse der Grundbesitzer waren die Yeomen, Eigentümer kleiner Parzellen, die sie selbst bebauten, gewöhnlich auf die gute alte nachlässige Weise ihrer Vorfahren; auch diese Klasse ist aus England verschwunden, die soziale Revolution hat sie expropriert und das Kuriosum zustande gebracht, daß zu derselben Zeit, wo in Frankreich der große Grundbesitz gewaltsam parzelliert wurde, in England die Parzellen von dem großen Grundbesitz attrahiert und verschlungen wurden. Neben den Yeomen standen kleine Pächter, die gewöhnlich außer ihrem Landbau noch Weberei betrieben; auch sie sind im heutigen England nicht mehr zu finden; fast alles Land ist jetzt in wenige und große Güter geteilt und so verpachtet. Die Konkurrenz der großen Pächter schlug die kleinen Pächter und Yeomen aus dem Markt und verarmte sie; sie wurden Ackerbautagelöhner und vom Arbeitslohn abhängige Weber, und lieferten die Massen, von deren Zufluß die Städte mit so wunderbarer Schnelligkeit zunahmen.

Die Bauern führten also zu seiner Zeit ein stilles und geruhiges Leben in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit, lebten ohne viel Sorgen, aber auch ohne Bewegung, ohne allgemeines Interesse, ohne Bildung, ohne geistige Tätigkeit; sie waren noch auf der vorgeschichtlichen Stufe. Die Lage der Städte war nicht viel anders. Nur London war ein bedeutender Handelsplatz; Liverpool, Hull, Bristol, Manchester, Birmingham, Leeds, Glasgow waren noch nicht der Rede wert. Die Hauptindustriezweige, Spinnen und Weben, wurden meist auf dem Lande und wenigstens außerhalb der Städte, in der Umgegend, betrieben; die Anfertigung von Metall- und Töpferwaren stand noch auf der handwerksmäßigen Stufe der Entwicklung; was konnte also viel in den Städten geschehen? Die unübertreffliche Einfachheit des Wahlsystems überhob die Bürger aller politischen Sorge, man war nominell Whig oder Tory, wußte aber sehr gut, daß das im Grunde gleichgültig sei, da man kein Stimmrecht hatte; kleine Kaufleute, Krämer und Handwerker, machten die ganze Bürgerschaft aus und führten das bekannte, dem heutigen Engländer so ganz unbegreifliche Kleinstädterleben. Die Bergwerke wurden noch wenig benutzt. Eisen, Kupfer und Zinn lagen ziemlich ruhig in der Erde, und Kohlen wurden nur für häusliche Zwecke benutzt. Kurz, England war damals in einem Zustande, in dem sich, schlimm genug, der größte Teil Frankreichs und besonders Deutschlands noch befindet, in einem Zustande vorverständlicher Apathie gegen alles allgemeine und geistige Interesse, in

der sozialen Kindheit, in der es noch keine Gesellschaft, noch kein Leben, kein Bewußtsein, keine Tätigkeit gibt. Dieser Zustand ist de facto die Fortsetzung des Feudalismus und der mittelalterlichen Gedankenlosigkeit, und wird erst mit dem Auftreten des modernen Feudalismus, mit der Spaltung der Gesellschaft in Besitzer und Nichtbesitzer, überwunden. Wir auf dem Kontinent, wie gesagt, stecken noch tief in diesem Zustande; die Engländer haben ihn seit achtzig Jahren bekämpft, und seit vierzig Jahren überwunden. Wenn die Zivilisation eine Sache der Praxis, eine soziale Qualität ist, so sind die Engländer allerdings das zivilisierteste Volk der Welt.

Ich sagte oben, die Wissenschaften hätten im achtzehnten Jahrhundert ihre wissenschaftliche Form angenommen und in- folgedessen einerseits an die Philosophie, andererseits an die Praxis angeknüpft. Das Resultat ihrer Anknüpfung an die Philosophie war der Materialismus (der eben so sehr Newton wie Locke zu seiner Voraussetzung hat), die Aufklärung, die französische politische Revolution. Das Resultat ihrer Anknüpfung an die Praxis war die englische soziale Revolution.

1760 kam Georg III. zur Regierung, trieb die Whigs, die seit Georg I. fast ununterbrochen im Ministerium gesessen waren, aber natürlich durchaus konservativ regiert hatten, hinaus und legte die Basis zu dem bis 1830 dauernden Monopol der Tories. Die Regierung erhielt dadurch ihre innere Wahrheit wieder; in einer politisch konservativen Epoche Englands war es durchaus billig, daß die konservative Partei regieren sollte. Die soziale Bewegung absorbierte von nun an die Kräfte der Nation, und drängte das politische Interesse zurück, ja zerstörte es; denn alle innere Politik ist von nun an nur versteckter Sozialismus, die Form, die die sozialen Fragen annehmen, um in allgemeiner, nationaler Weise sich geltend machen zu können.¹⁾

... Diese Revolutionierung der englischen Industrie ist die Basis aller modernen englischen Verhältnisse, die treibende Kraft der ganzen sozialen Bewegung. Ihre erste Folge war die schon oben angedeutete Erhebung des Interesses zur Herrschaft über den Menschen. Das Interesse bemächtigte sich der neugeschaffenen industriellen Kräfte und beutete sie zu seinen Zwecken aus; diese, von Rechtswegen der Menschheit gehörenden Kräfte wurden durch die Einwirkung des Privateigentums das Monopol weniger

¹⁾ Hier folgen Angaben über die Entwicklung, Technik und Entstehung der englischen Großindustrie, die Engels, wie er selbst hervorhebt, größtenteils dem Werk *Progres of the Nation* von G. Porter, einem Beamten des Board of Trade unter dem Whigministerium, entlehnt hat. Vgl. unten Erläuterungen und Anmerkungen, S. 316.

reicher Kapitalisten und das Mittel zur Knechtung der Masse. Der Handel nahm die Industrie in sich auf und wurde dadurch allmächtig, wurde das Band der Menschheit; aller persönliche und nationale Verkehr löste sich in Handelsverkehr auf, und was dasselbe ist, das Eigentum, die Sache wurde zum Herrn der Welt erhoben.

Die Herrschaft des Eigentums mußte sich notwendig zuerst gegen den Staat wenden und diesen auflösen oder wenigstens, da es ihn nicht entbehren kann, aushöhlen. Adam Smith begann diese Aushöhlung gleichzeitig mit der industriellen Revolution, indem er 1776 seine Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Nationalreichtums herausgab und dadurch die Finanzwissenschaft schuf. Alle bisherige Finanzwissenschaft war exklusiv national gewesen; die Staatswirtschaft war als ein bloßer Zweig des ganzen Staatswesens angesehen, dem Staat als solchen untergeordnet worden; Adam Smith machte den Kosmopolitismus den nationalen Zwecken untertan und erhob die Staatswirtschaft zum Wesen und Zweck des Staats. Er reduzierte die Politik, die Parteien, die Religion, alles auf ökonomische Kategorien, und erkannte dadurch das Eigentum als das Wesen, die Bereicherung als den Zweck des Staates an. Auf der andern Seite stürzte William Godwin (*Political Justice*, 1793) das republikanische System der Politik, stellte zu gleicher Zeit mit J. Bentham das Utilitätsprinzip auf, wodurch das republikanische: *Salus publica suprema lex* zu seinen legitimen Konsequenzen gebracht wurde, und griff das Wesen des Staates selbst durch seinen Satz, daß der Staat ein Übel ist, an. Godwin faßt das Utilitätsprinzip noch ganz allgemein als die Pflicht des Bürgers, mit Vernachlässigung des individuellen Interesses nur dem allgemeinen Besten zu leben; Bentham dagegen führt die wesentlich soziale Natur dieses Prinzips weiter aus, indem er in Übereinstimmung mit der gleichzeitigen Nationalrichtung das Einzelinteresse zur Basis des allgemeinen machte, die Identität beider in dem besonders von seinem Schüler Mill entwickelten Satze: daß Menschenliebe nichts anderes ist als aufgeklärter Egoismus, anerkennt und dem „Allgemeinen Besten“ die größte Glückseligkeit der größten Zahl substituiert. Bentham begeht hier in seiner Empirie denselben Fehler, den Hegel in der Theorie begangen hat; er macht nicht Ernst mit der Überwindung der Gegensätze, er macht das Subjekt zum Prädikat, das Ganze dem Teil untertan und stellt dadurch alles auf den Kopf. Erst spricht er von der Untrennbarkeit des allgemeinen und einzelnen Interesses, und nachher bleibt er einseitig beim krassen Einzelinteresse stehen; sein Satz ist nur der empirische Ausdruck des andern, daß der Mensch die Menschheit ist,

aber weil er empirisch ausgedrückt ist, gibt er, nicht dem freien, selbstbewußten und selbstschaffenden, sondern dem rohen, blinden, in den Gegensätzen befangenen Menschen die Rechte der Gattung. Er macht die freie Konkurrenz zum Wesen der Sittlichkeit, reguliert die Beziehungen der Menschheit nach den Gesetzen des Eigentums, der Sache, nach Naturgesetzen, und ist so die Vollendung des alten, christlichen, naturwüchsigen Weltzustandes, die höchste Spitze der Veräußerung, aber nicht der Anfang des neuen, durch den selbstbewußten Menschen mit voller Freiheit zu schaffenden Zustandes. Er geht nicht über den Staat hinaus, aber er nimmt ihm allen Gehalt, ersetzt die politischen Prinzipien durch soziale, macht die politische Organisation zur Form des sozialen Inhalts, und bringt dadurch den Widerspruch auf die höchste Spitze.

Zu gleicher Zeit mit der industriellen Revolution entstand die demokratische Partei. 1769 stiftete J. Horne Jooke die Society of the Bill of Rights, in der zuerst wieder seit der Republik demokratische Prinzipien diskutiert wurden. Wie in Frankreich, waren die Demokraten lauter philosophisch gebildete Männer, aber sie fanden bald, daß die höheren und Mittelklassen ihnen entgegenstanden und nur die arbeitende Klasse ihren Grundsätzen ein offenes Ohr lieh. Unter diesen fanden sie bald eine Partei, und diese Partei war 1794 schon ziemlich stark, aber immer noch nicht stark genug, um anders als stoßweise wirken zu können. Von 1797 bis 1816 war von ihr keine Rede; in den bewegten Jahren von 1816 bis 1823 war sie wieder sehr tätig, sank aber dann bis zur Julirevolution wieder in die Untätigkeit zurück. Von da an hat sie ihre Bedeutung neben den alten Parteien behalten und ist in einem regelmäßigen Fortschritt begriffen, wie wir dies später sehen werden.

Das wichtigste Resultat des achtzehnten Jahrhunderts war für England die Schöpfung des Proletariats durch die industrielle Revolution. Die neue Industrie erforderte eine stets fertige Masse von Arbeitern für die zahllosen neuen Zweige der Arbeit, und zwar Arbeiter, wie sie bisher nicht dagewesen waren. Bis 1780 hatte England wenig Proletarier, wie dies notwendig aus der oben dargestellten sozialen Lage der Nation hervorgeht. Die Industrie konzentrierte die Arbeit auf Fabriken und Städte; die Vereinigung der gewerblichen und ackerbauenden Tätigkeit wurde unmöglich gemacht und die neue Arbeiterklasse rein auf ihre Arbeit angewiesen. Die bisherige Ausnahme wurde Regel und breitete sich allmählich auch außerhalb der Städte aus. Die Parzellenkultur des Landes wurde durch die großen Pächter verdrängt und dadurch eine neue Klasse von Ackerbautagelöhnern geschaffen. Die Städte verdreifachten und vervierfachten ihre Bevölkerung, und fast all dieser

Zuwachs bestand aus bloßen Arbeitern. Die Ausdehnung des Bergbaues erforderte ebenfalls eine große Zahl neuer Arbeiter, und auch diese lebten bloß von ihrem Tagelohn.

Auf der andern Seite erhob sich die Mittelklasse zur entschiedenen Aristokratie. Die Fabrikanten vervielfachten in der industriellen Bewegung ihr Kapital auf eine wunderbar schnelle Weise; die Kaufleute bekamen ebenfalls ihr Teil, und das durch diese Revolution geschaffene Kapital war das Mittel, mit dem die englische Aristokratie die französische Revolution bekämpfte.

Das Resultat der ganzen Bewegung war das, daß England jetzt in drei Parteien gespalten ist, in die Landaristokratie, die Geldaristokratie und die arbeitende Demokratie. Diese sind die einzigen Parteien in England, die einzigen Triebfedern, die hier wirken, und wie sie wirken, werden wir vielleicht in einem späteren Artikel darzustellen versuchen.

Die englische Konstitution.

Im vorigen Artikel sind die Prinzipien entwickelt worden, nach denen die gegenwärtige Stellung des britischen Reichs in der Geschichte der Zivilisation zu beurteilen ist, so wie die nötigen Data über die Entwicklung der englischen Nation gegeben worden, so weit sie zu diesem Zweck unumgänglich, aber auf dem Kontinent weniger bekannt sind; wir können somit nach Begründung unserer Voraussetzungen, ohne weiteres auf unsern Gegenstand selbst losgehen.

Die Lage Englands hat bisher allen übrigen Völkern Europas beneidenswert geschienen, ist es auch für jeden, der auf der Oberfläche sich herumtreibt und bloß mit dem Auge des Politikers sieht. England ist ein Weltreich in dem Sinne, wie ein solches heutzutage bestehen kann und wie im Grunde alle andern Weltreiche auch gewesen sind; denn auch Alexanders und Cäsars Reich war, wie das englische, eine Herrschaft zivilisierter Völker über Barbaren und Kolonien. Kein anderes Land der Welt kann sich an Macht und Reichtum mit England messen, und diese Macht und dieser Reichtum liegen nicht, wie in Rom, in der Hand eines einzelnen Despoten, sondern gehört¹⁾ dem gebildeten Teil der Nation. Die Furcht vor dem Despotismus, der Kampf gegen die Macht der Krone, existieren in England seit hundert Jahren nicht mehr; England ist unleugbar das freiste, d. h. das am wenigsten unfreie Land, Nordamerika nicht ausgenommen, und infolgedessen hat der gebildete Engländer einen Grad angeborener Unabhängigkeit an sich, dessen

¹⁾ sic!

kein Franzose, geschweige denn ein Deutscher, sich rühmen kann. Die politische Tätigkeit, die freie Presse, die Seeherrschaft und die riesenhafte Industrie Englands haben die dem Nationalcharakter innewohnende Energie, die entschlossene Tatkraft neben der ruhigsten Überlegung, so vollständig fast in jedem Individuum entwickelt, daß auch hierin die kontinentalen Völker unendlich weit hinter den Engländern zurückstehen. Die Geschichte der englischen Armee und Flotte ist eine Reihe glänzender Siege, während England seit achthundert Jahren kaum einen Feind an seinen Küsten gesehen hat; der Literatur kann nur von der altgriechischen und deutschen der Rang streitig gemacht werden, in der Philosophie hat England wenigstens zwei — Bacon und Locke —, in den empirischen Wissenschaften unzählbare große Namen aufzuweisen, und wenn es sich darum handelt, welches Volk am meisten getan hat, so darf kein Mensch leugnen, daß die Engländer dies Volk sind.

Das sind die Dinge, deren England sich rühmen kann, und die ich hier von vornherein aufgezählt habe, damit die guten Deutschen gleich anfangs von meiner „Unparteilichkeit“ sich überzeugen können; denn ich weiß sehr wohl, daß man in Deutschland viel eher von den Deutschen als von irgend einer andern Nation rücksichtslos sprechen darf. Und diese eben aufgezählten Dinge bilden mehr oder weniger das Thema der ganzen bändereichen und doch höchst unfruchtbaren und überflüssigen Literatur, die auf dem Kontinent über England zusammengeschrieben worden ist. In das Wesen der englischen Geschichte und des englischen Nationalcharakters einzugehen, ist niemand eingefallen, und wie jämmerlich die ganze Literatur über England ist, geht schon aus dem einfachen Faktum hervor, daß das jämmerliche Buch des Herrn von Raumer, so viel ich weiß, in Deutschland noch für das beste über den Gegenstand gilt.

Fangen wir, da man bisher England nur von der politischen Seite aus betrachtet hat, mit dieser an. Prüfen wir die englische Konstitution, die, nach dem Ausdruck des Tory, „das vollkommenste Produkt der englischen Vernunft“ ist, und verfahren wir, um dem Politiker noch einen Gefallen zu tun, vor der Hand ganz empirisch.

Das Juste-Milieu findet die englische Verfassung besonders darin schön, daß sie sich historisch entwickelt hat; d. h. auf deutsch, daß man die alte, durch die Revolution von 1688 geschaffene Grundlage beibehalten und auf diesem Fundament, wie sie's nennen, weiter gebaut hat. Wir werden schon sehen, welchen Charakter die englische Verfassung dadurch bekommen hat; vorläufig genügt die einfache Vergleichung des Engländers von 1688 mit dem Engländer von 1844, um zu beweisen, daß ein gleiches konstitutionelles

Fundament für beide ein Unding, eine Unmöglichkeit ist. Selbst von dem allgemeinen Fortschritt der Zivilisation abgesehen, so ist schon der politische Charakter der Nation ein ganz anderer als damals. Die Testakte, die Habeas Corpus-Akte, die Bill of Rights waren Whigmaßregeln, die aus der Schwäche und Überwindung der damaligen Tories hervorgingen und gegen diese Tories, d. h. gegen die absolute Monarchie und den offenen oder verborgenen Katholizismus gerichtet waren. Aber schon in den nächsten fünfzig Jahren verschwanden die alten Tories, und ihre Nachkommen nahmen die Prinzipien an, die bisher das Eigentum der Whigs gewesen waren; seit der Thronbesteigung Georgs I. gingen die monarchisch-katholischen Tories in eine aristokratisch-hochkirchliche Partei über, und seit der französischen Revolution, die sie erst zum Bewußtsein brachte, verflüchtigten sich die politischen Satzungen des Toryismus immer mehr zu der Abstraktion des „Konservatismus“, der nackten gedankenlosen Verteidigung des Bestehenden — ja selbst diese Stufe ist schon überschritten, in Sir Robert Peel hat sich der Toryismus zur Anerkennung der Bewegung entschlossen, hat die Unhaltbarkeit der englischen Konstitution eingesehen und kapituliert nur noch, um das verrottete Machwerk so lange zu halten wie möglich. — Die Whigs haben eine ebenso wichtige Entwicklung durchgemacht, eine neue, demokratische Partei ist entstanden, und doch soll das Fundament von 1688 noch breit genug sein für 1844! Die notwendige Folge dieser „historischen Entwicklung“ ist nun, daß die inneren Widersprüche, die das Wesen der konstitutionellen Monarchie ausmachen, und die schon zu der Zeit, als die neuere deutsche Philosophie noch den republikanischen Standpunkt einnahm, hinreichend aufgedeckt worden sind — daß diese Widersprüche in der modernen englischen Monarchie ihre Spitze erreichen. In der Tat, die englische konstitutionelle Monarchie ist die Vollendung der konstitutionellen Monarchie überhaupt, ist der einzige Staat, in dem, so weit dies jetzt noch möglich, eine wirkliche Adelsaristokratie ihren Platz neben einem verhältnismäßig sehr entwickelten Volksbewußtsein ihre Stelle behauptet hat, und in dem daher die auf dem Kontinent künstlich wieder hergestellte und mühsam aufrecht erhaltene Dreieinigkeitsgewalt wirklich existiert.

Wenn das Wesen des Staats, wie der Religion die Angst der Menschheit vor sich selber ist, so erreicht diese Angst in der konstitutionellen und namentlich der englischen Monarchie ihren höchsten Grad. Die Erfahrung dreier Jahrtausende hat die Menschen nicht klüger, sondern im Gegenteil verwirrter, befangener, hat sie wahnsinnig gemacht, und das Resultat dieses Wahnsinns ist der politische Zustand des heutigen Europas. Die reine Monarchie er-

regt Schrecken — man denkt an den orientalischen und römischen Despotismus. Die reine Aristokratie ist nicht weniger furchtbar — die römischen Patrizier und der mittelalterliche Feudalismus, die venetianischen und genuesischen Nobili sind nicht umsonst dagewesen. Die Demokratie ist fürchterlicher als beide; Marius und Sulla,¹⁾ Cromwell und Robespierre, die blutigen Häupter zweier Könige, die Proskriptionslisten und die Diktatur reden laut genug von den „Greueln“ der Demokratie. Zudem ist es weltbekannt, daß keine dieser Formen sich je hat lange halten können. Was also ist zu tun? Statt geradeaus vorwärts zu gehen, statt von der Unvollkommenheit oder vielmehr Unmenschlichkeit aller Staatsformen den Schluß zu ziehen, daß der Staat selbst die Ursache aller dieser Unmenschlichkeiten und selbst unmenschlich sei, statt dessen beruhigte man sich bei der Ansicht, daß die Unsittlichkeit nur den Staatsformen anlebe, folgerte aus den obigen Prämissen, daß drei unsittliche Faktoren zusammen ein sittliches Produkt machen können, und schuf die konstitutionelle Monarchie.

Der erste Satz der konstitutionellen Monarchie ist der vom Gleichgewicht der Gewalten, und dieser Satz ist der vollkommenste Ausdruck für die Angst der Menschheit vor sich selbst. Ich will von der lächerlichen Unvernünftigkeit, von der totalen Unausführbarkeit dieses Satzes gar nicht reden, ich will nur untersuchen, ob er in der englischen Konstitution durchgeführt ist, ich werde mich, wie ich versprach, rein empirisch halten, so empirisch, daß ich es vielleicht selbst unsern politischen Empirikern zu sehr sein werde. Ich nehme also die englische Verfassung nicht, wie sie in „Blackstones Kommentaren“, in „de Lolme's“ Hirngespinnsten oder in der langen Reihe konstituierender Statuten von „Magna charta“ bis auf die Reformbill, sondern wie sie in Wirklichkeit besteht.

Zuerst das monarchische Element. Jedermann weiß, was es mit dem souveränen König von England, männlichen oder weiblichen Geschlechts, auf sich hat. Die Macht der Krone reduziert sich in der Praxis auf Null, und wenn ein in aller Welt notorisches Faktum noch des Beweises bedürfte, so wäre die Tatsache, daß seit mehr als hundert Jahren aller Kampf gegen die Krone aufgehört hat, daß selbst die radikal-demokratischen Chartisten ihre Zeit zu etwas Besserem als zu diesem Kampf anzuwenden wissen, Beweis genug. Wo also bleibt das in der Theorie der Krone zugewiesene Drittel der gesetzgebenden Gewalt? Dennoch — und hierin erreicht die Angst ihren Gipfel — dennoch kann die englische Konstitution

¹⁾ Im Vorwärts steht „Scylla“, ein offener Druckfehler; im Französischen heißt Sulla bekanntlich Sylla.

nicht ohne die Monarchie bestehen. Nehmt die Krone, die „subjektive Spitze“, weg, und das ganze künstliche Gebäude fällt über den Haufen. Die englische Verfassung ist eine umgekehrte Pyramide; die Spitze ist zugleich die Basis. Und je unbedeutender das monarchische Element in der Wirklichkeit wurde, desto bedeutender wurde es dem Engländer. Nirgends ist bekanntlich die nicht-regierende Persönlichkeit angebeteter als in England. Die englischen Journale übertreffen an sklavischem Servilismus die deutschen bei weitem. Dieser ekelhafte Kultus des Königs als solchen, die Anbetung der ganz entleerten, alles Inhalts beraubten Vorstellung — nicht Vorstellung, des Wortes: „König“ ist aber die Vollendung der Monarchie, wie die Anbetung des bloßen Wortes: „Gott“ die Vollendung der Religion ist. Das Wort König ist das Wesen des Staats, wie das Wort Gott das Wesen der Religion ist, wenn auch beide Worte rein gar nichts bedeuten. Bei beiden ist die Hauptsache, daß die Hauptsache, nämlich der Mensch, der hinter diesen Worten steckt, ja nicht zur Sprache komme.

Sodann das aristokratische Element. Diesem geht es, wenigstens in der ihm von der Verfassung angewiesenen Sphäre, wenig besser als der Krone. Wenn der Spott, mit dem das Oberhaus seit mehr als hundert Jahren fortwährend überhäuft wurde, allmählich so sehr ein Bestandteil der öffentlichen Meinung geworden ist, daß dieser Zweig der gesetzgebenden Gewalt allgemein für ein Invalidenhaus für ausgediente Staatsmänner, daß das Anerbieten einer Pairie von jedem noch nicht ganz verschlissenen Mitgliede des Unterhauses für eine Beleidigung angesehen wird, so läßt sich leicht denken, in welcher Achtung die zweite der durch die Konstitution eingesetzten Staatsmächte steht. In der Tat, ist die Tätigkeit der Lords im Oberhause zu einer bloßen nichtssagenden Förmlichkeit herabgesunken, und erhebt sich nur selten zu einer Art von Energie der Trägheit, wie sie sich während der Whigherrschaft von 1830—40 zeigte — aber selbst dann sind die Lords nicht stark durch sich selbst, sondern durch die Partei, deren reinsten Vertreter sie sind, die Tories; und das Oberhaus, dessen Hauptvorzug in der Theorie der Konstitution der sein soll, daß es von der Krone und dem Volk gleich unabhängig sei, ist in der Wirklichkeit von einer Partei, also von dem Stande der Volksmeinung, und durch das Recht der Krone, Pairs zu ernennen, auch von dieser abhängig. Aber, je ohnmächtiger das Oberhaus ist, desto festeren Boden erhielt es in der öffentlichen Meinung. Die konstitutionellen Parteien, Tories, Whigs und Radikale, schauern gleich sehr vor der Abschaffung dieser leeren Förmlichkeit zurück, und die Radikalen bemerken höchstens, daß die Lords, als die einzige unverantwortliche Macht der Konstitution,

eine Anomalie seien und deshalb die erbliche durch eine Wahlpairie zu ersetzen sei. Es ist wieder die Angst vor der Menschheit, die diese leere Form aufrecht erhält, und die Radikalen, die für das Unterhaus eine reine demokratische Basis verlangen, treiben diese Angst noch weiter als die übrigen beiden Parteien, indem sie, um das abgenutzte, überlebte Oberhaus ja nur nicht fallen zu lassen, ihm durch Infusion populären Blutes, noch etwas Lebenskraft einzuhauchen suchen. Die Chartisten wissen besser, was sie zu tun haben; sie wissen, daß vor dem Sturm eines demokratischen Unterhauses das ganze morsche Gerüst, Krone und Lords und so weiter, von selbst zusammenbrechen muß, und plagen sich daher nicht, wie die Radikalen, mit der Form der Pairie. — Und wie die Anbetung der Krone in demselben Verhältnis gestiegen ist, wie die Macht der Krone abnahm, so ist auch die populäre Achtung vor der Aristokratie um so höher geworden, je unbedeutender der politische Einfluß des Oberhauses wurde. Nicht nur, daß die erniedrigendsten Förmlichkeiten der Feudalzeit beibehalten wurden, daß die Mitglieder des Unterhauses, wenn sie in offizieller Kapazität vor den Lords erscheinen, mit dem Hut in der Hand vor den sitzenden und bedeckten Lords stehen müssen, daß die offizielle Anrede an einen Adligen lautet: „Möge es Eurer Lordschaft gefallen“ (*Mag it please your lordchip*) usw.; das Schlimmste ist, daß alle diese Förmlichkeiten wirklich der Ausdruck der öffentlichen Meinung sind, die einen Lord für ein Wesen höherer Art ansieht, und einen Respekt vor Stammbäumen, volltönenden Titeln, alten Familienandenken usw. hegt, der uns Kontinentalen ebenso widerwärtig und ekelregend ist, wie der Kultus der Krone. Auch in diesem Zuge des englischen Charakters haben wir wieder die Anbetung eines leeren, nichtssagenden Wortes, die vollkommen wahnsinnige, fixe Idee, als ob eine große Nation, als ob die ganze Menschheit und das Universum nicht ohne das Wort Aristokratie bestehen könnte. — Bei alledem hat die Aristokratie in der Wirklichkeit dennoch einen bedeutenden Einfluß; aber wie die Macht der Krone die Macht der Minister, d. h. der Repräsentanten der Majorität des Unterhauses ist, also eine ganz andere Richtung angenommen hat, als die Konstitution beabsichtigte, so besteht die Macht der Aristokratie in etwas ganz anderem, als in ihrem Anrecht auf einen erblichen Sitz in der Legislatur. Die Aristokratie ist stark durch ihren ungeheuren Grundbesitz, durch ihren Reichtum überhaupt, und teilt diese Stärke mit allen andern, nicht adligen Reichen; die Macht der Lords wird nicht im Oberhause, sondern im Hause der Gemeinen entwickelt, und dies führt uns zu dem Bestandteil der Legislatur, der nach der Konstitution das demokratische Element vertreten soll.

Wenn die Krone und das Oberhaus machtlos sind, so muß das Unterhaus notwendig alle Gewalt in sich vereinigen, und das ist der Fall. In der Wirklichkeit macht das Unterhaus die Gesetze und verwaltet sie durch die Minister, die nur ein Ausschuß desselben sind. Bei dieser Allmacht des Unterhauses müßte England also eine reine Demokratie sein, wenn auch nominell die beiden andern Zweige der Legislatur bestehen blieben, wenn nur das demokratische Element selbst wirklich demokratisch wäre. Aber davon ist keine Rede. Die Gemeinen blieben bei der Festsetzung der Verfassung nach der Revolution von 1688 in ihrer Zusammensetzung ganz unberührt; die Städte, Flecken und Wahlbezirke, die das Recht zur Absendung eines Deputierten früher gehabt hatten, behielten es bei; und dies Recht war durchaus kein demokratisches, „allgemeines Menschenrecht“, sondern ein ganz feudalistisches Privilegium, das noch unter Elisabeth ganz willkürlich und aus freier Gnade von der Krone vielen bisher nicht vertretenen Städten verliehen wurde. Selbst den Charakter der Repräsentation, den die Unterhauswahlen wenigstens ursprünglich hatten, verloren sie bald durch die „historische Entwicklung“. Die Zusammensetzung des alten Unterhauses ist bekannt. In den Städten war die Erneuerung des Deputierten entweder in der Hand eines Einzelnen oder einer geschlossenen und sich selbst ergänzenden Korporation; nur wenige Städte waren offen, d. h. hatten eine ziemlich große Zahl Wähler, und in diesen verdrängte die unverschämteste Bestechung den letzten Rest wirklicher Repräsentation. Die geschlossenen Städte waren meist unter dem Einfluß eines Individuums, gewöhnlich eines Lords; und in den ländlichen Wahlbezirken unterdrückte die Allmacht der großen Grundbesitzer jede etwaige freiere und selbsttätige Regung unter dem übrigens politisch leblosen Volk. Das alte Unterhaus war weiter nichts, als eine geschlossene, vom Volk unabhängige mittelalterliche Korporation, die Vollendung des „historischen“ Rechtes, die auch nicht ein einziges wirklich oder scheinbar vernünftiges Argument für ihre Existenz anführen konnte, die trotz der Vernunft existierte und darum auch 1794 durch ihr Komitee leugnete, daß sie eine Versammlung von Repräsentanten und England ein Repräsentativstaat sei¹⁾. Einer solchen Verfassung gegenüber mußte die Theorie des Repräsentativstaats, selbst der gewöhnlichen konstitutionellen Monarchie mit einer Repräsentanten-Kammer, als durchaus revolutionär und verwerflich erscheinen, und da-

¹⁾ Second Report of the Committee of Secrecy, to whom the Papers referred to His Majesty's Message on the 12. mai 1784, were delivered. (Bericht über die Londoner revolutionären Gesellschaften, London 1794.) Pag. 68 ff. (Anmerkung des Verfassers).

her hatten die Tories ganz Recht, wenn sie die Reformbill als eine dem Geist und Buchstaben der Konstitution schnurstracks zuwiderlaufende und die Konstitution untergrabende Maßregel bezeichneten. Die Reformbill ging indes durch, und wir haben nun zu sehen, wozu sie die englische Verfassung und besonders das Unterhaus gemacht hat. Zunächst sind die Verhältnisse für die Wahl von Deputierten auf dem Lande ganz dieselben geblieben. Die Wähler sind hier fast ausschließlich selbst Pächter, und diese sind von ihrem Grundbesitzer durchaus abhängig, indem dieser ihnen, die mit ihm in keinem kontraktlichen Verhältnis stehen, jeden Augenblick die Pacht aufkündigen kann. Die Deputierten der Grafschaften (im Gegensatz zu den Städten) sind nach wie vor Deputierte der Grundbesitzer, denn nur in den aufgeregtesten Epochen, wie 1831, wagen die Pächter gegen die Grundbesitzer zu stimmen. Ja, die Reformbill machte das Übel nur schlimmer, indem sie die Zahl der Deputierten für Grafschaften vermehrte. Von den 252 Grafschafts-Deputierten können die Tories daher immer auf wenigstens 200 rechnen, es sei denn, daß eine allgemeine Aufregung unter den Pächtern herrsche, die das Einschreiten der Grundbesitzer unklug machen würde. In den Städten wurde wenigstens der Form nach eine Repräsentation eingeführt und jedem, der ein Haus von wenigstens zehn Pfund jährlichen Mietwertes bewohnt, und direkte Steuern (Armensteuer etc.) bezahlt, das Stimmrecht erteilt. Hierdurch ist die ungeheure Majorität der arbeitenden Klassen ausgeschlossen; denn erstens wohnen natürlich nur Verheiratete in besonderen Häusern, und wenn auch ein bedeutender Teil dieser Häuser jährlich zehn Pfund Miete kostet, so umgehen doch die Einwohner fast alle die Bezahlung der direkten Steuern und sind daher keine Wähler. Die Zahl der Wähler bei chartistischem, allgemeinem Stimmrecht würde sich mindestens verdreifachen. Die Städte sind somit in den Händen der Mittelklasse, und diese wiederum ist in den kleineren Städten sehr häufig — direkt oder indirekt — durch die Pächter, die die Hauptkunden der Krämer und Handwerker sind, von den Grundbesitzern abhängig. In den großen Städten allein kommt die Mittelklasse wirklich zur Herrschaft und in den kleineren Fabrikstädten, namentlich Lancashires, wo die Mittelklasse an Zahl und das Landvolk an Einfluß unbedeutend ist, wo also schon eine Minorität der Arbeiterklasse ein entscheidendes Gewicht in die Waagschale legt, kommt die Scheinrepräsentation einer wirklichen einigermaßen nahe. Diese Städte, z. B. Ashton, Oldham, Rochdale, Bolton usw. schicken daher auch fast nur Radikale ins Parlament. Eine Ausdehnung des Stimmrechtes nach den Grundsätzen der Chartisten würde, hier wie überhaupt in allen Fabrikstädten, diese letz-

tere Partei zur Majorität der Wähler erheben. Außer diesen verschiedenen und in der Praxis sehr komplizierten Einflüssen machen sich aber noch verschiedene Lokalinteressen und zu guter Letzt ein sehr bedeutender Einfluß geltend — der der Bestechung. In dem ersten Artikel der gegenwärtigen Reihe war schon die Rede davon, daß das Unterhaus durch sein Bestechungs-Komitee erklärte, es sei durch Bestechung gewählt und Thomas Duncombe, das einzige entschieden chartistische Mitglied, hat es dem Unterhause längst gerade heraus gesagt, daß kein einziger in der ganzen Versammlung, er selbst nicht, sagen könne, daß er durch die freie Wahl seiner Konstituenten, ohne Bestechung, an seinen Platz gekommen sei. Im vergangenen Sommer erklärte Richard Cobden, Mitglied für Stockport und Führer der Anti-Korngesetz-Ligue, in einem öffentlichen Meeting in Manchester, daß die Bestechung jetzt einen höheren Grad erreicht habe als je, daß in dem torystischen Carlton-Club und dem liberalen Reform-Club in London die Repräsentation von Städten förmlich an den Meistbietenden versteigert werde und diese Clubs als Unternehmer handelten — gegen so viele Pfund garantieren wir dir diese Stelle usw. — Und zu alledem kommt noch die saubere Manier, mit der die Wahlen vorgenommen werden, die allgemeine Trunkenheit, in der das Votum abgegeben wird, die Schenken, in denen die Wähler auf Kosten der Kandidaten sich berauschen, die Unordnung, die Schlägereien und das Geheul der Masse an den Abstimmungsbuden, um die Nichtigkeit der für sieben Jahre gültigen Repräsentation zu vollenden.

Wir haben gesehen, daß die Krone und das Oberhaus ihre Bedeutung verloren haben; wir haben gesehen, auf welche Weise das allmächtige Unterhaus rekrutiert wird; die Frage ist jetzt: wer regiert denn eigentlich in England? — Der Besitz regiert. Der Besitz regiert [sic!] die Aristokratie, die Wahl der ländlichen und kleinstädtischen Deputierten zu beherrschen; der Besitz befähigt die Kaufleute und Fabrikanten, die Deputierten für die großen und teilweise auch die kleinen Städte zu bestimmen; der Besitz befähigt beide, durch Bestechung ihren Einfluß zu steigern. Die Herrschaft des Besitzes ist in der Reformbill durch den Zensus ausdrücklich anerkannt. Und insofern der Besitz und der durch den Besitz erworbene Einfluß das Wesen der Mittelklasse ausmacht, insofern also die Aristokratie bei den Wahlen ihren Besitz geltend macht und damit nicht als Aristokratie auftritt, sondern sich der Mittelklasse gleichstellt, insofern der Einfluß der eigentlichen Mittelklasse im ganzen viel stärker ist als der der Aristokratie, insofern herrscht allerdings die Mittelklasse. Aber wie und warum herrscht sie? Weil das Volk über das Wesen des Besitzes noch nicht im

klaren, weil es überhaupt — auf dem Lande wenigstens — noch geistig tot ist und daher sich die Tyrannei des Besitzes gefallen läßt. England ist allerdings eine Demokratie, aber wie Rußland eine Demokratie ist; wie das Volk unbewußt überall herrscht, und in allen Staaten die Regierung nur ein anderer Ausdruck für den Bildungsgrad des Volkes ist.

Es wird schwer halten, uns von dieser Praxis der englischen Konstitution zu ihrer Theorie zurückzubringen. Die Praxis steht mit der Theorie im schreiendsten Widerspruch; die beiden Seiten sind einander so entfremdet, daß sie gar keine Ähnlichkeit mehr haben. Hier eine Dreieinigkeit der Legislatur, — dort eine Tyrannei der Mittelklasse; hier ein Zweikammersystem — dort ein allmächtiges Haus der Gemeinen; hier eine königliche Prerogative — dort ein von den Gemeinen gewähltes Ministerium; hier ein unabhängiges Oberhaus mit erblichen Gesetzgebern — dort ein Invalidenhaus für überlebte Deputierte. Jeder der drei Bestandteile der gesetzgebenden Gewalt hat seine Macht an ein anderes Element abgeben müssen: die Krone an die Minister, d. h. die Majorität des Unterhauses, die Lords an die Torypartei, also ein populäres Element und an die Pairs kreierenden Minister, d. h. im Grund auch an ein populäres Element, und die Gemeinen an die Mittelklasse oder, was dasselbe ist, an die politische Unmündigkeit des Volkes. Die englische Konstitution existiert in der Wirklichkeit gar nicht mehr, der ganze langwierige Prozeß der Gesetzgebung ist eine bloße Farce; der Widerspruch von Theorie und Praxis ist so grell geworden, daß er sich unmöglich noch lange halten kann, und wenn auch durch die katholische Emanzipation, von der wir noch weiter zu reden haben werden, durch die Parlaments- und Municipal-Reform dem Scheine nach die Lebenskraft der siechen Verfassung noch etwas gehoben wurde, so sind doch diese Maßregeln selbst schon das Geständnis, daß man an der Erhaltung der Konstitution verzweifelt, und bringen Elemente in sie hinein, die mit ihren Grundprinzipien entschieden im Widerspruch stehen, also den Konflikt noch dadurch vergrößern, daß sie die Theorie mit sich selbst in Widerspruch bringen.

Wir haben gesehen, wie die Organisation der Gewalten in der englischen Verfassung durchaus auf der Angst beruht. Diese Angst zeigt sich noch mehr in den Regeln, nach denen die Gesetzgebung verfährt, den sogenannten Standing Orders. Jeder Gesetzesvorschlag muß in jedem der beiden Häuser dreimal in gewissen Zwischenräumen gelesen werden; nach dem zweiten Lesen wird er einem Komitee übergeben, das ihn im einzelnen durchgeht; in wichtigeren Fällen „entschließt sich das Haus in ein Komitee des ganzen Hauses“ zur Beratung des Vorschlags und ernennt einen Bericht-

erstatte, der nach Beendigung der Beratung mit vieler Feierlichkeit demselben Hause, das beraten hat, einen Bericht über die Beratung abstatte. Beiläufig, ist dies nicht das schönste Beispiel der „Transzendenz innerhalb der Immanenz und Immanenz innerhalb der Transzendenz“, das ein Hegelianer sich nur wünschen kann? „Das Wissen des Unterhauses vom Komitee ist das Wissen des Komitees von sich selbst“ und der Berichterstatte ist die „absolute Persönlichkeit des Mittlers, in der beide identisch sind.“ Jeder Gesetzesvorschlag wird daher achtmal beraten, ehe er die königliche Sanktion erhalten kann. Diesem ganzen lächerlichen Verfahren liegt natürlich wieder die Angst vor der Menschheit zum Grunde. Man sieht ein, daß der Fortschritt das Wesen der Menschheit ist, aber man hat nicht den Mut, den Fortschritt offen zu proklamieren; man gibt Gesetze, die absolute Geltung haben sollen, die also dem Fortschritt Schranken setzen; und durch das vorbehaltene Recht, die Gesetze zu ändern, läßt man den soeben geleugneten Fortschritt zur Hintertür wieder hinein. Aber nur ja nicht zu rasch, nur ja nicht übereilt! Der Fortschritt ist revolutionär, ist gefährlich und muß daher wenigstens einen starken Hemmschuh erhalten; ehe man sich zu seiner Anerkennung entschließt, muß man sich die Sache achtmal überlegen. Aber diese Angst, die in sich selbst nichtig ist und nur beweist, daß die Ängstlichen selbst keine wahren, freien Menschen sind, muß notwendig auch in ihren Maßregeln fehlgreifen. Statt eine umfassendere Beratung der Vorschläge zu sichern, wird die wiederholte Lesung derselben in der Praxis ganz überflüssig und eine bloße Formsache. Die Hauptberatung konzentriert sich gewöhnlich auf die erste oder zweite Lesung, zuweilen auch auf die Debatten im Komitee, je nachdem es der Opposition am besten konveniert. In ihrer ganzen Nichtigkeit erscheint aber diese Vervielfachung der Debatte, wenn man bedenkt, daß das Schicksal jedes Vorschlags schon von vornherein entschieden ist, und wo es nicht entschieden ist, in der Debatte nicht über den speziellen Vorschlag, sondern über die Existenz eines Ministeriums beraten wird. Das Resultat dieser ganzen, achtmal wiederholten Posse ist also nicht etwa eine ruhigere Beratung im Hause selbst, sondern etwas ganz anderes, das gar nicht in der Absicht derer lag, die die Posse einführten. Die Langwierigkeit der Verhandlungen läßt der öffentlichen Meinung Zeit, ein Urteil über die vorgeschlagene Maßregel zu bilden und im Notfalle durch Meetings und Petitionen dagegen zu opponieren, und oft, — wie im vorigen Jahre bei Sir James Grahams Erziehungsbill — mit Erfolg. Aber dies, wie gesagt, ist nicht der ursprüngliche Zweck und könnte weit einfacher erreicht werden.

Da wir gerade bei den Standing Orders sind, so können wir noch einige Punkte erwähnen, in denen sich die Angst der englischen Verfassung und der ursprüngliche korporationsmäßige Charakter des Unterhauses verraten. Die Debatten des Unterhauses sind nicht öffentlich; die Zulassung ist ein Privilegium und wird gewöhnlich nur durch einen schriftlichen Befehl eines Mitgliedes erwirkt. Während der Abstimmung werden die Galerien geräumt; trotz dieser lächerlichen Geheimniskrämerei, gegen deren Abschaffung das Haus sich immer heftig gewehrt hat, stehen die Namen der für oder wider stimmenden Mitglieder den andern Tag in allen Zeitungen. Die radikalen Mitglieder haben nie einen authentischen Abdruck der Protokolle durchsetzen können — noch vor 14 Tagen fiel eine dahin gehende Motion durch; — infolgedessen ist der Drucker der in den Zeitungen erscheinenden Parlamentsberichte für den Inhalt derselben allein verantwortlich und kann von jedem, der sich durch einen Ausspruch eines Parlamentsmitgliedes beleidigt fühlt, wegen Veröffentlichung verleumderischer Aussagen — gesetzlich auch von der Regierung — belangt werden, während der Urheber der Verleumdung durch sein parlamentarisches Privilegium gegen alle Verfolgung sichergestellt ist. Diese und eine Menge andrer Punkte in den Standing Orders zeigen den exklusiven, antipopulären Charakter des reformierten Parlaments; und die Zähigkeit, mit der das Unterhaus an diesen Gebräuchen festhält, zeigt deutlich genug, daß es keine Lust hat, sich aus einer privilegierten Korporation in eine Versammlung von Volksrepräsentanten zu verwandeln.

Ein anderer Beweis hierfür ist das Privilegium des Parlaments, die exzeptionelle Stellung seiner Mitglieder gegenüber den Gerichten und das Recht des Unterhauses, jeden, den es will, verhaften zu lassen. Ursprünglich gegen die Übergriffe einer seitdem aller Macht entkleideten Krone gerichtet, hat dies Privilegium in der neueren Zeit sich nur gegen das Volk gewendet. 1771 erzürnte sich das Haus über die Frechheit der Zeitungen, die die Debatten veröffentlichten, wozu doch nur das Haus selbst berechtigt sei, und versuchte durch Verhaftungen von Druckern und dann von Beamten, die diese Drucker freigelassen hatten, dieser Frechheit ein Ziel zu setzen. Natürlich mißlang dies; aber der Versuch beweist, was es mit dem Privilegium des Parlaments auf sich hat, und das Mißlingen beweist, daß auch das Unterhaus, trotz seiner Erhabenheit über das Volk, dennoch von diesem abhängig ist, daß also auch das Unterhaus nicht regiert.

In einem Lande, wo „das Christentum ein wesentlicher Bestandteil der Landesgesetze ist“ (christianity is part and parcel of

the laws of the land), gehört die Staatskirche notwendig zur Verfassung. England ist seiner Verfassung nach wesentlich ein christlicher Staat, und zwar ein vollständig ausgebildeter, starker christlicher Staat; Staat und Kirche sind vollkommen verschmolzen und untrennbar. Diese Einheit von Kirche und Staat kann aber nur in einer christlichen Konfession, zur Ausschließung aller andern, bestehen, und diese ausgeschlossenen Sekten sind dadurch natürlich als Ketzer bezeichnet und der religiösen und politischen Verfolgung verfallen. So in England. Sie wurden also von jeher allesamt in eine Klasse zusammengeworfen, als Nonconformisten oder Dissenters von aller Teilnahme am Staat ausgeschlossen, in ihrem Kultus gestört und gehindert und mit Strafgesetzen verfolgt. Je eifriger sie sich gegen die Einheit von Kirche und Staat erklärten, desto heftiger wurde diese Einheit von der herrschenden Partei verteidigt und zu einem Lebenspunkt des Staats erhoben. Als der christliche Staat in England noch in voller Blüte stand, war daher auch die Verfolgung der Dissenters und besonders der Katholiken an der Tagesordnung, eine Verfolgung, die zwar weniger heftig, aber universeller, ausdauernder war als die des Mittelalters. Die akute Krankheit ging in eine chronische über, die plötzlichen, blutdürstigen Wutanfälle des Katholizismus verwandelten sich in eine kalte, politische Berechnung, die die Heterodoxie durch einen gelinderen aber anhaltenden Druck auszurotten suchte. Die Verfolgung wurde auf das weltliche Gebiet herübergezogen und dadurch unerträglicher gemacht. Der Unglaube an die neununddreißig Artikel hörte auf Blasphemie zu sein, aber anstatt dessen machte man ihn zum Staatsverbrechen.

Aber der Fortschritt der Geschichte ließ sich nicht aufhalten; der Abstand zwischen der Gesetzgebung von 1688 und der öffentlichen Meinung von 1828 war so groß, daß in diesem Jahre selbst das Unterhaus sich genötigt sah, die drückendsten Gesetze gegen die Dissenters aufzuheben. Die Testakte und die religiösen Paragraphen der Korporations-Akte wurden abgeschafft; die Emanzipation der Katholiken folgte im nächsten Jahre trotz der wütenden Opposition der Tories. Die Tories, die Vertreter der Konstitution, hatten volles Recht in dieser Opposition, da keine einzige der liberalen Parteien, auch die Radikalen nicht, die Konstitution selbst angriffen. Die Konstitution sollte auch für sie die Grundlage bleiben, und auf dem Boden der Konstitution waren nur die Tories konsequent. Sie sahen ein und sprachen es aus, daß die obigen Maßregeln den Sturz der Hochkirche und notwendig auch den der Konstitution nach sich ziehen müssen; daß, dem Dissenter aktives Bürgerrecht geben, de facto die Hochkirche vernichten, die Angriffe

auf die Hochkirche sanktionieren hieß; daß es eine arge Inkonsequenz gegen den Staat überhaupt ist, wenn man dem Katholiken, der über der Staatsgewalt die Autorität des Papstes anerkennt, Teil an der Verwaltung und Gesetzgebung bewilligt. Ihre Argumente konnten von den Liberalen nicht beantwortet werden; die Emanzipation ging dennoch durch, und die Prophezeiungen der Tories fangen bereits an, sich zu erfüllen.

Die Hochkirche ist also auf diese Weise ein leerer Name geworden und unterscheidet sich von den andern Konfessionen nur noch durch die drei Millionen Pfund, die sie jährlich bezieht, und einige kleine Privilegien, die gerade hinreichend sind, um den Kampf gegen sie aufrecht zu erhalten. Hierhin gehören die kirchlichen Gerichtshöfe, in denen der anglikanische Bischof eine alleinige, aber sehr bedeutungslose Jurisdiktion übt und deren Bedrückung besonders in den Gerichtskosten besteht; ferner die lokale Kirchensteuer, die zur Erhaltung der zu Verfügung der Staatskirche stehenden Gebäude verwendet wird; die Dissenters stehen unter der Jurisdiktion jener Höfe und müssen diese Steuer mitbezahlen.

Aber nicht allein die Gesetzgebung gegen die Kirche, sondern auch die Gesetzgebung für sie hat dazu beigetragen, die Staatskirche zu einem leeren Namen zu machen. Die irische Kirche ist ein bloßer Name von jeher gewesen, eine vollendete Staats- oder Regierungskirche, eine komplette Hierarchie, vom Erzbischof abwärts bis zum Vikar, der weiter nichts fehlt als die Gemeinde, und deren Beruf darin besteht, für die leeren Wände zu predigen, zu beten und Litaneien abzusingen. Die englische Kirche hat zwar ein Publikum, obwohl sie auch, besonders in Wales und den Fabrikdistrikten, ziemlich von den Dissenters verdrängt worden ist, aber die wohlbezahlten Seelenhirten bekümmern sich eben nicht viel um die Schafe. „Wenn Ihr eine Priesterkaste in Verachtung bringen und stürzen wollt, so bezahlt sie gut“, sagt Bentham, und die englische und irische Kirche zeugen für die Wahrheit dieses Ausspruchs. Auf dem Lande und in den Städten in England ist dem Volke nichts verhaßter, nichts verächtlicher, als ein church-of-England parson. Und bei einem so frommen Volk wie dem englischen will das was bedeuten.

Es versteht sich, daß, je leerer und bedeutungsloser der Name der Hochkirche wird, desto fester hängt die konservative und überhaupt entschieden konstitutionelle Partei daran; die Trennung von Kirche und Staat könnte auch dem Lord John Russell Tränen entlocken; es versteht sich ebenfalls, daß, je leerer dieser Name wird, desto ärger und fühlbarer wird der Druck. Die irische Kirche besonders, weil die bedeutungsloseste, ist die verhaßteste; sie hat

gar keinen Zweck, als das Volk zu erbittern, als es daran zu erinnern, daß es ein unterjochtes Volk ist, dem der Eroberer seine Religion und seine Institutionen aufzwingt.

England steht demnach jetzt auf dem Übergange vom bestimmten in den unbestimmten christlichen Staat, in den Staat, der keine bestimmte Konfession, sondern einen Durchschnitt aller existierenden Konfessionen, das unbestimmte Christentum zu seiner Basis macht. Natürlich hat schon der alte, bestimmte, christliche Staat sich gegen den Unglauben verwahrt und die Apostasie-Akte von 1699 bestraft ihn mit Verlust auch des passiven Bürgerrechts und mit Gefängnis; die Akte ist nie abgeschafft worden, wird aber nie mehr in Ausführung gebracht. Ein anderes Gesetz, aus Elisabeths Zeiten herrührend, schreibt vor, daß jeder, der Sonntags ohne gehörige Entschuldigung aus der Kirche bleibt (wenn ich nicht irre, ist sogar die bischöfliche Kirche vorgeschrieben, denn Elisabeth erkannte keine dissentierenden Kapellen an) mit Geldstrafe und respektive Gefängnis dazu anzuhalten ist. Dies Gesetz kommt auf dem Lande noch häufig in Ausführung; selbst hier im zivilisierten Lancashire, ein paar Stunden von Manchester, gibt es einige bigotte Friedensrichter, die — wie M. Gibson, Deputierter für Manchester, vor vierzehn Tagen im Unterhause anführte — eine Menge Leute wegen unterlassenen Kirchenbesuchs zu mitunter sechswöchentlichem Gefängnis verurteilten. Die Hauptgesetze aber gegen den Unglauben sind die, welche jeden, der nicht an einen Gott oder eine jenseitige Belohnung oder Bestrafung glaubt, zur Ablegung eines Eides unfähig machen und die Gotteslästerung bestrafen. Gotteslästerung ist alles, was die Bibel oder die christliche Religion in Verachtung zu bringen strebt, und ebenso die direkte Leugnung der Existenz Gottes; die Strafe, die darauf steht, ist Gefängnis — gewöhnlich ein Jahr, und Geldstrafe.

Aber auch der unbestimmte christliche Staat geht schon seinem Verfall entgegen, ehe er durch die Gesetzgebung zur offiziellen Anerkennung gekommen ist. Die Apostasie-Akte ist, wie gesagt, obsolet¹⁾; das Gebot des Kirchenbesuchs ist ebenfalls ziemlich veraltet und seine Durchführung nur Ausnahme, das Blasphemie-Gesetz fängt — dank der Furchtlosigkeit der englischen Sozialisten und besonders Richard Carliles — ebenfalls an zu veralten und wird nur hier und da in besonders bigotten Lokalitäten, z. B. in Edinburg, in Anwendung gebracht, und selbst eine Verweigerung des Eides wird, wo es eben angeht, vermieden. Die christliche Partei ist so schwach geworden, daß sie selbst einsieht, eine strenge Hand-

1) Im Original steht „absolut“; das ist offensichtlich ein Druckfehler.

habung dieser Gesetze werde in kurzer Zeit ihre Aufhebung nach sich ziehen, und bleibt daher lieber ruhig, damit das Damoklesschwert der christlichen Gesetzgebung wenigstens über dem Haupt der Ungläubigen schweben bleibe und vielleicht als Drohung und Abschreckung fortwirke.

Außer den bis jetzt beurteilten positiven politischen Institutionen sind noch einige andere Dinge in den Bereich der Verfassung zu ziehen. Von den Rechten des Bürgers ist bis jetzt kaum die Rede gewesen; innerhalb der eigentlichen Konstitution hat das Individuum keine Rechte in England. Diese Rechte existieren entweder durch den Gebrauch oder die Kraft einzelner Statute, die mit der Konstitution in keinem Zusammenhang stehen. Wir werden sehen, wie diese sonderbare Trennung entstanden ist, und gehen für den Augenblick zur Kritik dieser Rechte über.

Das erste ist das Recht, daß jeder seine Meinung ungehindert und ohne vorherige Genehmigung der Regierung veröffentlichen darf — die Preßfreiheit. Es ist im ganzen genommen richtig, daß nirgend eine ausgedehntere Preßfreiheit herrscht wie in England; und doch ist diese Freiheit hier noch sehr beschränkt. Das Libellgesetz, das Hochverratsgesetz und das Blasphemiegesetz lasten schwer auf der Presse, und wenn Preßverfolgungen selten sind, so liegt das nicht am Gesetz, sondern an der Furcht der Regierung vor der unausbleiblichen Unpopularität, die die Folge von Schritten gegen die Presse sein würde. Die englischen Zeitungen aller Parteien begehen täglich Preßvergehen, sowohl gegen die Regierung wie gegen Einzelne, aber man läßt sie alle ruhig passieren, wartet, bis man imstande ist, einen politischen Prozeß anzufangen, und nimmt dann bei der Gelegenheit die Presse mit. So ist's mit den Chartisten 1842, so neulich mit den irischen Repealern gegangen. Die englische Preßfreiheit lebt seit hundert Jahren ebensowohl von der Gnade, wie die preußische Preßfreiheit von 1842 tat.

Das zweite „angeborene Recht“ (birthright) des Engländers ist das Recht der Volksversammlung, ein Recht, das bis jetzt kein anderes Volk in Europa genießt. Das Recht, obwohl uralt, ist später in einem Statut als „das Recht des Volks, sich zu versammeln, um seine Beschwerden zu diskutieren und die Legislatur um Abhilfe derselben zu petitionieren“, ausgesprochen worden. Hierin liegt schon eine Beschränkung. Wenn keine Petition das Resultat eines Meetings ist, so bekommt dies dadurch einen wo nicht geradezu ungesetzlichen, doch sehr zweideutigen Charakter. In O'Connells Prozeß wurde es von der Krone besonders hervorgehoben, daß die Meetings, die als ungesetzlich geschildert wurden, nicht zur Beratung von Petitionen berufen waren. Die Hauptbeschränkung ist

aber die polizeiliche; die Zentral- oder Lokalregierung kann jedes Meeting vorher verbieten oder unterbrechen und auflösen, und dies hat sie nicht nur bei Clontarf, sondern in England selbst bei chartistischen und sozialistischen Meetings oft genug getan. Das aber gilt nicht für einen Angriff auf die angeborenen Rechte der Engländer, weil die Chartisten und Sozialisten arme Teufel und also rechtlos sind; danach kräht kein Hahn, außer dem Northern Star und dem New Moral World, und daher erfährt man davon auf dem Kontinent nichts.

Ferner das Assoziationsrecht. Alle Assoziationen, die gesetzliche Zwecke mit gesetzlichen Mitteln verfolgen, sind erlaubt; sie dürfen aber nur jedesmal eine große Gesellschaft bilden und keine Zweigassoziation einschließen. Die Bildung von Gesellschaften, die sich in lokale Zweige mit besonderer Organisation teilen, ist nur zu wohltätigen, überhaupt pekuniären Zwecken erlaubt und darf nur auf ein Zertifikat eines dazu ernannten Beamten hin begonnen werden. Die Sozialisten verlangten ein solches Zertifikat für ihre Assoziation, indem sie einen derartigen Zweck angaben; den Chartisten wurde es verweigert, obwohl sie die Konstitution der sozialistischen Gesellschaft wörtlich in der ihrigen kopierten. Sie sind jetzt gezwungen, das Gesetz zu umgehen, und dadurch in die Lage versetzt, daß ein einziger Schreibfehler eines einzigen Mitgliedes der chartistischen Assoziation die ganze Gesellschaft in die Fallstricke des Gesetzes verwickeln kann. Aber auch abgesehen davon, ist das Assoziationsrecht in seiner vollen Ausdehnung ein Vorrecht der Reichen; zu einer Assoziation gehört vor allem Geld, und es ist der reichen Korngesetz-Ligue leichter, Hunderttausende aufzubringen, als der armen chartistischen Gesellschaft oder der Union britischer Bergleute, die bloßen Kosten der Assoziation zu bestreiten. Und eine Assoziation, die keine Fonds zur Verfügung hat, will wenig bedeuten und kann keine Agitation machen.

Das Recht des Habeas-Corpus, d. h. das Recht jedes Angeklagten (ausgenommen ist der Fall des Hochverrats), bis zur Eröffnung des Prozesses gegen Kautionsfreigabe zu werden, dies vielgepriesene Recht ist wiederum ein Privilegium der Reichen. Der Arme kann keine Bürgschaft stellen und muß daher ins Gefängnis wandern.

Das letzte dieser Rechte des Individuums ist das Recht eines jeden, nur von seinesgleichen gerichtet zu werden, und auch dies ist ein Privilegium der Reichen. Der Arme wird nicht von seinesgleichen, er wird in allen Fällen von seinen geborenen Feinden gerichtet, denn in England sind die Reichen und die Armen in offenem Krieg. Die Geschworenen müssen gewisse Qualifikationen besitzen, und wie diese beschaffen sind, geht daraus hervor, daß die

Juryliste von Dublin, einer Stadt von 250000 Einwohner, nur achthundert Qualifizierte stark ist. In den letzten Chartistenprozessen in Lancaster, Warwick und Stafford wurden die Arbeiter von Grundbesitzern und Pächtern, die meist Tories und Fabrikanten oder Kaufleuten, die meist Whigs, in jedem Falle aber die Feinde der Chartisten und der Arbeiter sind, gerichtet. Das ist aber nicht alles. Eine sogenannte „unparteiliche Jury“ ist überhaupt ein Unding. Als O'Connell vor vier Wochen in Dublin gerichtet wurde, war jeder Jurymann als Protestant und Tory sein Feind. „Seinesgleichen“ wären Katholiken und Repealer gewesen — aber selbst diese nicht, denn sie waren seine Freunde. Ein Katholik in der Jury hätte das Verdikt, hätte jedes Verdikt, mit Ausnahme einer Freisprechung, unmöglich gemacht. Hier ist der Fall eklatant; aber im Grunde ist es in jedem beliebigen Falle dasselbe. Das Geschworenengericht ist seinem Wesen nach eine politische und keine juristische Institution; aber weil alles juristische Wesen ursprünglich politischer Natur ist, kommt in ihr das wahre Juristentum zur Erscheinung; und das englische Geschworenengericht, weil das ausgebildetste, ist die Vollendung der juristischen Lüge und Unsittlichkeit. Man fängt an mit der Fiktion des „unparteilichen Geschwornen“; man schärft den Geschwornen ein, alles zu vergessen, was sie etwa vor der Untersuchung in Beziehung auf den vorliegenden Fall gehört haben, bloß nach dem hier im Gerichtshof vorgebrachten Zeugnis zu urteilen — als ob so etwas nur möglich wäre! Man macht die zweite Fiktion des „unparteilichen Richters“, der das Gesetz entwickeln und die von beiden Seiten vorgebrachten Gründe ohne Parteilichkeit, ganz „objektiv“ zusammenstellen soll — als ob das möglich wäre! Ja, man verlangt von dem Richter, daß er besonders und trotz alledem keinen Einfluß auf das Urteil der Geschwornen ausüben, ihnen das Verdikt nicht unter den Fuß geben soll — d. h. er soll die Prämissen so legen, wie sie gelegt werden müssen, um den Schluß zu ziehen; aber er soll den Schluß selbst nicht ziehen, er darf ihn selbst für sich nicht ziehen, denn das würde ja auf seine Darlegung der Prämissen einen Einfluß ausüben — alle diese und hundert andere Unmöglichkeiten, Unmenschlichkeiten und Dummheiten verlangt man, bloß um die ursprüngliche Dummheit und Unmenschlichkeit anständig zu verdecken. Aber die Praxis läßt sich nicht irre machen, in der Praxis kehrt man sich an all das Zeug nicht, und der Richter gibt der Jury deutlich genug zu verstehen, was für ein Verdikt sie zu bringen hat, und die gehorsame Jury bringt das Verdikt auch regelmäßig ein.

Weiter! Der Angeklagte muß auf alle Weise geschützt werden, der Angeklagte ist, wie der König, heilig und unverletzlich und

kann kein Unrecht tun, d. h. er kann garnichts tun, und wenn er was tut, so hat's keine Gültigkeit. Der Angeklagte mag sein Verbrechen eingestehen, das hilft ihm garnichts. Das Gesetz beschließt, daß er nicht glaubwürdig ist; ich glaube, es war 1819, als ein Mann seine Frau des Ehebruchs bezüchtigte, nachdem sie während einer Krankheit, die ihr tödlich erschien, ihrem Mann den begangenen Ehebruch gestanden hatte — aber der Verteidiger der Frau wandte ein, daß das Geständnis der Angeklagten kein Beweisgrund sei, und die Klage wurde abgewiesen¹⁾. Die Heiligkeit des Angeklagten wird dann ferner in dem juristischen Formenwesen durchgeführt, mit dem die englische Jury bekleidet ist, und die den rabulistischen Kniffen der Advokaten ein so überaus ergiebiges Feld bietet. Es geht ins Unglaubliche, was für lächerliche Formfehler einen ganzen Prozeß umwerfen können. 1800 wurde ein Mann wegen Fälschung schuldig befunden, aber freigelassen, weil sein Verteidiger noch vor Urteilsfällung entdeckte, daß in der falschen Banknote der Name abgekürzt Bartw, dagegen in der Anklageakte vollständig Bartholomew geschrieben war. Der Richter, wie gesagt, nahm die Einwendung für genügend an und ließ den Überführten frei²⁾.

1827 wurde in Winchester ein Weib des Kindesmordes angeklagt, aber freigesprochen, weil in dem Verdikt der Totenschaujury diese „auf ihren Eid“ (The jurors of our Lord the King upon their oath present that, etc.) versicherte, daß dies und jenes geschehen sei, wo doch diese aus dreizehn Männern bestehende Jury nicht einen Eid, sondern 13 Eide abgelegt habe, und es also hätte heißen müssen: „upon their oaths“³⁾. Vor einem Jahr wurde in Liverpool ein Junge, der Jemandem an einem Sonntagabend das Schnupftuch aus der Tasche stahl, auf der Tat ertappt und verhaftet. Sein Vater wandte ein, der Polizeidiener habe ihn ungesetzlich verhaftet, weil ein Gesetz vorschreibt, daß niemand am Sonntag diejenige Arbeit tun dürfe, wodurch er sich seinen Unterhalt erwerbe; die Polizei dürfe also niemanden am Sonntag verhaften. Der Richter war damit einverstanden, examinierte aber den Jungen weiter, und als dieser gestand, er sei ein Dieb von Profession, wurde er um 5 Schillinge gestraft, weil er am Sonntage seinem Berufe nachgegangen sei. Ich könnte diese Beispiele verhundertfachen, aber sie reden für sich selbst schon genug. Das englische Gesetz heiligt den Angeklagten und wendet sich gegen die Gesellschaft, zu deren Schutz es eigentlich da ist. Wie in Sparta wird nicht das Ver-

1) Wade, British History, London 1838.

2) Ebendasselbst.

3) Ebendasselbst.

brechen, sondern die Dummheit, mit der es begangen wurde, bestrafft. Jeder Schutz wendet sich gegen den, den er schützen will; das Gesetz will die Gesellschaft schützen und verletzt ihn — denn es ist klar, daß jeder der zu arm ist, der offiziellen Rabulisterei einen ebenso rabulistischen Verteidiger entgegenzustellen, alle Formen gegen sich hat, die zu seinem Schutz geschaffen wurden. Wer zu arm ist, um einen Verteidiger oder eine gehörige Anzahl Zeugen zu stellen, ist in jedem irgend zweifelhaften Fall verloren. Er bekommt nur die Anklageakte und die ursprünglich vor dem Friedensrichter gemachten Depositionen vorher zu sehen, weiß also nicht das Detail dessen, was gegen ihn vorgebracht wird (und gerade für den Unschuldigen ist das am gefährlichsten); er muß sogleich, nachdem die Anklage geschlossen ist, antworten, darf nur einmal sprechen, erledigt er nicht alles, fehlt ein Zeuge, den er nicht für nötig hielt, so ist er verloren.

Die Vollendung des Ganzen aber ist die Bestimmung, daß die zwölf Geschwornen in ihrem Verdikt einstimmig sein müssen.

Sie werden in einem Zimmer eingesperrt und nicht eher gelassen, als bis sie einig sind, oder der Richter einsieht, daß sie nicht zur Übereinstimmung zu bringen sind. Es ist aber durchaus unmenschlich und geht so sehr gegen alle menschliche Natur an, daß es lächerlich wird, von zwölf Menschen zu verlangen, daß sie über einen Punkt ganz derselben Meinung sein sollen. Aber es ist konsequent. Das Inquisitionsverfahren foltert den Angeklagten, körperlich oder geistig; das Geschwornengericht erklärt den Angeklagten für heilig und foltert die Zeugen durch ein Kreuzverhör, das dem des Inquisitionsgerichts gar nichts nachgibt, ja es foltert die Geschwornen; es muß ein Verdikt haben, und wenn die Welt darüber zugrunde gehen sollte; die Jury wird mit Gefängnis bestraft, bis sie ein Verdikt gibt; und wenn sie wirklich die Caprice haben sollte, ihren Eid halten zu wollen, so wird eine neue Jury ernannt, der Prozeß noch einmal durchgemacht, und so fort, bis entweder die Ankläger oder die Geschwornen des Kampfes müde werden und sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Beweis genug, daß das ganze Juristentum nicht ohne Folter bestehen kann und in allen Fällen eine Barbarei ist. Es kann aber garnicht anders sein; wenn man mathematische Gewißheit über Dinge haben will, die keine solche Gewißheit zulassen, so muß man notwendig in Unsinn und Barbarei geraten. Die Praxis bringt wiederum an den Tag, was hinter all diesen Dingen steckt; in der Praxis macht die Jury sich's leicht und bricht ihren Eid, wie das nicht anders geht, in aller Seelenruhe. 1824 konnte eine Jury in Oxford nicht übereinkommen. Einer behauptete: schuldig, elf: nichtschuldig. Endlich wurde ein

Vertrag geschlossen; der eine Dissident schrieb auf die Anklageakte: Schuldig, und zog sich zurück; dann kam der Vorsitz mit den andern, nahm das Papier auf und schrieb vor das Schuldig: Nicht (Wade, British History). Den andern Fall erzählt Fonblanque, Redakteur des „Examiner“, in seinem Werk: England under seven Administrations. Hier konnte eine Jury auch nicht fertig werden und zuletzt wurde zum Lose Zuflucht genommen; man nahm zwei Strohhalme und zog; welche Partei das längste zog, deren Meinung wurde adoptiert.

Da wir einmal bei den juristischen Institutionen sind, so können wir, um den Überblick über den Rechtszustand Englands zu vervollständigen, uns die Sache noch etwas genauer ansehen. Der englische Strafcodex ist bekanntlich der strengste in Europa. Noch 1810 gab er an Barbarei der Carolina nichts nach; Verbrennen, Rädern, Vierteilen, Herausnehmen der Eingeweide bei lebendigem Leibe usw. waren sehr beliebte Kategorien. Seitdem sind zwar die empörendsten Scheußlichkeiten abgeschafft, aber noch immer stehen eine Menge Roheiten und Infamien unangetastet auf dem Statutenbuch. Die Todesstrafe steht auf sieben Verbrechen (Mord, Hochverrat, Notzucht, Sodomie, Einbruch, Raub mit Gewalt und Brandstiftung mit der Absicht zu morden), und auch auf diese Zahl ist die früher noch viel ausgedehntere Todesstrafe erst 1837 beschränkt worden; aber außer ihr kennt das englische Strafgesetz noch zwei ausgesucht barbarische Strafarten — Transportation, oder Vertierung durch Gesellschaft, und einsame Einsperrung, oder Vertierung durch Einsamkeit. Beide könnten nicht grausamer und niederträchtiger ausgesucht sein, um die Opfer des Gesetzes mit systematischer Konsequenz körperlich, intellektuell und moralisch zu verderben, und sie unter die Bestie herabzudrücken. Der transportierte Verbrecher gerät in einen solchen Abgrund von Demoralisation, von ekelhafter Bestialität, daß die beste Natur darin in sechs Monaten unterliegen muß; wer Lust hat, die Berichte von Augenzeugen über Neu-Südwaies und Norfolk-Island zu lesen, wird mir recht geben, wenn ich behaupte, daß alles oben Gesagte noch lange nicht an die Wirklichkeit reicht. Der einsame Eingekerkerte wird wahnsinnig gemacht; das Mustergefängnis in London hatte nach drei Monaten seines Bestehens schon drei Wahnsinnige an Bedlam abzugeben, von dem religiösen Wahnsinn, der gewöhnlich noch für Sinn gilt, gar nicht zu reden. Die Strafgesetze gegen politische Verbrecher sind fast genau in denselben Ausdrücken abgefaßt wie die preußischen; besonders die „Aufreizung zur Unzufriedenheit“ (exciting discontent) und „aufrührerische Sprache“ (seditious language) kommen in derselben unbestimmten Fassung vor, die dem Richter und

der Jury einen so weiten Spielraum lassen. Die Strafen sind hier auch strenger als anderswo; Transportation ist die Hauptkategorie.

Wenn diese strengen Strafen und diese unbestimmten politischen Verbrechen in der Praxis nicht so viel auf sich haben, als nach dem Gesetz scheinen sollte, so ist dies einerseits der Fehler des Gesetzes selbst, das in einer solchen Verwirrung und Unklarheit steckt, daß ein geschickter Advokat überall Schwierigkeiten zugunsten des Angeklagten erheben kann. Das englische Gesetz ist entweder gemeines Recht (common law), d. h. ungeschriebenes Recht, wie es zu der Zeit existierte, von welcher man anfangs, die Statute zu sammeln, und später von juristischen Autoritäten zusammengestellt wurde; dies Recht ist natürlich in den wichtigsten Punkten ungewiß und zweifelhaft, oder Statutarrecht (statute law), das in einer unendlichen Reihe einzelner, seit fünfhundert Jahren gesammelter Parlamentsakten besteht, die sich gegenseitig widersprechen und an die Stelle eines „Rechtszustandes“ einen vollkommen rechtlosen Zustand stellen. Der Advokat ist hier alles; wer seine Zeit recht gründlich an diesen juristischen Wirrwarr, an dies Chaos von Widersprüchen verschwendet hat, ist in einem englischen Gerichtshofe allmächtig. Die Unsicherheit des Gesetzes führte natürlich zum Autoritätsglauben an die Entscheidungen früherer Richter in ähnlichen Fällen, und hierdurch wird sie nur schlimmer gemacht, denn diese Entscheidungen widersprechen sich ebenfalls, und das Resultat der Untersuchung hängt wieder von der Belesenheit und Geistesgegenwart des Advokaten ab. Andererseits ist die Bedeutungslosigkeit des englischen Strafgesetzes aber wiederum bloß Gnade etc., Rücksicht auf die öffentliche Meinung, die zu nehmen die Regierung durch das Gesetz gar nicht gebunden ist; und daß die Legislatur gar nicht gesonnen ist, dies Verhältnis zu ändern, zeigt die heftige Opposition gegen alle Gesetzreformen. Aber man vergesse nie, daß der Besitz herrscht und daß daher diese Gnade nur gegen „respektable“ Verbrecher ausgeübt wird; auf den Armen, den Paria, den Proletarier fällt die ganze Wucht der gesetzlichen Barbarei, und kein Hahn kräht danach.

Diese Begünstigung des Reichen ist aber auch im Gesetze ausdrücklich ausgesprochen. Während alle schweren Verbrechen mit den schwersten Strafen belegt sind, stehen Geldstrafen auf fast allen unterdrückenderen¹⁾ Vergehen, Geldstrafen, die natürlich für Arme und Reiche dieselben sind, aber dem Reichen wenig oder nichts anhaben können, während der Arme sie in neun Fällen aus zehn nicht bezahlen kann und dann ohne weiteres in „default of paye-

¹⁾ sic!

ment“ ein paar Monate auf die Tretmühle geschickt wird. Man lese nur die Polizeiberichte im ersten besten englischen Tagblatte, um sich von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen. Die Mißhandlung der Armen und die Begünstigung der Reichen in allen Gerichtshöfen ist so allgemein, wird so offen, so unverschämt betrieben und so schamlos von den Zeitungen berichtet, daß man selten eine Zeitung ohne innere Empörung lesen kann. So ein Reicher wird immer mit einer ungemeinen Höflichkeit behandelt, und so brutal sein Vergehen auch gewesen sein mag, so „tut es den Richtern doch stets sehr leid“, daß sie ihn in eine gewöhnlich höchst lumpige Geldstrafe zu verurteilen haben. Die Verwaltung des Gesetzes ist in dieser Hinsicht noch viel unmenschlicher als das Gesetz selbst; „Law grinds the poor, and rich men rule the law“ und „there is one law for the poor, and another for the rich“ sind vollkommen wahre und längst sprichwörtlich gewordene Ausdrücke. Aber wie kann das anders sein? Die Friedensrichter wie die Geschwornen sind selbst reich, sind aus der Mittelklasse genommen und daher parteilich für ihresgleichen und geborene Feinde der Armen. Und wenn der soziale Einfluß des Besitzes, der jetzt nicht erörtert werden kann, in Betracht genommen wird, so kann sich wahrlich kein Mensch über einen so barbarischen Stand der Dinge wundern.

Von der direkt sozialen Gesetzgebung, in der die Niederträchtigkeit kulminiert, wird später die Rede sein. An dieser Stelle könnte sie ohnehin nicht in ihrer vollen Bedeutung dargestellt werden.

Fassen wir das Resultat dieser Kritik des englischen Rechtszustandes zusammen. Was vom Standpunkte des „Rechtsstaates“ aus dagegen gesagt werden kann, ist höchst gleichgültig. Daß England keine offizielle Demokratie ist, kann uns nicht gegen seine Institutionen einnehmen. Für uns hat nur das Eine Wichtigkeit, das sich uns überall gezeigt hat: daß Theorie und Praxis im schreiendsten Widerspruch stehen. Alle Mächte der Verfassung, Krone, Oberhaus und Unterhaus, haben sich vor unsern Augen aufgelöst; wir haben gesehen, daß die Staatskirchen und alle sogenannten angeborenen Rechte der Engländer leere Namen sind, daß selbst das Geschwornengericht in der Wirklichkeit nur ein Schein ist; daß das Gesetz selbst keine Existenz hat, kurz daß ein Staat, der sich auf eine genau bestimmte, gesetzliche Basis gestellt hat, diese seine Basis verleugnet und mißhandelt. Der Engländer ist nicht frei durch das Gesetz, sondern trotz dem Gesetze, wenn er überhaupt frei sein soll.

Wir haben ferner gesehen, welch ein Wust von Lügen und Unsittlichkeit aus diesem Zustande folgt; man fällt vor leeren Namen nieder und verleugnet die Wirklichkeit, man will von ihr nichts

wissen, sträubt sich gegen die Anmerkung¹⁾ dessen, was wirklich existiert, was man selbst geschaffen hat; man belügt sich selbst und führt eine konventionelle Sprache mit künstlichen Kategorien ein, deren jede ein Pasquill auf die Wirklichkeit ist, und klammert sich ängstlich an diese hohlen Abstraktionen an, um sich nur ja nicht gestehen zu müssen, daß es im Leben, in der Praxis sich um ganz andre Dinge handelt. Die ganze englische Verfassung und die ganze konstitutionelle öffentliche Meinung ist nichts als eine große Lüge, die durch eine Anzahl kleiner Lügen immer wieder unterstützt und verdeckt wird, wenn sie hier oder da in ihrem wahren Wesen etwas zu offen an den Tag kommt. Und selbst wenn man zur Einsicht kommt, daß all dies Gemächte eitel Unwahrheit und Fiktion ist, selbst dann hält man noch fest daran, ja fester als je, damit nur ja die leeren Worte, die paar sinnlos zusammengestellten Buchstaben nicht auseinander fallen, denn diese Worte sind ja eben die Angeln der Welt, und mit ihnen müßte die Welt und die Menschheit in die Nacht der Verwirrung stürzen! Man kann sich von diesem Gewebe von offener und versteckter Lüge, von Heuchelei und Selbstbetrug nur mit einem gründlichen Ekel abwenden.

Kann ein solcher Zustand von Dauer sein? Kein Gedanke daran. Der Kampf der Praxis gegen die Theorie, der Wirklichkeit gegen die Abstraktion, des Lebens gegen hohle Worte ohne Bedeutung, mit einem Wort, des Menschen gegen die Menschlichkeit muß sich entscheiden, und auf welcher Seite der Sieg sein wird, unterliegt keiner Frage.

Der Kampf ist bereits da. Die Konstitution ist in ihren Grundfesten erschüttert. Wie die nächste Zukunft sich gestalten wird, geht aus dem Gesagten hervor. Die neuen, fremdartigen Elemente in der Verfassung sind demokratischer Natur; auch die öffentliche Meinung, wie sich zeigen wird, entwickelt sich nach der demokratischen Seite hin; die nächste Zukunft Englands wird die Demokratie sein.

Aber was für eine Demokratie! Nicht die der französischen Revolution, deren Gegensatz die Monarchie und der Feudalismus war, sondern die Demokratie, deren Gegensatz die Mittelklasse und der Besitz ist. Dies zeigt die ganze vorhergehende Entwicklung. Die Mittelklasse und der Besitz herrschen; der Arme ist rechtlos, wird gedrückt und geschunden, die Konstitution verleugnet, das Gesetz mißhandelt ihn; der Kampf der Mittelklasse gegen die

1) „Anmerkung“ ist vermutlich Druckfehler für „Anerkennung“. Da das ursprüngliche Wort aber nicht völlig sinnwidrig ist, wurde es im Text stehen gelassen.

Aristokratie in England ist der Kampf der Armen gegen die Reichen. Die Demokratie, der England entgegen geht, ist eine soziale Demokratie.

Aber die bloße Demokratie ist nicht fähig, soziale Übel zu heilen. Die demokratische Gleichheit ist eine Chimäre, der Kampf der Armen gegen die Reichen kann nicht auf dem Boden der Demokratie oder der Politik überhaupt ausgekämpft werden. Auch diese Stufe ist also nur ein Übergang, das letzte rein politische Mittel, das noch zu versuchen ist, und aus dem sich sogleich ein neues Element, ein über alles politische Wesen hinausgehendes Prinzip entwickeln muß.

Dies Prinzip ist das des Sozialismus.

Erläuterungen und Anmerkungen.

I. Einführung.

Für den Gang von Engels Leben und für die Entwicklung seiner Gedankenwelt verweise ich den Leser auf das Werk Friedrich Engels, eine Biographie, Band I, das kürzlich in dem gleichen Verlage erschien. Dort wird des längeren geschildert, wie Engels in einer Umgebung aufwuchs, die dem kirchlich-orthodoxen und politisch-konservativen Geist entsprach, der das Wuppertal damals auszeichnete. Als die früheste Niederschrift, die sich von seiner Hand erhalten zu haben scheint, sei hier ein Gedicht wiedergegeben, das der Dreizehnjährige seinem Großvater mütterlicherseits, dem Rektor van Haar in Hamm, zu Neujahr 1834 sandte.

Barmen, 20. Dezember 1833.

O du lieber Großvater, der immer uns gütig begegnet,
Der du noch immer uns halfst, wenns mit den Arbeiten gehapert!
Der so schöne Geschichten mir, wenn du hier warst, erzähltest,
Von Ceryon und Theseus, vom hundertäugigen Argus;
Vom Minoetur, Ariadne, von dem ertrunkenen Ägaeus;
Von dem goldenen Vließ, von den Argonauten und Jason,
Von dem starken Herkul, von dem Danaus und Kadmos.
Und — ich weiß es nicht mehr, was du sonst mir erzählet;
Nun, so wünsche ich dir, Großvater, ein glückliches Neujahr,
Dir ein Leben noch lang, viel Freud und wenige Trübsal,
Alles Gute, was nur dem Menschen kann je widerfahren,
Alles das wird dir gewünscht von deinem dich

liebenden Enkel

Friedrich Engels.

Auch das Manuskript einer Seeräubernovelle, die im Jahre 1820 in den griechischen Gewässern spielt und die, der Handschrift nach, während der Schulzeit entstanden ist, lag mir vor. Ihr Held ist ein Griechenjunge, dem die Türken alle Angehörigen erschlagen haben und der sich nun als Korsar an ihnen rächt. Für einen Abdruck, der sich auch nicht genügend gelohnt haben würde, war sie zu umfangreich. Hauptsächlich das liebevolle Verweilen bei der Beschreibung von allerhand Waffen deutet auf Interessen, die sich späterhin bei dem Verfasser entwickelt haben. Aus dem Jahre 1835 hat sich dann noch ein Schulheft erhalten, in dem Engels die Vorträge seines Geschichtslehrers Dr. Clausen über alte Geschichte „von Erschaffung der Welt bis auf den Peloponnesischen Krieg 4000—401“ sehr fleißig ausgearbeitet und geschickt mit Plänen und Zeichnungen versehen hat. Da finden wir fein koloriert die Umgebungen von Karthago, Jerusalem, Delphi, die Thermopylen und den Meerbusen von Saron. Da zeigen sich uns säuberlich mit Tinte ge-

zeichnet die Pyramiden, die „colossale Sphynx bei Cairo“, das Löwentor in Mycene, da stehen am Rand Skizzen babylonischer Krieger, indischer und griechischer Säulenschäfte und persischer Feueraltäre. —

In einem Band, der das erste Regen der geistigen Schwingen bei Friedrich Engels aus der Vergessenheit erwecken soll, verdient, weil es auf eine Weise abgefaßt ist, die überdurchschnittliches Verständnis verrät, das Abgangszeugnis einen Platz, das der Siebzehnjährige erhielt, als er zum Herbst 1837 aus der Prima des Elberfelder Gymnasiums schied, um sich kaufmännischer Tätigkeit zu widmen. Die Abschrift nach der es hier wiedergegeben wird, erhielt ich 1913 durch die Freundlichkeit von Herrn Oberlehrer Dr. Eggers in Elberfeld. Das intime Verständnis für den Zögling, das sich hier kundgibt, schreibt sich daher, daß Friedrich Engels wegen des weiten Schulwegs bei dem unterzeichneten Direktor als Pensionär wohnte.

Abgangszeugnis für den Primaner Friedrich Engels, geboren den 28. November 1820 zu Unterbarmen, evangelischer Konfession, seit Herbst (d. 20. Oktober) 1834 Schüler des Gymnasiums zu Elberfeld, und zwar seit Herbst (17. Oktober) 1836 Mitglied der Prima desselben, hat sich vorzugsweise während seines Aufenthaltes in Prima eines recht gut Betragens befleißigt, namentlich durch Bescheidenheit, Offenheit und Gemütliches¹⁾ seinen Lehrern sich empfohlen, ingleichen von guten Anlagen unterstützt ein reichliches Streben, sich eine möglichst umfassende wissenschaftliche Bildung anzueignen, an den Tag gelegt, weshalb dann auch die Fortschritte auf erfreuliche Weise hervortraten, wie solches die nachfolgende besondere Zusammenstellung der einzelnen Lehrfächer bestimmter ausweist.

I. Sprachen.

1. Lateinisch. Das Verständnis der betreffenden Schriftsteller prosaischer wie poetischer Diktion, namentlich des Livius und Cicero, des Virgilius und Horatius, wird ihm nicht schwer, so daß er mit Leichtigkeit in den Zusammenhang größerer Ganze einzugehen, den Gedankengang mit Klarheit aufzufassen und mit Gewandheit das Vorliegende in die Muttersprache überzutragen versteht. Weniger ist es ihm gelungen, des grammatischen Teiles sich mit durchgreifender Sicherheit zu bemächtigen, so daß die schriftlichen Arbeiten, obwohl nicht ohne sichtbares Fortschreiten zum Besseren, doch in grammatisch-stilistischer Beziehung noch manches zu wünschen übrig ließen.

2. Griechisch. Er hat sich eine genügende Kenntnis der Formenlehre und der syntaktischen Regeln, insbesondere aber eine gute Fertigkeit und Gewandheit im Übersetzen der leichteren griechischen Prosaiker sowie des Homer und Euripides erworben, und wußte den Gedankengang in einem platonischen Dialoge mit Geschick aufzufassen und wiederzugeben.

3. Deutsch. Die schriftlichen Aufsätze zeigten besonders in dem letzten Jahre ein erfreuliches Fortschreiten der allgemeinen Entwicklung; sie enthielten gute, selbständige Gedanken und waren meist richtig disponiert; die Ausführung hatte die gehörige Fülle und der Ausdruck näherte sich sicht-

¹⁾ Ursprünglich hieß es im Originaltext „durch Bescheidenheit und Offenheit des Gemütes“. Aber „und“ und „des Gemütes“ sind in dem Zeugnisbuch des Elberfelder Gymnasiums durchgestrichen und durch ein Wort ersetzt, das der Abschreiber als „Gemütliches“ oder „Gemütlichkeit“ entziffert hat.

bar der Korrektheit. Für die Geschichte der deutschen Nationalliteratur und die Lektüre der deutschen Klassiker legte E. ein rühmliches Interesse an den Tag.

4. Französisch. Die französischen Klassiker übersetzte er mit Gewandheit. In der Grammatik besitzt er gute Kenntnisse.

II. Wissenschaften.

1. Religion. Die Grundlehren der evangelischen Kirche, desgleichen die Hauptmomente der christlichen Kirchengeschichte sind ihm wohlbekannt. Auch ist er in der Lektüre des Neuen Testaments nicht unerfahren.

2. In der Geschichte und Geographie besitzt derselbe eine genügend übersichtliche Kenntnis.

3. In der Mathematik hat E. im ganzen erfreuliche Kenntnisse erlangt; er zeigte überhaupt eine gute Auffassungsgabe und wußte sich mit Klarheit und Bestimmtheit mitzuteilen. Dasselbe gilt

4. von seinen Kenntnissen in der Physik.

5. Philosophische Propädeutik. An den Vorträgen über empirische Psychologie nahm E. mit Interesse und Erfolg teil.

Der Unterzeichnete entläßt den lieben Schüler, der ihm infolge häuslicher Beziehungen insbesondere nahegestellt und in dieser Stellung durch religiösen Sinn, durch Reinheit des Gemütes, gefällige Sitte und andere ansprechende Eigenschaften sich zu empfehlen bemüht war, bei seinem am Schlusse des Schuljahres (den 15. Sept. d. J.) erfolgten Übergange in das Geschäftsleben, das er statt des früher beabsichtigten Studiums als seinen äußeren Lebensberuf zu wählen sich veranlaßt sah, mit seinen besten Segenswünschen. Der Herr segne und geleite ihn.

Elberfeld, den 25. September 1837.

Dr. J. C. L. Hantschke (Prof. u. provisor. Direktor).

Nachdem sich Engels in den nächsten Monaten mit den ersten kaufmännischen Anfangsgründen in dem väterlichen Geschäft bekannt gemacht zu haben scheint, kam er 1838 in die Großhandlung des Konsul Heinrich Leopold in Bremen (gestorben 1865) und in Pension bei dem Pastor Treviranus von der Martinikirche, in deren Häusern ein ähnlicher Geist herrschte wie in seinem väterlichen.

2. Die Bremer Zeit. 1838—1841.

Die Originale der Briefe an die Brüder Friedrich und Wilhelm Graeber gehören dem Engelsschen Familienarchiv in Engelskirchen in der Rheinprovinz. Über die beiden Adressaten ließ sich im wesentlichen nur in Erfahrung bringen, daß sie später Pastoren wurden, Wilhelm wirkte zuletzt in Essen, wo er 1893 seine Abschiedspredigt hielt. Die Brüder waren Söhne des Pastor F. F. Gräber in Gemark, über den Friedrich Wilhelm Krummacher in seinen Lebenserinnerungen urteilt, daß er mehr Dialektiker als Phantasiemensch gewesen wäre. In den Briefen ist jedoch auch die Rede von dem lebhaften Briefwechsel Engels mit anderen Jugendfreunden, deren Namen dort häufig auftauchen. Leider hat sich aber davon nichts mehr auffinden lassen, obgleich Herr Emil Engels in Engelskirchen, der Großneffe Friedrich Engels, auf meine Anregung mit der größten Sorgfalt allen Spuren, die sich darbieten, nachgegangen ist. Es besteht keine Hoffnung, daß Engels Briefe an Wilhelm Blank, Peter Jonghaus, Heuser, F. Plümacher, Wurm u. a. noch

aus der Vergessenheit auftauchen könnten. Auch die an ihn gerichteten Briefe aller dieser Wuppertaler Schulfreunde, mit denen ihn das Leben, von Wilhelm Blank abgesehen, bald auseinandergeführt hat, sind verloren. Von den hübschen Zeichnungen, die Engels mit leichter und freigebiger Hand in die Briefe an die Brüder Graeber hineinsetzte, sind die für eine Reproduktion geeignetsten dem Text beigefügt worden. Es ist wohl das erste Mal, daß die Öffentlichkeit von dieser hübschen Beigabe des Engelsschen Talents eine Anschauung erhält.

S. 3. Die ersten Briefe an die Brüder Graeber vom September 1838 bis Februar 1839 zeigen Engels noch erfüllt mit Reminiszenzen an die Bierromantik, die sich besonders in Provinzstädten bei den Schülern der oberen Klassen der Gymnasien im vorigen Jahrhundert breit machte und auch zu Anfang dieses noch nicht ganz abgestorben war. Im Vordergrund des geistigen Interesses des Jünglings stehen hier besonders Fragen der Literatur und eigene, ziemlich bescheidene, produktive Bestrebungen.

Jakob Grimm gehörte bekanntlich zu den sieben Göttinger Professoren, die wegen ihres Protestes gegen den Verfassungsbruch des Hannoverschen Königs ihre Stellung verloren. Seine Verteidigungsschrift, von der Engels hier spricht: Über meine Entlassung ist 1838 in Basel erschienen. Die Spur der spanischen Romanze, von der in dem Brief vom 17. bis 18. September gesprochen wird, vermochte ich nicht aufzufinden. Das Gedicht Florida kann nicht gemeint sein. Str. ist vielleicht Strücker, von dem noch in dem Briefwechsel mit Marx die Rede ist. Die Reise, die Engels für den Herbst 1838 plante, hat er auch ausgeführt. Wohin sie gegangen ist, ließ sich nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Nicht unmöglich wäre, daß es jene gewesen ist, die ihm hernach zu dem hübschen Essay Landschaften den Stoff lieferte. Der Maler, von dem in dem ersten Briefe erzählt wird, hieß G. W. Feistkorn, wie wir aus einem ungedruckten Brief an Schwester Marie von Weihnachten 1838 erfahren. Mit Knapp ist hier und später der Dichter geistlicher Lieder Albert Knapp gemeint. Im Telegraph von 1839 habe ich vergebens nach der abfälligen Beurteilung der Gedichte des Missionars Winkler gesucht.

S. 20. Die Briefe aus dem Wuppertal, die im März und April 1839 in dem von Gutzkow herausgegebenen Telegraph für Deutschland erschienen, waren die erste Kampfansage des erwachenden Revolutionärs an die beiden sozialen Mächte, die in seiner Jugendzeit sein Heimattal beherrschten. Zum ersten Mal bäumt er sich hier öffentlich gegen die Unduldsamkeit des Pietismus auf, bereits aber auch gegen die Auswüchse des Kapitalismus. Das starke Aufsehen, das seine schonungslose Kritik in den an eine so respektlose Sprache nicht gewöhnten Wupperstädten hervorrief, bezeugt ein Brief seines Freundes Wilhelm Blank (1821 bis 1892) an Wilhelm Graeber. „Man ist hier ganz wütend darüber“, berichtet Blank diesem am 24. Mai 1839, „und alle Exemplare, die sich hier fanden, waren im Augenblick vergriffen. Merkwürdig ist es, wie man sich hier abplagt, den Verfasser zu finden, der Eine sagt, es ist Freiligrath, der Andere — Clausen, der Dritte Holzzapfel und so fort, den rechten raten sie aber nicht, es ist auch gut, denn sie würden den Fr. Engels, wenn sie wüßten, daß er es wäre, bei seiner Rückkehr entsetzlich vornehmen. Übrigens hat der erste Lärm deshalb schon ziemlich abgenommen und diejenigen, gegen welche der Angriff gerichtet, halten sich darüber erhaben und so ist die Wirkung, die er haben sollte, meist verloren gegangen.“ Der Telegraph sah sich im Mai genötigt, „Einige Berichtigungen der Briefe aus dem Wupperthale“ aufzunehmen, die mit drei Sternen gezeichnet waren. Darin

hieß es u. a., daß es schwerlich die der pietistischen Partei zugehörenden Kaufleute seien, die den Arbeitslohn ihrer Weber verkürzten, daß es mit der Sittenlosigkeit auch nicht so arg wäre, daß die Angaben über die Bildung der jungen Kaufleute nicht der Wahrheit entsprächen, daß die Charakteristiken der Gymnasiallehrer einseitig und schief seien, daß der Verfasser von Musik nichts zu verstehen schiene usw. Freiligrath war bekanntlich vom Mai 1837 bis August 1839 Angestellter in dem Barmer Großhandlungshause I. P. von Eynern u. Söhne. Seine Freundschaft mit dem Realschullehrer Heinrich Köster, der 1838 von Barmen an eine Töcherschule in Düsseldorf überging, ist bekannt. Das Nösseltsche Anekdotensystem stammt von dem Gymnasialprofessor Friedrich August Nösselt, der für Schule und Haus die biblische Geschichte, die Weltgeschichte und die Literaturgeschichte in zahlreichen populären Darstellungen behandelt hat. Das Buch von J. J. Ewich heißt mit genauem Titel: Human, der Lehrer einer Volksschule, sein Wesen und Wirken, Wesel 1829. Auf die in jeder Literaturgeschichte zu findenden Namen wird hier nicht weiter eingegangen. Tromlitz (1772—1839) war das Pseudonym des Freiherrn Karl August von Witzleben, der besonders historische Romane und Novellen in der Art Walter Scotts verfaßt hat. Hermann Püttmann, der Wuppertaler Journalist und soziale Dichter, ist späterhin mit Engels in mannigfacher Berührung gewesen. Er war der Herausgeber des Deutschen Bürgerbuchs und der Rheinischen Jahrbücher zur gesellschaftlichen Reform, an denen Engels mitgearbeitet hat. Jan Pol war Pastor zu Heefeld. Seine Gedichte sind 1837 erschienen. Mit dem „Denunzianten“ auf Seite 33 ist gemeint die Schrift: Über den Denunzianten. Eine Vorrede zum dritten Teil des Salons von H. Heine, Hamburg 1837 bei Hoffmann und Campe. In dem gleichen Verlage erschien auch der erste und, soviel ich weiß, einzige Jahrgang des Jahrbuchs der Literatur, in dem Dingelstedt über Freiligrath schrieb und Heine zum ersten Mal den Schwabenspiegel veröffentlichte. Der „große“ D. auf Seite 37, den Engels nicht zu nennen „wagt“, hieß Dürfholt, wie wir aus dem Briefe an Friedrich Graeber vom 27. April 1839 ersehen. Teil III der Briefe aus dem Wuppertal erschien im Telegraph erst im November mit der besonderen Überschrift: Aus Elberfeld. Dies ist der Beitrag, der „S. Oswald“ unterzeichnet ist. Eine Anmerkung bestätigt dort ausdrücklich, daß auch dieser von dem „Verfasser der Briefe aus dem Wuppertal“ stammt.

S. 39. Die Briefe an die Brüder Graeber vom April bis Dezember 1839 haben zum wichtigsten Inhalt den religiösen Freiheitskampf des jungen Engels. Auch von seinen dichterischen Plänen und von seinen literarischen Interessen ist noch vielfach die Rede.

Über Theodor Hell, der von 1817—1853 in Dresden die Abendzeitung herausgab und eigentlich Karl Gotthelf Theodor Winkler hieß, hat Karl Marx in der Rheinischen Zeitung sich in einer Weise ausgesprochen, die mit Engels Urteil über ihn ganz übereinstimmt. Marx nennt diesen „Krähwinkler“, der sich humoristischer Weise Hell benamse, obgleich man ihm nicht einmal die Helligkeit der Sümpfe um Mitternacht nachrühmen dürfe, den Prototyp der deutschen Literatur in ihrer „Abendblattzeit“, der traurigen Zeit der strikten Zensurobservanz von 1819 bis 1830. Diese „Fastenzeit“, fügt Marx dort hinzu, werde die Nachwelt überzeugen, „daß wenn Heilige vierzehn Tage ohne Speise ausharren konnten, ganz Deutschland, welches nicht einmal heilig war, über zwanzig Jahre ohne geistige Konsumtion und Produktion zu leben verstand.“ — Dem „Jungen Deutschland“ widmete Wienberg nicht 1835, wie Engels annimmt, sondern schon 1834 seine bei Hoffmann und Campe erschienenen Ästhetischen Feldzüge. Gutzkows Aufsatz im Jahrbuch für

Literatur, von dem Engels Seite 41 spricht, war Über Vergangenheit und Gegenwart 1830 bis 1838. Von den auf Seite 41 erwähnten Schriftstellern und Dichtern kennt man heute nur noch wenig den Böhmen Karl Egon Ebert, der gleich L. August Frankl wesentlich in Uhlands Bahnen wandelte, gar nicht mehr C. Morvell, der eigentlich C. F. Vollmer hieß und unter dem Namen W. F. A. Zimmermann auch naturwissenschaftliche Schriften veröffentlichte, und Karl von Wachsmann, der mit Vorliebe Räuberromane anfertigte. Aber auch Robert Heller, nach einander Redakteur der Rosen und der Illustrierten Jugendzeitung, 1849 bei der Gervinusschen Deutschen Zeitung und später noch bei den Hamburger Nachrichten, einer der beliebtesten Unterhaltungsschriftsteller seiner Zeit, der zahlreiche Romane und Novellen, auch einen Florian Geyer geschrieben hat, gehört heute den Toten an. So wenig wie an ihn denkt man noch an den Böhmen Karl Georg Reginald Herloßsohn (1804—1849), den Dichter des Liedes: „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn“, der eigentlich Herloß hieß und dessen historische Romane, deren er einige unter dem Namen Edmund Foerstermann und Heinrich Clauren veröffentlichte, in den dreißiger Jahren einen großen wenn auch nicht gewählten Leserkreis hatten. Man verwechsle jedoch nicht diesen Clauren mit jenem anderen, der eigentlich K. G. S. Heun hieß und dessen Mimili Wilhelm Hauff im Mann im Monde parodiert. Die Lyriker Ignaz Hub und August Schnetzler gaben, anfänglich gemeinsam mit Freiligrath, das Rheinische Odeon heraus, einen Almanach, zu dem auch Heibel, Grabbe, Rückert, Simrock Gedichte beisteuerten. Literaturkomödien von der Art, wie sie das Siegfriedfragment nachahmt, waren, seitdem Platen in die Spuren des Aristophanes getreten war, in Schwung gekommen. Friedrich Storck war ein wupperdeutscher Lokaldichter, der auch noch später unter dem Pseudonym Hörmeckan allerhand Dichtungen veröffentlicht hat. Wer in der Abendzeitung unter dem Pseudonym Thuringus, Faber, von Großkreuz schrieb, ließ sich nicht feststellen und hat auch keine Bedeutung. Für Heinrich Leos, des „Hallischen Löwen“, Feldzug gegen die „Hegeligen“ sei hier bloß auf Band I der Engelsbiographie verwiesen. Die Junghegelianer wehrten sich ihrer Haut energisch, besonders in den Hallischen Jahrbüchern. Noch vor Leo hatte K. E. S. Schubarth (1796—1861) auf den revolutionären Keim, der in der Hegelschen Lehre lag, hingewiesen. Gegen seine Schrift Über die Unvereinbarkeit der Hegelschen Staatslehre mit dem obersten Lebens- und Entwicklungsprinzip des preußischen Staats, Breslau 1839 wandte sich Karl Friedrich Köppen im Telegraph vom April 1839. Dr. Martin Runkel war der Chefredakteur der Elberfelder Zeitung, der auch in Almanachen Gedichte veröffentlichte. Der Deutsche Musenalmanach für 1840, herausgegeben von Theodor Echtermeyer und Arnold Ruge, enthielt keinen Beitrag von Engels. Das Athenaeum erschien unter Redaktion von Dr. Karl Riedel, vormals evangelischer Pfarrer zu Weißenstedt in Bayern (geb. 1804), ursprünglich in Nürnberg und wurde 1840 von diesem nach Berlin verlegt, wo es 1841 ein Sammelpunkt der radikalen Elemente war und von Heß, Buhl, Marx, Engels Beiträge brachte. Da Riedel aber durch seine Teilnahme an der bekannten Serenade für den badischen Oppositionsführer Welcker zum 1. Januar 1842 aus Berlin ausgewiesen wurde und Eduard Meyen oder Karl Nauwerck der Zensur als Nachfolger nicht genehm waren, ging das Blatt ein. Engels veröffentlichte hier seine Lombardischen Streifzüge. Der Aufsatz über die Grenzen der Naturbetrachtung findet sich in der Evangelischen Kirchenzeitung vom 20., 23. und 27. März 1839. Bei der „Züricher Geschichte“ mit Strauß handelt es sich um den bekannten „Züriputsch“, der sich in Zürich abspielte, als der

den Orthodoxen aufs tiefste verhaßte Verfasser des *Leben Jesu* 1839 als Professor der Dogmatik und Kirchengeschichte nach Zürich berufen wurde. Man weiß, daß Strauß infolge des von den rechtgläubigen Eiferern erhobenen Rufs, die Religion sei in Gefahr, sein Amt nicht antreten konnte. Von Engels Übersetzung Shelleys haben sich leider keine Spuren gefunden. Strücker scheint derselbe Freund gewesen zu sein, dem Engels, als er 1849 aus der Heimat fliehen mußte, seine Papiere zur Aufbewahrung übergab.

Friedrich von Smitt, der Verfasser des Buches: *Geschichte des polnischen Aufstands und Kriege* in den Jahren 1830 und 31, Berlin 1839, war ein Livländer. Der Pater Johann Goßner war nach manchen Irrsätzen, die er als Konvertit zu erdulden hatte, Prediger an der Bethlehemkirche, der frommsten Gemeinde Berlins, geworden. Er war ein feuriger Kanzelredner und hat zahlreiche Missionsgesellschaften, Kinderbewahranstalten und ähnliches ins Leben gerufen. Mit Vermicul ist natürlich Wurm gemeint. Johann Adolf Torstrick (1821—1877) war der Sohn des Organisten der St. Martinikirche, bei deren Pfarrer G. G. Treviranus Engels in Bremen in Pension war. Torstrick fand später auf der Bibliothéque Nationale in Paris unveröffentlichte Fragmente von *De Anima des Aristoteles* und wurde 1876 korrespondierendes Mitglied der Berliner Akademie. Rudolf Ewald Stier (1800—1862) war seit 1838 Pastor in Wichlinghausen im Wuppertal. Aus dem Artikel, den Tholuck ihm in Herzogs *Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche* widmet, wird ersichtlich, daß er sich an die presbyteriale Kontrolle, welche die Rheinischen Gemeinden über ihre Geistlichen ausübten, nicht gewöhnen konnte und deswegen 1846 die Gegend wieder verließ. Friedrich Adolf Philippi (1809—1882), in Berlin als Sohn eines jüdischen Bankiers geboren, hatte sich Hengstenberg angeschlossen, war seit 1837 Privatdozent der Theologie in Berlin und ging 1841 als Professor nach Dorpat, 1852 nach Rostock. Die Nachricht von einem Verbot der Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, des von Leopold von Henning herausgegebenen Organs der Althegeianer, scheint sich damals ebenso wenig bestätigt zu haben wie die von der Suspension Hallischer jüngerer Dozenten. Der Pastor Friedrich Ludwig Mallet an der Stephanskirche in Bremen (1792—1865) wird von Zeitgenossen als ein „Prediger ganz großen Stils“ geschildert, „im Gewissen sich fühlend als miles Christi und verpflichteter Verteidiger der Form des alten Glaubens, der sich bindet an die Bibel, aber nicht an die Symbole der Kirche.“ In dem Konflikt zwischen Krummacher und dem Bremer Pastor Paniel, über den Engels am 20. November 1840 an Wilhelm Graeber berichtet, stand Mallet auf seiten Krummachers.

Der Aufsatz *Die deutschen Volksbücher* (Telegraph Nov. 1839) zeigt in höchst charakteristischer Weise, wie in Engels die politischen die dichterischen Bestrebungen zurückzudrängen beginnen. Görres Werk *Die Teutschen Volksbücher. Nähere Würdigung der schönen Historien-, Wetter- und Arzneibüchlein*, welche teils innerer Wert, teils Zufall Jahrhundert hindurch bis auf unsere Zeiten erhalten hat, war 1807 in Heidelberg erschienen. Das Mittelalter hat Engels immer höchst einseitig beurteilt. Vgl. z. B. *Der deutsche Bauernkrieg. Über die Pläne*, die er damals selbst mit dem Stoff des ewigen Juden vorhatte, äußert er sich in seinem Brief an Wilhelm Graeber vom 13. November 1839.

Der Aufsatz über Karl Beck (Telegraph Dez. 1839) bedeutete bereits eine Reaktion gegen die Überschätzung des jungen ungarischen Dichters, die in Engels Briefen an die Freunde zutage tritt. Auch Gutzkow, der Beck noch in seinem Aufsatz *Vergangenheit und Gegenwart* 1830—1838 in dem

Jahrbuch für Literatur sehr gefeiert hatte, betonte jetzt in einem Nachwort zu Engels Aufsatz den „kindischen Charakter der neuen Dichtungsversuche Becks“ und klagte über den „schmählichen Abfall von den Hoffnungen“, die dieser früher erweckt habe. Ernst von der Haide war das Pseudonym Karl Grüns, mit dem Engels späterhin so hitzig um die Seelen der deutschen Arbeiter in Paris gerungen und den er als einen der hauptsächlichsten Wortführer des „wahren Sozialismus“ bekämpft hat.

Retrograde Zeichen der Zeit (Telegraph Febr. 1840) ist einer jener Aufsätze des Verfassers, in denen besonders stark der vorübergehende Einfluß des stets nach „feinen Bezügen“ und geistreichen Bemerkungen lüsternden Stils des Jungen Deutschlands hervortritt. Von Sternberg ist der esthländische Dichter Alexander Freiherr von Ungern-Sternberg (1806—1866), der fruchtbare Verfasser zahlreicher zu ihrer Zeit viel gelesener Romane, Novellen, Erzählungen und Märchen. Nach der Revolution von 1848 hat der reaktionäre Baron in seinem Roman Die Royalisten den geschlagenen Liberalismus mit fanatischem Haß verfolgt. Heinrich Gustav Hothos Vorstudien für Leben und Kunst waren 1835 in Stuttgart erschienen, von Heinrich Theodor Rötchers Abhandlungen zur Philosophie der Kunst der erste Teil 1837 in Berlin. Börne und Hegel in Parallele zu stellen, liebte Engels in jenen Jahren, wie sich an verschiedenen Stellen seiner Aufsätze und Briefe zeigt. (Vgl. dazu meine Biographie Band I Seite 45f.)

S. 115. Platen. (Telegraph Febr. 1840.) Mit dem Pentarchisten, den Engels am Schlusse des Aufsatzes nennt, meint er natürlich den Verfasser des 1839 anonym erschienenen Buches: Die europäische Pentarchie, das damals das größte Aufsehen erregte. Geschrieben war es, wie sich später herausstellte, von einem polnischen Juden namens Goldmann, der die öffentliche Meinung Deutschlands für Rußland günstig zu stimmen und gegen die preußische und österreichische Regierung mißtrauisch zu machen suchte.

S. 117. Requiem für die Deutsche Abendzeitung. (Telegraph April 1840.) Weshalb Engels diesem Blatt damals ein Requiem anstimmte, vermochte ich nicht mehr festzustellen. Dem Katalog der Berliner Staatsbibliothek zufolge ist die Zeitung für den deutschen Adel von 1840 bis 1844 erschienen. Fouqué, der im Januar 1843 starb, war nur von 1840 bis 1842 an der Herausgabe beteiligt. Daß Engels bei den Schneidergesellen, von denen er auf Seite 119 meint, daß sie zuzeiten „den Adel erfrischen“, auf Weitling anspielt, von dem bekanntlich das Gerücht ging, daß man ihn aus Wien ausgewiesen habe, weil er einer Erzherzogin gefährlich geworden war, ist unwahrscheinlich. Auf jeden Fall ahnte Engels damals noch nicht das mindeste von Weitlings historischer Bedeutung.

Zwischen Platen und Requiem usw. erschien im Telegraph (April 1840) der Aufsatz gegen Joel Jacoby, dessen Abdruck, wie wir in der Einleitung begründeten, unterlassen wurde. Engels verspottet darin den „neuen Prophet Joel“, der allen „revolutionären, liberalen, hegelingschen und protestantischen Bestrebungen“ den Untergang weissage und mit einem Auge nach dem roten Adlerorden, mit dem andern nach der Bischofsmütze schiele. So wie dieser Konvertit und Denunziant müsse jeder zugrunde gehen, der gegen die absolute Macht des Geistes in Opposition trete.

S. 121. Landschaften. (Telegraph Juli 1840.) Man muß annehmen, daß entweder ein Druckfehler vorliegt oder Engels ein Lapsus untergelaufen ist, wenn er von der linken Elbseite spricht. Dem Inhalt nach müßte die rechte Elbseite gemeint sein. Das malerische und romantische Westfalen,

das Freiligrath zusammen mit Lewin Schücking herausgab, hatte 1839 zu erscheinen begonnen. Daß Engels für echte Poesie einen Sinn hatte, der ihn nicht leicht trog, zeigt die warme Anerkennung, die er Annette von Droste-Hülshoff, Deutschlands stärkster Dichterin, zu einer Zeit, als sie erst wenig beachtet wurde, und trotz der Verschiedenheit ihrer Weltanschauungen entgegenbrachte.

S. 127. Ein Abend. (Telegraph August 1840.) Über die Bedeutung dieses Gedichts unter biographischem Gesichtspunkt wurde an anderer Stelle das Nötige gesagt. Das Bild vom Sonnenaufgang, angewendet auf ein neues soziales Zeitalter finden wir wieder bei Ferdinand Lassalle am Schluß seines Arbeiterprogramms. Als später Gerhart Hauptmann seinem sozialen Erstlingsdrama den Titel Vor Sonnenaufgang gab, kannte er weder das verschollene Gedicht Friedrich Oswalds, noch, wie er mir vor langen Jahren ausdrücklich schrieb, die Lassallesche Rede.

S. 131. Sankt Helena. (Telegraph Nov. 1840.) Ursprünglich beabsichtigte ich, dies Fragment von der Sammlung auszuschließen, weil es, so wie es dasteht, nicht voll verständlich ist. Ich wage nicht mit Bestimmtheit zu erklären, wen Engels mit dem Heros meinte, den die Zeit „in ihren bitteren Scherzen“ in dem neuen Jahrhundert „zu den andern ausgeglühten Kerzen“ geworfen haben soll. Vielleicht, daß einem Leser der Sinn der holprigen Verse aufgeht?

S. 132. Der Brief an Wilhelm Graeber vom 20. November 1840 persifliert den Konflikt zwischen Friedrich Wilhelm Krummacker und dem Pastor der Bremer Ansgariuskirche Karl Friedrich Paniel (1803—1856). Wie großen Staub dieser Konflikt damals aufwirbelte, bezeugen noch heute zwei starke Konvolute auf der Bremer Stadtbibliothek, die den Gegenstand behandeln. Paniel, ein Schüler des bekannten Aufklärungstheologen Paulus, vertrat in Bremen, das wie Elberfeld und Barmen zu den Hochburgen der Orthodoxie gehörte, den christlichen Rationalismus. Nun hatte bei einer Gastpredigt auf der Kanzel der Ansgariuskirche am 12. Juli 1840 Krummacker den Rationalismus auf das schärfste angegriffen, und von da aus hatte sich zwischen Offenbarungstheologie und Vernunftglauben ein Kampf entwickelt, der das ganze theologische Deutschland in Mitleidenschaft zog. Es verdient Beachtung, wie sich hier, noch vor seiner militärischen Dienstzeit, bei Engels mochte es auch nun erst in lächerlicher Form sein, das Interesse für strategische Probleme zeigt. Bei seiner tiefwurzelnden Abneigung gegen F. W. Krummacker wäre es übrigens nicht ausgeschlossen, daß Engels, von dem wir wissen, daß er im Januar 1839 den Brüdern Graeber eine Reihe ähnlicher Xenien schickte, auch der Verfasser des folgenden Xenions war, das die Rheinische Zeitung am 10. März 1842 veröffentlichte:

Nomen et omen.

Wie man die Seelen verkrümmt, verkrüppelt des Göttlichen Abbild,
Sage, wie nenn ich es doch? nenne es Krummacherei.

Richard Roth war ein junger Barmer, den Engels noch in seinem ersten Brief an Marx als einen Gesinnungsgenossen nennt.

S. 134. Siegfrieds Heimat. (Telegraph Dez. 1840.) Mistress Fry ist Elisabeth Fry (1780—1847), die Tochter eines reichen englischen Quäkers, der ihre unermüdlchen Bemühungen um die Humanisierung des Gefängniswesens den Namen „der Engel der Gefängnisse“ eingetragen haben. Der holländische Maler Jan van Calcar (1460—1519) ist noch bekannter unter

dem Namen Jan Joest. Daß man ihn fast nur in Calcar kennen lernen könne, versichert in seiner Deutschen Geschichte (Bd. V, 1) Lamprecht, der den großen Maler der altniederländischen Schule zurechnet. Wallraf ist Ferdinand Franz Wallraf (1748 bis 1824), der bekannte Begründer des Wallraf-Richartz-Museums in Cöln.

S. 139. Ernst Moritz Arndt. (Telegraph Jan. 1841.) Die Erinnerungen aus dem äußeren Leben waren 1840 erschienen, und Ruge hatte sie schon im Oktober dieses Jahres in den Hallischen Jahrbüchern besprochen. Engels hatte ein Recht, gegen jene Jugend zu wettern, die sich eine Ehre daraus machte, wegen Körperschwäche vom Militärdienst frei zu kommen. Obgleich auch ihm unter den damaligen Verhältnissen ein solcher Weg wahrscheinlich offen gestanden hätte, hat er daran nicht gedacht: er wurde gern Soldat und war es gern. Bei seinem Abgang vom Regiment erhielt er, wie aus seinen Personalakten auf dem Berliner Polizeipräsidium ersichtlich wird, ein gutes Zeugnis. Der auf Seite 144 erwähnte Aufsatz erschien am 23. und 24. November 1840; er war von Ruge und hieß Friedrich von Florencourt und die Kategorien der politischen Praxis. Florencourt (1803—1886) wird von Engels ziemlich richtig charakterisiert. Damals stand er bei den Liberalen, aber die Revolution von 1848 hat ihn später auf die äußerste Rechte hinübergeführt. Charles Adolphe Adam, der bekannte französische Komponist, hatte 1836 mit dem Postillion von Lonjumeau seinen Hauptschlager erzielt.

S. 155. Immermanns Memorabilien. (Telegraph April 1841.) Leo rugiens nannte Ruge zuerst Karl Rosenkranz in seinem Literaturdrama: Das Zentrum der Spekulation, Königsberg 1840. In einem Brief an Rosenkranz vom 3. Januar 1840 protestierte Ruge gegen diese Bezeichnung, weil er eine Verwechslung mit Heinrich Leo befürchtete. Für Nitzsch und Bleek vgl. erst Seite 315. Der Rhein von Prutz war im Dezember 1840 als Sonderabdruck erschienen und von Ruge sofort in den Hallischen Jahrbüchern abgedruckt worden.

3. Das Militärjahr in Berlin 1841—1842.

S. 167. Schelling über Hegel. (Telegraph Dez. 1841.) Riedels Broschüre, die hier gemeint ist, behandelte Schellings religionsgeschichtliche Ansicht nach Briefen aus München und war im August 1841 erschienen.

S. 174 ff. Nord- und süddeutscher Liberalismus erschien in der Rheinischen Zeitung am 12. April 1842, Rheinische Feste an derselben Stelle am 14. Mai, Das Tagebuch eines Hospitanten am 10. und 24. Mai. William Huskisson gehörte bekanntlich zu den wichtigsten Vorkämpfern der Handelsfreiheit in England. Als Präsident des Handelsamts (1824—1827) gewährte er allen Staaten den freien Handel mit den englischen Kolonien. Graf Charles Marie Tannegui Duchatel versuchte als französischer Handelsminister seit 1834 eine durchgreifende Reform des französischen Zollwesens. Die Glossen und Randzeichnungen zu Texten aus unserer Zeit, Vier öffentliche Vorlesungen, gehalten zu Königsberg von Ludwig Walesrode besprach Engels in der Rheinischen Zeitung am 25. Mai. Die ausführlichen Zitate aus der Schrift des Königsberger Literaten, bekanntlich eines nahen Freundes Johann Jacobys, haben wir fortgelassen. Wenn Engels auf Seite 185 von der „Barbarei des slavischen Ostens“ spricht, so schlägt er damit den Ton an, der nachher in der von ihm vertretenen Auslandpolitik der Neuen Rheinischen Zeitung so vernehmlich wiederhallte. Wie Cohen-Walsrode gehörte

auch Reinhold Jachmann, der Sohn des Biographen Kants, dem Kreise Jacobys und der Hartungschen Zeitung an. Eine vom 25. Juni datierte kleine Korrespondenz der Rheinischen Zeitung über das Ende der Kriminalistischen Zeitung, die nur ein Jahr bestanden hatte, glaubten wir, obwohl sie von Engels herrührt, fortlassen zu dürfen.

S. 187. Alexander Jung und das junge Deutschland. In den von Arnold Ruge herausgegebenen Deutschen Jahrbüchern vom 7. bis 9. Juli 1842 erschien der Aufsatz, dem wir den vorstehenden verkürzten Titel gaben, nur mit der Überschrift des Buches, an das Engels seine Betrachtungen anknüpfte. Alexander Jung (1799—1884) hatte sich, worauf am Schlusse der Besprechung angespielt wird, ursprünglich zum Geistlichen bestimmt. Er war ein fruchtbarer Schriftsteller, der sich auf den verschiedensten Gebieten, am häufigsten auf literaturgeschichtlichem, versucht hat. Reiffenscheids Artikel über ihn in der Allgemeinen Deutschen Biographie Band 50 gibt darüber hinreichend Auskunft. Auf Engels Angriff antwortete er in dem von ihm redigierten Königsberger Literaturblatt, scheinbar von oben herab, mit einem Artikel, der dem „kleinen“ Oswald „einige Bonbons“ darreichen sollte. Jungs Briefe über die neueste Literatur waren 1837 erschienen. Sein Buch über Königsberg in Preußen und die Extreme des dortigen Pietismus, Braunschweig 1840 war in den Hallischen Jahrbüchern 1841 Nr. 153 ff. von Ruge in dem Aufsatz: Restauration des Christentums scharf angegriffen worden. Wenn Engels von den Dramatikern Rosen und Klein spricht, so ist Rosen gewiß ein Druckfehler für Julius Mosen; Julius Leopold Klein (1810—1876) ein geborener Ungar, hatte 1841 das Trauerspiel Maria von Medici veröffentlicht, dem er 1842 Luines und später mehrere andere folgen ließ. Am bekanntesten geblieben ist wohl seine Geschichte des Dramas in 13 Bänden 1865—1876. Engels Urteil über Heinrich Heine machte eine große Wandlung durch, nachdem er durch Marx Vermittlung den Dichter persönlich kennen gelernt hatte. An dieser Stelle beurteilt er ihn noch ganz unter dem Eindruck seiner Entrüstung über dessen Angriff auf den toten Börne. Friedrich Radewell hatte 1840 eine Komödie Till Eulenspiegel erscheinen lassen. Die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel, den Atheisten und Antichristen, in pietistischer Gewandung eine Verspottung des Pietismus, hatte, wie man weiß, Bruno Bauer zum Verfasser. Eduard Meyens Name wird von Engels mehrfach mit falscher Orthographie geschrieben. Der fleißige und betriebsame Literat, der sich mit seinem Angriff auf Heinrich Leo, den „verhallerten Pietisten“ kürzlich in dem zwischen Junghegelianern und den Orthodoxen entbrannten Kampf hervorgetan hatte, schrieb damals sehr viel in die Hallischen und Deutschen Jahrbücher und die Rheinische Zeitung. Für den Kreis der Freien darf ich hier wohl auf das Kapitel IV meiner Engelsbiographie verweisen.

S. 200. Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen erschien in den von Georg Herwegh 1843 veröffentlichten Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz, einem Bande, der die Aufsätze zusammenfaßte, die ursprünglich für die ersten Monatshefte des nicht zustande gekommenen Deutschen Boten aus der Schweiz bestimmt waren. Zu den Mitarbeitern zählten außer Herwegh selbst auch Bruno Bauer, David Friedrich Strauß, der Königsberger Witt und besonders Moses Heß, der die markantesten Aufsätze beisteuerte.

S. 209. Die frech bedräute, jedoch wunderbar befreite Bibel oder der Triumph des Glaubens usw. hat zum Hintergrunde die akademischen Schicksale Bruno Bauers, die damals das größte Aufsehen erregten. Be-

kanntlich hatte dieser Privatdozent der Theologie in Bonn durch seine radikale Kritik der Evangelien im orthodoxen Lager einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen. Der von Friedrich Wilhelm IV. eingesetzte neue Kultusminister Eichhorn erbat im August 1841 von den theologischen Fakultäten der preussischen Universitäten Gutachten darüber, ob Bauer nach den Bestimmungen der Universitäten, besonders aber der theologischen Fakultäten, die Licentia docendi verstatet werden könne. Bejahend antwortete nur Königsberg, völlig verneinend nur Bonn. Die andern Fakultäten waren in sich gespalten. In Breslau und Berlin stellte die Majorität sich auf den Boden des Bonner Gutachtens. Marheineke, Bauers Lehrer, gab ein Separatvotum ab, in welchem er dessen Belassung in der akademischen Wirksamkeit unter Versetzung in die philosophische Fakultät vorschlug. Im März 1842 erfolgte trotzdem Bauers Entfernung vom Lehramt. Das Gutachten, auf Grund dessen die Absetzung erfolgte, hatte zum Verfasser den Bonner Theologieprofessor Friedrich Bleek (1793—1859), der 1841 Dekan der theologischen Fakultät war. Eng verbündet mit ihm waren die dortigen Theologieprofessoren Karl Immanuel Nitzsch (1787—1868), der schon seit 1822 in Bonn die Professur für systematische und praktische Theologie innehatte und 1847 nach Berlin berufen wurde, und Carl Heinrich Sack (1789—1875). Seit 1818 außerordentlicher, seit 1832 ordentlicher Professor in Bonn wurde dieser 1841 Konsistorialrat in Magdeburg. Sie alle, besonders aber Sack, waren dafür bekannt, daß sie die Hegelsche Philosophie verabscheuten. In Bruno Bauers Briefen an seinen Bruder Edgar ist viel davon die Rede. Er spricht dort auch von Sacks „Eliasingrimm“. Sack ließ damals ein Sendschreiben an den Bonner Geschichtspräsidenten Löbell drucken, das seinen Standpunkt beleuchtete (Über das Geschichtliche im alten Testament. Ein Sendschreiben). In Bruno Bauers ursprünglich als zweiter Teil der Posaune gedachter Schrift: Hegels Lehre von der Religion und Kunst wird Nitzsch „Isachar, der beinerne Esel“ genannt. Dort heißt es auf Seite 72: „So spricht Sack ganz aus unserer Seele heraus, ein Mann, der in seiner Art, auch ein Elias unserer Zeit ist, für die Anerkennung des göttlichen Wortes unerschrocken eifert und die falsche Scham vor Eseln, die da sprechen, in seinem Herzen nicht kennt. Unglückliche Zeit, welche es nicht ertragen kann, daß Esel sprechen!“ Für „er spielt nur ein Instrument“ auf Seite 226 vgl. „Die Augsburger spielt nur Ein Instrument in ihren anti-philosophischen Katzenkonzerten, die eintönige Pauke“ in Marx Artikel in der Rheinischen Zeitung vom Mai 1842: Der leitende Artikel in Nr. 79 der Kölnischen Zeitung (neu abgedruckt in Mehrings Nachlaßausgabe Band I, 262).

Auch über den jüngeren Fichte und Christian August Brandis, die beiden Professoren der Philosophie an der Bonner Universität, äußert sich Bruno Bauer in jener Schrift. Immanuel Hermann Fichte nennt er „einen der Stifter und Bekenner der positiven Philosophie“ der „von den Begriffen nicht viel halte“. Durch sein Bestreben, zwischen Philosophie und Religion zu vermitteln, mußte der junge Fichte sich die Abneigung der radikalen Junghegelianer zuziehen. Ein Neffe Eduard Meyens war der bekannte Schriftsteller und Dichter Alfred Meißner. Unter dem Pseudonym Dr. Radge schrieb damals Edgar Bauer in den Deutschen Jahrbüchern. Mit dem „schwarzen Kerl aus Trier“ und dem „Ungetüm“ ist natürlich Karl Marx gemeint. Rtg. ist Dr. Adolf Rutenberg, Schwager der Brüder Bauer, der sich als angeblicher Anstifter der bekannten Serenade für Welcker den besonderen Zorn des Königs zugezogen hatte und nun Redakteur der Rheinischen Zeitung war. Wenn Marx ihn „erklettert“, so soll das wohl besagen, daß Marx, der selbst im Herbst 1842 leitender Redakteur des Blattes wurde, ihn unter seinen Ein-

fluß gebracht hatte. Mit Julius van der Sünden ist der Theologieprofessor Julius Müller in Halle gemeint, dem 1839 sein Hauptwerk: Die christliche Lehre von der Sünde den Spitznamen Sündenmüller eingetragen hatte. Auch ihm hat Bauer in der Schrift Hegels Lehre von der Religion und Kunst einen Abschnitt gewidmet. Ruge nannte ihn am 15. März 1842 in einem Brief an Rosenkranz eine „reine ganz unverschämt stupide Reaktion gegen die Philosophie“. Unter Nichts ist Nitzsch zu verstehen. Hirzel ist Bernhard Hirzel (1807—1847), Professor der orientalischen Sprachen in Zürich, dann Pfarrer in Pfäffikon, der am 6. September 1839 an der Spitze des bereits erwähnten Zürichputsches gegen die Anstellung David Friedrich Strauß stand. Später mußte er wegen Wechselfälschung flüchten und endete durch Selbstmord. Über Johann Christian Edelmann (1698—1767), denn bekannten Freidenker, mit dem er sich wesensverwandt fühlte, handelt Bauer ausführlich im ersten, 1843 erschienenen Bande seiner in Charlottenburg bei seinem Bruder Egbert verlegten Geschichte der Politik, Kultur und Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts.

3. Der erste Aufenthalt in England 1842—1844.

S. 243. Die Korrespondenzen an die Rheinische Zeitung, die so charakteristisch sind für den Eifer, mit dem Engels sich in die Verhältnisse des Inselreiches hineinlebte, wurden ebenso wie die hinterher folgenden Briefe aus London, die er ein halbes Jahr später, am 16. und 23. Mai und 9. und 27. Juni 1843, im Schweizer Republikaner veröffentlichte, im sechsten Kapitel meiner Engelsbiographie so eingehend berücksichtigt, daß der Leser wohl dorthin verwiesen werden darf. Zur gründlicheren Orientierung sei besonders genannt die Geschichte des Sozialismus in England von M. Beer, Stuttgart 1913. Dies Werk ist 1919 in London in einer wesentlich erweiterten englischen Ausgabe erschienen. Über den auf S. 261 erwähnten Charles Southwell erhalte ich auf persönliche Anfrage von Herrn Beer die freundliche Auskunft, daß er ein von der Partei Owens unterhaltener bezahlter sozialistischer Agitator war. Er war — was der Kuriosität wegen bemerkt sei — der jüngste von 34 Geschwistern. Auch die Aufsätze: Über die Lage Englands im Pariser Vorwärts von 1844 sind in der Biographie eingehend verwertet. Die bloß dem Porterschen Werk entlehnten Angaben habe ich im Text fortlassen zu dürfen geglaubt, weil sie sich größtenteils in dem Einleitungskapitel zu Die Lage der arbeitenden Klasse in England wiederfinden. Von Porters Progress of the Nation war Band I 1836, Band II 1838, Band III 1843 erschienen. Von John Wades Geschichtswerk, das Engels auf S. 297 dreimal anführt, lag mir die gegen die erste nur ganz unwesentlich veränderte vierte Auflage vor. Sie führt den genauen Titel: British History, chronologically arranged, comprehending a classified analysis of events and occurrences in Church and State and of the constitutional, political, commercial, intellectual and social progress of the United Kingdom from the first invasion by the Romans to the accession of Queen Victoria. Second edition with a suppliment, London 1843. Wades Buch ist ein ausgezeichnetes Nachschlagwerk, das mit seinen vorzüglichen Tabellen und Registern von besonderer Handlichkeit ist. Das Vorwort zur ersten Auflage charakterisiert den historischen Standpunkt des Verfassers. Er wendet sich gegen die im wesentlichen biographische Auffassung der Geschichte, ob sie nun die Persönlichkeit des Fürsten oder des Geschichtsschreibers selbst in den Vordergrund dränge. Jede verfassungsmäßige, moralische oder physische Veränderung, heißt es hier, nehme ihren Ursprung in irgend einem

Bedürfnis oder einer Notwendigkeit der Gemeinschaft. Ein großer Bewunderer seines Volks, betont der Verfasser mit Nachdruck, daß Englands Größe nicht das Werk einzelner, sondern das langsame Ergebnis vereinigter und aufgehäufter Anstrengungen ist. „Kein Solon oder Lykurgos kann auf die Auszeichnung Anspruch erheben, den Überbau seiner Gesetze und Einrichtungen begründet und entwickelt zu haben.“ Die Nation sei ihr eigener Baumeister gewesen. In England habe der Fürst bald aufgehört, den Staat zu bedeuten; unter den Angelsachsen und den Normannen wurde die vollziehende Gewalt von Geistlichkeit und Adel geteilt und infolgedessen wurde die englische Geschichte mehr eine der Stände als der Monarchen. „Je mehr diese Stände in Verfall kamen, um so mehr kamen andere empor oder entwickelten sich aus ihnen, indem sie die mittleren und arbeitenden Klassen bildeten. Die Geschichte ist dunkel, bloß das Steigen und Fallen dieser verschiedenen Interessen läßt sich in seinen Spuren genau und fortgesetzt wahrnehmen.“ Daß Ansichten wie diese auf den jungen Engels einen sehr starken Einfluß ausgeübt haben, ist zweifellos. Marx bezeugt von sich ausdrücklich, daß er sich Wade zu Dank verpflichtet fühle. Auffallenderweise fehlt es bisher ganz an einer genauen Untersuchung über den Einfluß dieses englischen Historikers auf Marx und Engels. Leider gelang es mir bisher nicht, von John Wades anderem Werk: *History and political Philosophy of the middle and working classes*, das, so viel ich feststellen konnte, 1834 in zweiter und 1842 in vierter erweiterter Auflage in Edinburg erschienen ist, ein Exemplar aufzutreiben. Seite 280. Mit dem „jämmerlichen Buch des Herrn von Raumer“ meinte Engels Friedrich von Raumer, England im Jahre 1835, Leipzig 1836, zwei Bände und zweite, verbesserte und mit einem Bande vermehrte Auflage, Leipzig 1842. Seite 258 Thomas Slingsby Duncombe (1796—1861) nennt M. Beer einen Freischärler des Chartismus. Ohne ihre Endziele sich anzueignen, unterstützte er die Chartisten in- und außerhalb des Parlaments. Seite 293 Thomas Milner Gibson (1806—1884), seit 1841 Abgeordneter von Manchester, war einer der eifrigsten Mitglieder der Anti-Kornzoll-Liga und späterhin Führer der radikalen Partei im Unterhaus. Von 1846 bis 1848 war er Vizepräsident und 1859 bis 1866 Präsident des Handelsamts. Seite 293 Richard Carlisle (1790—1843) hatte im ganzen neun Jahre und drei Monate im Kampf für die Meinungsfreiheit im Gefängnis zugebracht. William Blackstone (1723—1780) veröffentlichte zuerst in den Jahren 1765 bis 1769 sein klassisches Werk *Commentaries on the laws of England*. Eine Art Enzyklopädie des englischen Rechts ist sein zuerst 1754 erschienenenes Werk *An analysis of the laws of England*. Mit de Lolmas Hirngespinnst meint Engels offenbar des Genfers Jean Louis Delolme *Constitution de l'Angleterre*, die 1771 zuerst in französischer und im folgenden Jahr in englischer Sprache erschien. Seite 296 O'Connells Verurteilung in Dublin erfolgte am 30. Mai 1844. Daraus ergibt sich, daß zum mindesten dieser Abschnitt der Abhandlung Über die Lage Englands Ende Juni 1844 niedergeschrieben wurde.

Verlag von Julius Springer in Berlin W 9

Von **Gustav Mayer** sind ferner erschienen:

Johann Baptist von Schweitzer und die Sozialdemokratie

Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen
Arbeiterbewegung

Preis M. 8.—; gebunden M. 9.

im Verlag von Gustav Fischer, Jena. 1909

Die Trennung der proletarischen von der bürgerlichen Demokratie in Deutschland

(1863—1870)

Preis M. 1,80

im Verlag C. L. Hirschfeld, Leipzig. 1911

Sozial-Idealismus

Neue Richtlinien sozialer Erziehung

von

Paul Natorp

1919. Preis M. 12.

Der Friede von Versailles

Wirtschafts- und sozialpolitische Ausblicke

von

Adolf Braun

1919. Preis M. 2.—

Aufsätze zur deutschen Revolution

von

Hans von Hentig

1919. Preis M. 2.60

Hierzu Teuerungszuschläge